This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 8142.1

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

PROFESSOR E. W. GURNEY,

(Class of 1852).

Received ~~25 May, 1896.~~ 29 June 1891.

Die

Slawen der Türkei,

oder

die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albaneſen und Bulgaren,

ihre Kräfte und Mittel,

ihr Streben und ihr politiſcher Fortſchritt,

von

Cyprian Robert.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erörtert und berichtigt

von

Marko Fedorowitſch.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1844.

I. 4015

Slav 242.1

Harvard College Library.
29 June 1891.
From the Library of
Prof. E. W. GURNEY.

Inhalt

des zweiten Theils.

Drittes Buch.

Die Bosniaken.

Seite

Kap. I. Das Volk: Seine Herkunft; seine politischen und religiösen Schicksale; seine Sitten. — Die Großwürdenträger, die Patricier, der Kriegeradel, die Spahis; Verfassung der Spahiliks (bäuerliche Verhältnisse), die Tschiftliks, Zustand der Rajas. — Charakteristik des Volkes: Sitten, Nahrung, Heilverfahren, Wohnungen. Volksgesänge: Die Moba; ein Wintergelag; eine theuer erkaufte Lust; das Strafgericht der Haiduken. — Scherawitza, Mladen. 1

Kap. II. Landesbeschreibung: Stammeintheilung d. Landes; malerische Wanderungen; Boden, Bergbau, Flüsse; Naturproducte; Festungen; Städte, die Hauptstadt Sarajewo, Travnik, Zwornik, Nowi-Pasar. — Die Herzegowina; Türkisch-Croatien, das Schisma. 22

Kap. III. Geschichte des muselmännischen Bosniens seit dem 17. Jahrh.: Die islamitische Aristokratie und die christlichen Rajas; Kämpfe der Aristokratie; die Dahis; Aufstand der Rajas gegen die Dahis; der Sänger Philipp; Haidukenkämpfe; Belgrads Verwüstung; Aganlia's Wittwe. — Christenverfolgung; Gegenwehr; muselmännische Coalition. Heldenkämpfe der Rajas: Der Drache von Rotjai (Schlacht auf dem Salaschfelde); Czerni Georg, Schlacht bei Petzka und auf dem Mischarfelde. — Erhebung und Unterdrückung der

Seite

Rajas; Soliman, der Henker der Serben; Miloſch, der Türkenfreund; der Weſſier Oſchelaludin; Anarchie 33

Kap. IV. Türkiſche Reformen; Weſſier Abdurahim; Todeskampf des Adels; Meuterei der Truppen des Weſſiers. — Der türkiſch-ruſſiſche Krieg (1829); Muſtapha; Miloſch's Abſichten auf Bosnien; Ali Widaïtſch. — Der antireformiſtiſche Wuſſeïn, Hort der Bosniaken (Piesme); Wuſſeïn und Muſtapha gegen den Ketzerſultan; Reſchid's Schliche; Wuſſeïn auf dem Felde von Koſſowo (Piesme); diplomatiſche Ränke des Großweſſiers Reſchid; Muſtapha von ihm vernichtet; Wuſſeïn entſetzt und bei Koſſowo und Witez geſchlagen. — Sarajewo wird Reſidenz; Rückkehr der Verbannten; Wuſſeïn's Begnadigung. — Abtretung der 6 Diſtricte an Serbien; Gränzſtreitigkeiten; Vertreibung der Muſelmänner aus den 6 Diſtricten; großherrliche Gnade gegen Miloſch. Weſſier Daüd; Aufſtand der bosniakiſchen Rajas im Jahre 1834; Weſſier Wedſchi's Auftreten, ſeine Reformen, Höhepunct ſeiner Macht; Aufſtand der Spahis und Vernichtung derſelben; Wedſchi's Sturz. Sympathieen der Bosniaken; ihre Demoraliſation. — 52

Kap. V. Ergebniſſe der türkiſchen Reformen; Bosniens Zukunft; Oeſterreichs, Rußlands und Englands Politik rückſichtlich Bosniens; Handelsverkehr; wie Frankreich auf Bosnien einwirken könnte. 79

Viertes Buch.

Die Albaneſen.

Kap. I. Ethnographie: Phyſiſche und moraliſche Charakteriſtik der Albaneſen; ihr unſtetes Kriegs- und Söldnerleben; ihre Weiber; ihre häusliche Einrichtung, Kleidung, Schlafſtelle, Nahrung; ihre Gaſtmahle, Barden; ihr Heilverfahren; Aberglaube; Beſchäftigungen; Armirung; Kriegsleben; Stammverfaſſung, Blutrache; Fehden, Friedensceremonieen. Auflöſung der Stammverfaſſung. — Die vier Hauptvölker Albaniens: die Ghegen (mohammedaniſche Ghegen, Maliſoris, Nord- und Süd-Mirditen); die Toskeu; die Ljapis; die Schamis. Fremde Anſiedler. 86

Kap. II. Geographie: Die vier albaneſ. Landſchaften; Klima; Gebirge; Flüſſe (Drin, Wojuſſa, Acheron); Reiſehinderniſſe. — Ghegarien (Mirdita); Ohrida und ſein See; Pieria;

Seite

Wanderungen durch die Wildniß; die Burg des Kastrioten; patriarchalisches Leben; die Dibren; Prisren; Skadar und sein See; die adriatische Küste (Antivari, Dulcigno, Alessio, Durazzo); die freie Schunavia (Kroja); die freie Mirdita (Elbassan). — Toskarien (Musasche): die Hauptstadt Berat; Apollonia; das Argyrina-Thal (die Suterrazi); Tepeleni (Ali Pascha); das Wojussa-Thal; toskische Festen. — Schamurien: die Hauptstadt Janina und ihr See. — Ljapurien (Acroceraunien): die Chimära-Küste; die vulkanische Suschitza; die Kimarioten; das Delvino-Thal; Agio-Wasili; die Philatis; Parga; die Sulioten; Albonien (der Acheron, die elysëischen Gefilde). 108

Kap. III. Neuere Geschichte der Mirditen und Tosken: Kaukasische Herkunft der Albanesen; das Heldenzeitalter der Mirditen (Skanderbeg); ihre Türkisirung; Mahmud Basaklia von Skadar; Ali von Janina und Mustapha von Skadar. Das Triumvirat (Arslan, Weli und Seliktar-Poda); Untergang der Triumvirn, das Blutmahl von Monastir; Janinas Fall. Mustapha, Hort der Albanesen; Reschid's Sieg bei Prilipe; Mustapha's Sturz. Sprengung der albanesischen Burgen; Reformen; Anarchie; Empörungsversuche; Einfälle der Montenegriner. 134

Kap. IV. Gegenwart und Zukunft Albaniens: Aufblühen der christlichen Stämme; die Mirditen; drohender Untergang des albanesischen Volksthums. — Verhältnisse Frankreichs zu Albanien, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; die französische Politik, gegenüber der englischen und österreichischen; trostloser Zustand der Schipetaren; Aussicht auf Besserung. 151

Fünftes Buch.

Die Bulgaren.

Kap. I. Statistischer Ueberblick: Bevölkerung; Ausbreitung des Volkes über die Landesgränzen; Verhältnisse zu den Griechen; Nord- und Südbulgarien; die 5 Landschaften. Volkszahl (die Pest); Boden (Gebirgspässe); Producte (Rosenöl); häusliche Einrichtung der Bulgaren; Städte. 163

Kap. II. Volkscharakter, Sitten und Industrie der Bulgaren: ihre Friedliebe und Arbeitsamkeit; tartarisches Wesen;

Seite

Kopfschmuck; Kleidung; die bulgarischen Schönen; Willkommen der Reisenden; Genügsamkeit; Naivetät. 171

Kap. III. Landesbeschreibung: Reise von Stambul bis zur Mündung des heiligen Stromes Mariza; die Zagora; Steppenpoesie, Grabmäler, Städte. — Von Stambul über Ebreneh nach Philibeh: Gasthäuser, Karawanserais von Musta-Pascha und Irmenli. — Philibeh: Alterthümer, die Tscharschia, die Freitagsmoschee, verschiedenartige Bevölkerung, commerzielle Wichtigkeit der Maritza. — Bazardjik (neue Kirche); die Balkanpässe; das bulgarisirte Thracien. — Die Ostküste: Aïdos, das Bujuk-Kamentzi-Thal, Lopenitza. — Schumla: Varna; die Dobrudja. — Donau-Bulgarien: die Donaumündungen, Nikopoli, Ruschtschuk, die heilige Stadt Ternowo, Widdin; Hussein Pascha. — Von Widdin über Nissa nach Sophia: Belgradjik, die Karaüls, Ak-Palanka, Grabmäler, die Umgegend von Sophia. — Die Hauptstadt Sophia: die Tscharschia, die Sophienkirche. — Die Landschaft Sophia: die Porta Trajana, Kostendil, Samokow, Dubritza, Krapetz, St. Paraskevia, Austreten der Flüsse. — Das macedonische Bulgarien: seine Bewohner; die Flüsse Kara-Su und Struma; Hauptstadt Seres; Geldmangel und seine Folgen. 177

Kap. IV. Socialzustände: Knechtung des Volks durch die Spahis und Subaschis; Zinsen und Frohnen; der Haratsch, die Poresa, der Gazdalik. — Das Schulwesen. — Kirchenwesen: Simonie, kirchliche Eintheilung und Verfassung; kirchliche Mißbräuche und Beschränkungen. — Das Flachland geknechtet, das Hochland frei; das Haidukenwesen; die Kiradschias; Unreife und Friedliebe des Volkes 199

Kap. V. Politische Regungen seit Anfang des 19. Jahrhunderts: Paswan-Oglu; seine Kerdschalis und die Janitscharen gegenüber den Haiduken; Befreiung Serbiens durch die Haiduken; Vernichtung der Kerdschalis; Paswan-Oglu's Nachfolger Mollah-Pascha. — Folgen des Vertrags von Bukarest (1812); Milosch mit Hussein Pascha befreundet. — Verhalten des Volkes bei dem griechischen und russisch-türkischen Kriege. — Die bulgarische Hetärie; Bestrafung ihrer Mitglieder; das Volk belagert Jarkoï; Milosch's Einmischung; scheinbare Nachgiebigkeit der Pforte. Neue Gährung, durch die Hetärie und die Philorthodoxen angeregt; Veranlassung zum Ausbruch der Empörung; Miloje an der Spitze der bulgarischen Haiduken; Dämpfung des Aufstandes; die Pforte giebt scheinbar nach; Serbien spielt den Vermittler; neue Empörungsversuche 208

Seite

Kap. VI. Politik der Großmächte in Betreff Bulgariens: Einfluß der Serbier und Griechen auf die Bulgaren; französische Interessen; Rußlands Politik; Gegensatz der Russen und Südslawen; Civilisationsmittel für Letztere; Winke für die französische Handelspolitik. Wie Frankreich den Handel, die Verwaltung und Literatur Bulgariens heben könnte; Folgen dieses wohlthätigen Einflusses. 226

Sechstes Buch.

Die serbisch-bulgarische Union.

Kap. I. Verhältnisse der Serbo-Bulgaren zu den Nachbarvölkern und zu Europa: Slawen und Griechen in ihrem Verhältnisse zur Türkei; die Serbo-Bulgaren im Verhältnisse zur Pforte und den europäischen Mächten. . . . 239

Kap. II. Naturbeschaffenheit und materielle Kräfte des Landes: Wasserverkehr; Productenreichthum; Städte; Einöden; die Donauinseln; Oesterreich und die Donauschifffahrt. 246

Kap. III. Politische Geographie der Unionslandschaften: Einheit des serbischen und bulgarischen Balkanlandes; politische und Culturlage Serbiens, Bosniens und Montenegros; das mirditische Albanien (die Mattier und Dibranen); die Schädelpyramide, eine Mahnung zur Einigkeit für Christen und Muselmänner; Vorzüge der geographischen Lage Bulgariens; verderbliches Monopolwesen; Gegensätze und Aehnlichkeiten der Serben und Bulgaren; Gränzen und Literatur der Bulgaren. 252

Kap. IV. Politische Verhältnisse: Politische Stellung der Unionsglieder; ihre Fürstengeschlechter; türkischer, österreichischer und russischer Einfluß; die Wahl des Fürsten Alexander von Serbien; Verhalten der Großmächte, insbesondere Rußlands, bei diesem Act; Verhalten Serbiens und der Pforte. — Die Montenegriner; die muselmännischen Bosniaken; Albanien; der serbisch-mirditische Bund. — Aufschwung der Bulgaren: Anwendung des Hattischerif von Gulhane auf dieselben; die bulgarische Municipalfrage; Landesversammlungen; Vorschläge zur Verbesserung der commerziellen Verhältnisse; Reform der bulgarischen hohen Kirchenämter; Souveränetät des Sultans; Bulgarien und Irland; Bulgariens Rettungsmittel. . 265

Seite

Kap. V. Folgen der serbisch-bulgarischen Union: Verhaltungsmaßregeln für die Türken; Nothwendigkeit des serbischen Einflusses auf Bulgarien; Haidukenkrieg als letztes Mittel; die Slawen als Hauptbollwerk des Türkenreiches; Unschädlichkeit der Türken; Reife der Serbo-Bulgaren; Nothwendigkeit ihrer Einigung mit den Türken; wie die Großmächte sich dabei verhalten; Wichtigkeit der Union, in Betreff der russischen Vergrößerungsplane; der Schlußstein der orientalischen Frage. 282

Drittes Buch.

Die Bosniaken.

Erstes Kapitel.

Volk und Adel Bosniens. — Spahiliks und Tschiftliks. — Zustand der Hörigen. — Haidukengesänge.

Zwischen den griechischen Gebirgen und dem selbstständigen Fürstenthume Serbien liegen slawische Landschaften ausgebreitet, welche noch — scheinbar wenigstens — die unmittelbare Herrschaft des Sultans anerkennen. Dieser, gemeiniglich mit dem Gesammtnamen Bosnien bezeichneten, Landschaften sind drei: das eigentliche Bosnien, die Herzegowina und Türkisch-Croatien. Die, im Verhältniß zum Flächenraume äußerst schwache Bevölkerung übersteigt nicht 1,200,000 Seelen, so daß kaum 300 Einwohner auf die französische Quadratmeile kommen; diese aber sind größtentheils unbezwingliche Hirten, welche die unzugänglichsten Schluchten des türkischen Reichs innehaben. Die Bosniaken, obgleich in Sprache und Sitten Serben, zeichnen sich doch von jeher vor ihren donauischen Stammgenossen durch ein rauheres Wesen aus und dünken sich auch, hinsichtlich ihres Adels und der Reinheit ihrer Abstammung, vorzüglicher als die übrigen Serben. Sie behaupten, früher als die anderen Slawen in das Byzantinische Reich, wo sie unter dem Namen Bozinaki — wie die Donau-Serben unter dem Namen Triballer — auftraten, eingewandert zu sein, ja sie rühmen sich sogar, daß ihre Vorfahren mit gothischen Fürstengeschlechtern manchfache Familienverbindungen geschlossen und

den Gothen, als dieselben vom fünften bis zum siebenten Jahrhundert Europa durchzogen, mehre Könige, wie z. B. Ostriwoï und Swewlad, gegeben hätten. Die unbegränzte Vorliebe der Bosniaken für Einzelfreiheiten im Inneren mußte bald ihre äußere Unabhängigkeit gefährden; da sie sich nämlich in mehre selbstständige Staaten, wie das Banat Dalmatien und das Königreich Rama oder Oberbosnien, sonderten, machten sich die Magyaren diese Zersplitterungen zu nutze und bemächtigten sich des Landes, welches fortan nur von einem der Krone Ungarn untergebenen Vasallenkönige regiert wurde. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts gelang es diesem kleinen Könige, sich völlig unabhängig zu machen; alsbald aber stellten seine bisherigen Schutzherren einen Nebenbuhler gegen ihn auf, welcher ihn zwang, die Türken aus Thracien zu Hülfe zu rufen, und so mußte die magyarische Schutzherrschaft der ottomanischen weichen, welche seitdem über Bosnien waltet.

Die Reihe von Begebenheiten oder vielmehr Ränken, welche die Bosniaken dahin brachten, sich den Muselmännern in die Arme zu werfen, macht der lateinischen Christenheit keine Ehre. Die unaufhörlichen Umtriebe der deutschen Cardinäle und Bischöfe in jenen Gegenden erzeugten auf die Länge bei der Masse des Volkes Gleichgültigkeit gegen eine Religion, die von einem Haufen Ehrgeiziger so schmählich gemißbraucht ward. Zudem hatte bereits die Ketzerei der Bogomilen (Auserwählten Gottes), einer Secte, welche die Dreieinigkeit, die kirchliche Hierarchie und die Göttlichkeit Christi bestritt, den orthodoxen Glauben in Bosnien und Albanien gewaltsam erschüttert, und es trugen diese Vorläufer der Reformation — von den Griechen kathereni genannt, d. h. reine Christen, von den Lateinern aber patereni, was gar keinen Sinn hat — nicht weniger als das griechische Schisma dazu bei, die Unduldsamkeit der deutschen Bischöfe aufzuregen und den Eroberungen des Islam in Bosnien Vorschub zu leisten. Rom und das heilige deutsche Reich hatten nur dadurch die Großen des Landes für sich gewonnen, daß sie ihnen, als Preis ihrer Bekehrung, Feudalrechte über das schismatische Landvolk zugestanden; indem aber auf diese Weise der Adel sich daran gewöhnte, die Religion nur als Mittel zu weltlicher Herrschaft zu betrachten, sprang er in der Folge vom Papste

zu Mohammed über und behauptete sich so im Besitze seiner Herrenrechte über die Landleute, welche ihren Glauben nicht verläugnen wollten. Auch die handeltreibenden Städter, größtentheils Katharener, machten sich kein Gewissen daraus, dem Beispiele des abtrünnigen katholischen Adels zu folgen, so daß von nun an die muselmännische Bevölkerung in Bosnien das Uebergewicht hatte und, indem sie dem Sultan, der ihr alle ihre Vorrechte bestätigte, sich anschloß, nothwendig dem übrigen Europa feindlich gegenübertrat.

Die lateinischen Missionäre sagen in ihren Berichten aus, daß die bosniakischen Muselmänner, ebenso wie die albanesischen, wenig auf den Koran gäben und daß es leicht sein würde, sie zum christlichen Glauben zurückzuführen. Indessen scheint doch der Fanatismus, mit welchem die Bosniaken ihre jetzige Religion gegen jedweden Angriff vertheidigen, jener Behauptung zu widersprechen, wenn schon nicht geläugnet werden kann, daß der Islam der Bosniaken dem Christenthume näher steht als dem türkischen Islam, und daß man darum wohl versucht sein möchte, die Bekehrung Jener für weniger schwierig zu halten, als die der Osmanlis. So hat z. B. jede Familie den von ihren christlichen Vorfahren erkorenen Heiligen als Schutzpatron beibehalten; man feiert das St.-Peters-, — St.-Elias- — und St.-Georgenfest; ein muselmännischer Familienvater, dem ein Kind erkrankt ist, läßt in dem nächsten Kloster für dasselbe Messe lesen und junge Begs lassen insgeheim die Popen an dem Grabe ihres Vaters beten. Die Bosniaken haben nicht, wie die anderen Muselmänner, die Polygamie bei sich eingeführt, ja in einigen Landestheilen dürfen sogar die Frauen, wie die Christinnen, unverschleiert, oder doch wenigstens nur theilweis verschleiert, ausgehen. Ebenso bemerkenswerth ist es auch, daß diese Muselmänner im Allgemeinen ihre Frauen rücksichtsvoller behandeln als die christlichen Serben. Diese ihre Achtung vor dem schwachen Geschlechte hat bei ihnen der Familie eine weit festere Grundlage gegeben als bei den Türken; leider aber mußten, da die niedere Volksclasse, zu Rajas erniedrigt, nicht der Macht des Adels die Wage halten kann, die häuslichen Tugenden der Bosniaken nur dazu dienen, das von den Germanen im Mittelalter bei ihnen eingeführte unheilvolle aristokratische Element zu befestigen.

Indeſſen hat doch der Geiſt des Orients jene Keime von Lehnsweſen bei ihrer weiteren Entwickelung durchaus umgeſchaffen.

Dieſelben Bande, welche in früheren Zeiten Bosnien an das Königreich Ungarn knüpften, ketten es gegenwärtig an das türkiſche Reich, welchem es nicht ſowohl unterworfen, als verbündet iſt. Die Bosniaken regieren ſich ſelbſt und ſchlagen der Pforte die Paſchas — jederzeit Eingeborene — vor, die ſie zu haben wünſchen. Der Weſſier iſt die einzige obrigkeitliche Perſon osmaniſcher Abkunft, die das Land aufzuweiſen hat, weßhalb er auch unausgeſetzt angefochten wird; der Aufenthalt in der Hauptſtadt iſt ihm zufolge der Verfaſſung, die er nur in Zeiten des Bürgerkrieges zu überſchreiten wagt, verboten, und ſo lebt er denn auf ſeiner Citadelle von Trawnik gleichſam in ſtetem Belagerungszuſtande. Als Stellvertreter des Sultans hat er den militairiſchen Oberbefehl über die Provinz, jedoch nicht ohne Mitwirkung zweier eingeborenen Großwürdenträger. Der eine von Dieſen iſt der Groß-Kadi oder Molla, das Haupt der bosniakiſchen Ulemas und Diſtricts-Kadis, an welches jeder Raja von dem Urthel der Unterrichter appelliren kann; der andere iſt der Groß-Wojwode, — Alaï-Beg genannt — welcher, von der Geſammtheit der Hauptleute gewählt, den Oberbefehl über die Nationaltruppen führt und für die Vollſtreckung der Urtheile ſämmtlicher bosniakiſchen Gerichtshöfe zu ſorgen hat.

Die Hauptſtadt des Landes, Sarajewo, bildet ſeit mehren Menſchenaltern eine Art von Republik, mit einer Patricierclaſſe, in welche, nach orientaliſcher Weiſe, alle reichen Kaufleute und ſelbſt Handwerker, wenn ſie die durch Herkommen beſtimmte Summe Geldes beſitzen, aufgenommen werden. Dieſe Einrichtung findet man, in kleinerem Maßſtabe, in allen übrigen Städten Bosniens wieder; leider aber hat ſich über dieſes ſtädtiſche Patricierthum ein, aus ſämmtlichen Begs und Kapetanis der Landſchlöſſer gebildeter, Kriegeradel emporgeſchwungen. Dieſe Kapetanis, deren Zahl Pertuiſier*), der Abgeſandte Napoleon's, auf 48 ergibt, hatten von ihren Vorfahren die kleinen Feſtungen ererbt, in welchen ſie noch unlängſt als unumſchränkte Herren

*) La Bosnie considérée dans ses rapports avec l'empire ottoman par Charles Pertuisier, Paris 1822. 8vo.

schalteten, indem sie den Raja zu allen möglichen Frohnen zwangen und oft, dem Wessier zum Trotz, sich einander befehdeten. Indessen haben sie doch in den Waroschi's (den eigentlichen Städten) nie zu bedeutender Macht gelangen können, da in denselben die muselmännische Bürgerschaft, in Verein mit den Patriciern, auf Tagsatzungen, von denen nur die christlichen Bosniaken ausgeschlossen waren, ihre eigenen Magistrate wählten. Zwischen den Kapetanis, deren Stelle nunmehr die Ajans einnehmen, und den verschiedenen städtischen Obrigkeiten, gab es ehedem eine Mittelclasse, die Spahis, eine Art Ritter, welche Spahiliks, d. h. Lehngüter, besaßen und dafür die Verpflichtung hatten, so oft das Reich bedroht war, unter die Waffen zu treten. Eine große Anzahl von serbischen Begs hatte schon unter Achmed I. solche Spahiliks erhalten; dieselben waren in orientalischer Weise — d. h. ohne Erstgeburtsrecht — erblich und gingen als untheilbares Gesammteigenthum auf alle Söhne des verstorbenen Inhabers über, die damit die Verpflichtung übernahmen, gemeinschaftlich das Vaterland zu vertheidigen, unter Anführung dessen, den sie selbst aus ihrer Mitte als den Ersten an Weisheit und Tugend auserwählt hatten. Diese bosniakische Ritterschaft hat heutzutage im Staate keine Bedeutung mehr, doch arbeitet sie unablässig darauf hin, wieder zu ihrer früheren Macht zu gelangen.

Es zeigt sich eine große Aehnlichkeit zwischen der alten Organisation der Spahis und dem ungarischen Lehnswesen: hier wie dort sind die Lehnbesitzer zum Kriegsdienste verpflichtet, von Auflagen frei, nur daß sie, wenn sie durch Erbgang in Besitz eines Gutes treten, eine gewisse Summe (Lehnwaare) an den Staatsschatz abgeben müssen, und haben endlich auch das Recht, von dem Landmanne den Zehnten zu fordern, sowie die Roboten oder Frohndienste, namentlich wenn es Zinsgetreide zu dreschen oder Heu, Mais, Hafer oder Wein nach der Stadt zu schaffen gibt. Bei dem Allem aber besteht zwischen jenen beiderseitigen Einrichtungen ein Unterschied, der ganz zum Vortheil des orientalischen Lehnssystems ausfällt. In Bosnien hatte nämlich der Gutsherr weder ein Schloß noch einen Aufseher — wie dieß in Ungarn der Fall ist — auf seinem Lehngute; er wohnte in der Stadt und schickte nur einmal des Jahres seinen

Bevollmächtigten zu seinen Hintersassen, um die Zehnten einzutreiben und die Glawnitza — eine Kopfsteuer von einigen Paras für jede Seele oder jedes Ehepaar — zu erheben. Das ganze übrige Jahr hindurch lebten die Rajas für sich, im ungestörten Genusse völliger persönlicher Freiheit. Weit entfernt, gleich dem Hörigen in den germanischen Landen, an die Scholle gebunden zu sein, konnte der serbische Bauer, wenn er mit seinem Spahi nicht zufrieden war, sich einen anderen aussuchen; er durfte seine Grundstücke verkaufen und mit seiner ganzen fahrenden Habe abziehen, um in einem anderen Landestheile sein Glück zu versuchen; kurz, die Bauern eines Spahiliks waren wirkliche Eigenthümer ihrer Grundstücke und brauchten dem Spahi, wie dem Staate, nur gemessene Abgaben zu entrichten. Unter solchen Verhältnissen erwarb sich auch der Spahi in vielen Dörfern die Liebe des Volkes; denn da er bei dem Gedeihen der Landwirthschaft, wonach der Betrag seiner Zehnten sich bestimmte, ganz vorzüglich betheiligt war, so widersetzte er sich nachdrücklich den Brandschatzungen der Paschas und betrachtete die Bedrückung der Rajas als eine auf ihn selbst zurückfallende Schmach; er war ihr Fürsprecher, ihr Vertheidiger den fiscalischen Beamteten gegenüber, welchen, da sie sich nur vorübergehend im Lande aufhielten, die Wohlfahrt desselben nicht so unmittelbar am Herzen lag. Zudem stand dem Spahi keinerlei Gerichtsbarkeit über seine Hintersassen zu, vielmehr bestellten diese selbst ihre eigenen Richter, von deren Ausspruche sie an den Kadi appelliren konnten. Der Raja war also fast so frei, wie etwa ein Bauer, der in Gemeinschaft mit einem Städter Grundstücke besäße und demselben seinen Antheil an dem jährlichen Naturalertrage abliefern müßte.

Die in ihren Palanken zusammenlebenden Spahis beschäftigten sich theils mit Waffenübungen, theils vertrieben sie sich die Zeit in Kaffeehäusern mit Besprechung öffentlicher Angelegenheiten. Sie verfolgten bei diesen ihren geselligen Zusammenkünften mit unermüdlicher Aufmerksamkeit die Schritte der Landesregierung, und wenn irgend die Leute des Wessiers sich Uebergriffe erlaubten, wurde ihr Nationalgefühl rege und forderten sie laut eine glänzende Genugthuung. So durfte der Raja sicher sein, daß in Friedenszeiten der Haratsch und die Abgaben, die er der Pforte zu zahlen hatte, nicht um einen Para erhöht

werden würden; denn die stolzen Spahis hätten dieß als eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte angesehen; andererseits aber gestatteten die Paschas und übrigen türkischen Beamteten dem Spahi, den sie gern ihre Macht fühlen ließen, keinerlei Eingriffe in die den Rajas zugestandenen Rechte. Es walteten auf diese Weise über dem Haupte der Unterjochten zwei Mächte, welche einander unaufhörlich beaufsichtigten und in den gesetzlichen Schranken hielten, und unter dem günstigen Einflusse dieser wechselseitigen Beschränkung der Gewalt konnte der Raja zu einem gewissen Wohlstande gelangen. In der That waren auch die serbischen Rajas mit ihrem Loose so zufrieden, daß ihren Brüdern in Dalmatien und Oesterreichisch-Croatien das Joch der ungläubigen Spahis erträglicher schien als das ihrer christlichen Herren, und sie im 17. Jahrhunderte sich schaarenweis nach Bosnien übersiedelten.

Indessen konnte es der Sultan nicht ruhig mit ansehen, daß die Bosniaken beiderlei Glaubens einander gleichsam das Wort gegeben zu haben schienen, gemeinschaftlich gegen den türkischen Druck anzukämpfen, weßhalb auch gar bald der kaiserliche Divan darauf hinarbeitete, die Spahilikverfassung aufzuheben. Von Herrscherstolz geblendet, verkannte die Pforte die hohe Weisheit einer Einrichtung, welche allein im Stande war, die Besiegten gutwillig in ihr Schicksal ergeben zu machen: sie wollte Bundesgenossen zu Unterthanen erniedrigen und schürte darum einerseits den so leicht auflodernden Fanatismus der christlichen Bosniaken gegen ihre Spahis an, andererseits aber köderte sie die habgierigen muselmännischen Häuptlinge, indem sie, unter dem Vorwande, ihre treue Anhänglichkeit an den Islam zu belohnen, die Spahiliks in Tschiftliks verwandelte. Tschiftliks waren Güter, deren Besitzer, gleichwie in den ersten Zeiten des Lehnswesens, als unumschränkte Gebieter walteten; ein solcher Gutsherr hatte nicht allein ein Recht auf den Zehnten, sondern auch auf den Grund und Boden selbst und er durfte nach Gefallen die Bewohner davon verjagen oder sie willkürlich brandschatzen. Ueberall, wo dieses teuflische System in Anwendung kam, erregte es Grauen bei den Rajas und Aerger bei denjenigen Spahis, welchen keine Tschiftliks zu Theil geworden waren; es entsprangen daraus heftige Streitigkeiten,

und eine furchtbare Gährung herrschte unter den Lehnbesitzern, welche am Ende aus eigener Machtvollkommenheit ihre Güter zu Tschiftliks erhoben. Diese Privat-Tschiftliks waren in der That das einzige unfehlbare Mittel, um die Macht der kaiserlichen Tschiftliks in Schranken zu halten. Die Rajas wurden mit Füßen getreten und besaßen nichts mehr als das nackte Leben; jeder Spahi, der bei ihrer Hütte vorüberkam, ließ sich von ihnen beherbergen und bewirthen; er durfte ihre Pferde unentgeltlich für eine Tagereise benutzen, ja er durfte selbst den Raja prügeln, und dieser muckte nicht; denn da die Person der Muselmänner geheiligt war, so wurde der Giaur, der sich an ihnen vergriff, mit dem Tode bestraft.

In diesem Zustande befinden sich auch gegenwärtig noch die Rajas von Bosnien; denn obgleich die Paschas seit dreißig Jahren Alles aufgeboten haben, um die Spahiliks abzuschaffen, und ihnen dieß auch beinahe gelungen ist, so wird doch das Loos der Rajas dadurch um Nichts gebessert. Die von dem Türken unterdrückten Spahis lassen ihre rohe Rache an dem Christen aus, der somit gezwungen ist, den Osmanli als seinen gnädigen Herrn zu betrachten und ihn zum Schutz gegen jene serbischen Renegaten aufzurufen; daher das slawische Sprichwort: Ne' ma Turtschina bez poturtscheniaka, d. h. „es giebt keinen Türken (d. i. Zwingherrn) wo kein türkisirter Christ ist." Wirklich üben auch gerade die Abkömmlinge der Renegaten am strengsten die manchfaltigen Plackereien aus, mit denen der Islam die Rajas belastet: diese Unglücklichen dürfe keine geschmackvoll eingerichteten Wohnungen haben, keine kostbaren Kleider, noch auch schöne Schnurrbärte — ein Schmuck, worauf der Serbe so stolz ist — tragen. Begegnen sie unterwegs einem Muselmann, so müssen sie vom Pferde steigen und ihm die Mitte der Straße einräumen, sollten sie auch dabei bis an die Kniee in Koth versinken; selten nur ist der Spahi gütig genug, dem Raja zuzurufen: Jaschi, more! „Bleib' sitzen, armer Teufel!" weit öfter hört man den drohenden Ruf: s'iaschi, „herunter vom Gaule!" Da man nicht im Stande war, den Landleuten ihre Waffen wegzunehmen, so hat man sie — ja sogar ihre Carabiner — ihnen gelassen, doch müssen sie dieselben, wenn sie einem Muselmann begegnen, zum Zeichen der Ehrfurcht, unter

ihrem Mantel verbergen. Haben sie mit einem Staatsbeamteten zu verhandeln, so müssen sie knieend vor ihm erscheinen und, so lange die Audienz dauert, in dieser Haltung bleiben; begegnen sie aber einem solchen auf der Straße, so bleibt ihnen nichts übrig, als entweder auszureißen, oder sich vor ihm niederzuwerfen und ihm den Fuß küssen.

In ihren Sitten sind die Bosniaken äußerst streng. Ueberall werden die Geschlechter von einander gesondert; in der Kirche scheidet eine Zwischenwand den Raum für die Frauen von dem der Männer; bei Festmahlen kümmert sich der Hausvater nur um seine männlichen Gäste und überläßt es seiner Frau, für die am unteren Ende der Tafel sitzenden Personen ihres Geschlechts zu sorgen. Ein Mädchen erhält keine liegenden Gründe als Mitgift, sondern nur ein gewöhnlich sehr unbedeutendes Geschenk. Obgleich die christlichen Bosniaken ihre Weiber hart und tyrannisch behandeln, so geschieht es doch in muselmännischen Städten nicht selten, daß der Raja schmählicher Weise dem Spahi sein Ehebett einräumt und sich von seinem Gebieter eine Schmach gefallen läßt, die er, wäre der Schänder seines Gleichen, unfehlbar mit dem Tode bestrafen würde. Andererseits sind die Spahis, wenn sie auch ohne viele Umstände Christinnen entehren, doch rücksichtlich ihrer eigenen Weiber außerordentlich streng: der Ehebrecher wird auf der Stelle gehangen oder gesteinigt, die Ehebrecherin aber muß unter den grauenvollsten Martern sterben und der Gatte selbst kann, wenn er auch möchte, ihr nicht das Leben retten. Uebrigens sind derartige Verbrechen äußerst selten; denn da die bosniakischen Eheleute nur nach Liebe und gegenseitiger Neigung heirathen, so hängen sie natürlich fest an einander und die Monogamie, auf welche sie sich, unbekümmert um die ungebundeneren Grundsätze des Koran, beschränken, sichert ihr häusliches Glück. Unter den christlichen sowohl als muselmännischen Familien, welche auf unzugänglichen Hochebenen, außer Berührung mit den franconisirenden Reformatoren, wohnen, gibt es manche, deren Privatleben reich ist an herrlichen Zügen, und bei dem überraschenden Anblick solcher einfach-edlen Sitten drängt sich uns recht schmerzlich der Gedanke auf, welche Fülle von Tugend und Glück dem Menschen durch eine erkünstelte Gesittung entzogen wird.

Den Bosniaken ist neben einer außerordentlichen Tapferkeit eine starre Anhänglichkeit an ihre alten Gewohnheiten eigen, eine Halsstarrigkeit, die sie zuweilen zu einer ihnen sonst ganz fremden Verstellung und Grausamkeit verleitet. Zudem sind sie, mehr als man es von ihnen erwarten sollte, auf Geld erpicht, doch verwenden sie dasselbe nur zum Ankauf schöner, prachtvoller Kleidungsstücke und besonders reichverzierter Waffen. Ihr Beruf ist Poesie und Krieg: darum verschmähen sie Weichlichkeit und Luxus und richten ihr ganzes irdisches Trachten darauf, sich durch Kriegsthaten und durch Gesang hervorzuthun; ein Leben ohne Heldenthum gilt ihnen Nichts. Aber bei allen diesen herrlichen Eigenschaften kommt doch der Bosniake in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten seinen Stammverwandten an der Donau und dem adriatischen Meere nicht gleich; er ist weniger aufgeklärt, leichtgläubiger und weiß oft seine eigenen Angelegenheiten nicht richtig zu beurtheilen; daher auch jener religiöse und patriotische Enthusiasmus, der die übrigen Serben zu ihren bewundernswerthen Türkenkämpfen begeisterte und sie zu Spaniern des Orients machte, sich in Bosnien nur sehr schwach geregt hat.

Die gewöhnliche Nahrung der Bosniaken ist fast dieselbe wie die der Polen und Südrussen, und diesen wie jenen kommt es weniger auf die Beschaffenheit, als auf die möglichst reichliche Masse der Nahrungsmittel an. Mais und Buchwaizen werden auf einer kleinen Handmühle gemahlen, und aus dem Mehl bereitet man, indem man es mit Milch anmacht, eine Suppe, Kulia genannt, welche, wenn sie geschmälzt ist, Kuwelian heißt; gewöhnlich aber ist die Suppe nichts weiter als eine Kascha oder Grütze. Die kleinen, eirund geformten Brote, Pita oder Tanka genannt, werden unmittelbar vor der Mahlzeit in irdenen Gefäßen oder auf Metallplatten in Asche gebacken; die Bequemlichkeit von Backöfen kennt man nur in Städten. Das Fleisch wird unter freiem Himmel am Spieß gebraten und zwar ist dieser, sowie alles übrige Hausgeräth, von Holz. In Winterszeiten hat man nur Pökelfleisch und eine Art von Sauerkraut, welches in Fässern eingemacht wird. Die Kartoffel, die in der schlimmen Jahreszeit eine so treffliche Aushülfe gewährt, wird von dem Muselmann, als eine elende fränkische Speise,

verschmäht. Haben sie den ganzen Winter hindurch erwärmende Nahrungsmittel genossen, so leben sie im Sommer fast nur von Wassermelonen, Kürbissen, Gurken, rothen und großen weißen Rüben, die sie mehrentheils roh verzehren. Christen wie Muselmänner trinken Slivovitza (Pflaumenbranntwein) als wäre es Wasser. Alle Dorffluren werden mit Pflaumenbäumen besetzt, welche den Stoff zu diesem Getränke liefern; es vertritt dasselbe die Stelle des Weines, den die Natur den rauhen Berggegenden Bosniens versagt hat. Die Kinder trinken nur Wasser, obschon dasselbe in dortiger Gegend sehr kalt ist und heftiges Bauchgrimmen verursacht.

Die häufigsten Krankheiten sind Entzündungen, welche fast durchgängig von Erkältung herrühren. In diesem Falle läßt sich der Bosniake eine Ader schlagen, trinkt heißen, mit Pfeffer oder Schießpulver eingerührten Branntwein und hüllt sich, um zu schwitzen, in seinen Schafpelz ein. Zwar gibt es in Bosnien einige in Diensten der Paschas stehende europäische Doctoren, allein in der Regel werden ihnen die einheimischen Aerzte vorgezogen. Diese Quacksalber haben manche seltsame Gebräuche bei ihren Curen: so stecken sie, um einem Tauben das Gehör wiederzuverschaffen, demselben eine ausgehöhlte Kerze von gelbem Wachs ins Ohr und zünden diese am entgegengesetzten Ende an; sie lassen sie ganz aufbrennen und wiederholen dieses Verfahren so lange, bis der Patient, dessen Kopf dabei so warm als möglich eingehüllt wird, vollkommen geheilt ist. Oft stellen diese Hexenmeister, gleich den griechischen Astrologen, ihrem Kranken das Horoscop. Sie schreiben nämlich seinen Namen, den seines Vaters, seiner Familie und seines Stammes auf, addiren dann die Buchstaben, von denen jeder eine Zahlengröße bedeutet, zusammen, dividiren, multipliciren, finden auf diese Weise die guten und bösen Gestirne des Kranken heraus und richten nach diesen Angaben ihre Behandlung ein. Diese Hexenmeister sind zugleich Wundärzte, und die erfahrensten Heilkünstler gestehen ein, daß dieselben oft Wunden, bei welchen es, der europäischen Verfahrungsweise nach, nicht ohne Amputation abgehen würde, vollkommen heilen; dagegen aber verstehen sie sich schlecht auf innere Krankheiten, weßhalb auch, sobald ein Bosniake von einer solchen befallen wird, die Seinigen ihn auf ein Pferd setzen und ihn

ins nächste Kloster bringen, wo die Mönche in aller Ruhe über sein fieberzitterndes Haupt ihre Messe lesen. Die Gebete des Vladika von Montenegro gelten in solchem Falle als die wirksamsten Heilmittel; da es aber, zumal in Kriegszeiten, gefährlich sein möchte, fern aus Bosnien her, bei dem gottbegnadeten Kirchenfürsten Hülfe zu suchen, so begnügt man sich, ihm den Mantel des Kranken zu schicken, damit er seinen Segen darüber spreche.

Die Wohnungen der Bosniaken sind gewöhnlich bloße geräumige, aus Lehm und Holz aufgeführte und mit Stroh oder Baumrinde gedeckte Hütten, welche aus einem Haupt- und mehren kleineren Nebengemächern bestehen. Jenes gemeinschaftliche Hauptzimmer ist die Familienhalle, in deren Mitte sich der häusliche Herd — bei den Armen eine bloße, in den Erdboden eingegrabene weite, kreisförmige Vertiefung — befindet. Dort wird das Mahl bereitet, dort läßt sich die ganze Familie, Brüder, Schwestern und Verwandte, auf Bänken nieder, um den Abend zu verplaudern; sie schmiegen sich an den Großvater oder Familienältesten, welcher mit seiner greisen Ehehälfte der natürliche Schutzwächter des häuslichen Herdes ist. Bei den Reichen und in den Städten befindet sich dieser Saal gemeiniglich in dem ersten und einzigen Stockwerke des Hauses; hier steht ein geschmackvoller Divan in einem Erker, dessen Fenster die Aussicht auf die Straße gewähren. Das einzige Stück, welches in diesen Häusern an Europa erinnert, ist der dicke, glasirte, deutsche Kachelofen, Babura genannt, welcher fast bis an die Decke des Zimmers reicht. Diese Wohnungen werden nur während der kalten Jahreszeit benutzt; denn sobald der Sommer herannaht, schlägt der Bosniake in seinem Garten, auf der Straße oder auf freiem Felde Laubhütten auf, worin er seine Mahlzeiten einnimmt und seine Nachtruhe hält. Er verschmäht jegliche Bequemlichkeit des Lebens: er würde sich schämen, ein Bett zu gebrauchen; sein Mantel dient ihm als Decke und er streckt sich im Winter auf eine Schütte Maisstroh, im Sommer aber auf den Rasen nieder. Wo solche Sitteneinfalt zu Hause ist, hat begreiflicher Weise ein Kriegsheer ein sehr leichtes Gepäck: daher sieht man auch dort oft Heerhaufen von 20,000 bis 30,000 Mann wie durch Zauberschlag sich sammeln und mit Blitzesschnelle von einem Ende Bosniens zum anderen fliegen.

Freilich ändert sich mit Einführung europäischer Kriegszucht auch dieser Zustand der Dinge; an die Stelle der willkürlichen Bewegungen der eingeborenen Krieger tritt der geregelte Marsch des Nizam, und blinder Gehorsam verdrängt mehr und mehr die gesetzlose Freiheit. Gleichwohl bilden, den Paschas zum Trotz, die Fehden zwischen den Hauptleuten und die Heerfahrten der Haiduken immer noch den Lieblingsstoff zu Volksgesängen. Einige Bruchstücke von Piesmen, welche einen der berühmtesten Haiduken der Neuzeit, den Tomitsch Mijat feiern, werden die Kunde des gesellschaftlichen Lebens der Bosniaken vervollständigen. Die erste dieser Piesmen schildert die Moba, eine Vereinigung von Fröhnern, welche die Ernte des Spahi einbringen.

Die Moba.

„Der Verwalter Murad-Begs, der geizige Kiaja Koptschitsch, „treibt hundert Mäher und zweihundert Schnitter zur Arbeit und „spricht zu ihnen: „„Wer Morgen vor Sonnenaufgang nicht auf „dem Platze ist, erhält dreihundert Stockhiebe und wird ins Ge„fängniß geworfen, von wo er erst bei Murad-Begs Wiederkehr „herauskommen soll; der Beg aber wird erst nach sieben Jahren „aus dem Felde heimkehren.““ Die ganze Moba fand sich ängst„lich am folgenden Morgen vor dem Frühroth an der bestimmten „Stelle ein; nur Tomitsch Mijat fehlte noch und langte erst nach „Sonnenaufgang an, mit trotziger Geberde, die lange Flinte über „die Schulter und in der Hand die Sichel und den Wetzstein.“

„Als der Kiaja ihn gewahrt, ruft er aus: „„Was ich ge„lobet, werde ich halten; Du empfängst dreihundert Stockschläge, „Mijat, dann stecke ich Dich in's Gefängniß, von wo Du erst „nach sieben Jahren, wenn unser Beg zurückkehrt, herauskommen „sollst.““ Als der junge Mijat diese Drohung vernommen, wirft „er dem Kiaja die Sichel vor die Füße und entflieht in's öde „Gebirge. Dort streift er umher und sucht Gefährten, und als „er welche gefunden, gilt sein erster Raubzug dem grausamen „Kiaja Koptschitsch.“

„Da begegnet Mijat dem Ali, einem Hirten des Kiaja, und „fragt ihn, in welchem Theile des Konak des Begs Gemahlin „wohne. Und Ali spricht: sie wohnt in dem höchsten Thurme im

„Hintergrund des gepflasterten Hofes; dort speist und schläft sie „unter dem Schutze von zwölf Delis, welche, mit funkelnden Ge„wehren bewaffnet, an dem eisernen Thore Wache halten. „„Wohl„an,““ — sagt der Haiduk, — „„so wisse denn, daß ich der „Harambaschi Mijat bin. Sammle Deine Heerde, schlachte eilends „einen Widder und setze den zwölf Delis starken Wein vor, damit „sie trunken werden und ich dann leichter in die Kula gelangen „und der Schätze mich bemächtigen kann. Dann wollen wir im „Gebirge die Beute mit Dir theilen.““

„Der Hirt gehorcht, und als er den zwölf Wächtern die „Abendmahlzeit auftischt, setzt er ihnen so starken Wein vor, daß „sie trunken und schlafsüchtig bunt durch einander niedersinken wie „Todte auf dem Schlachtfeld. Um Mitternacht langt Tomitsch „Mijat mit zwölf Gefährten an; er geht auf das eiserne Thor „los und klagt mit Mädchenstimme, als wäre er eine arme herren„lose Sclavin. „„Ist dieß nicht der Palast Murad-Begs? Kann „ich hier nicht ein Obdach finden?““

„Der junge Sohn des Kiaja vernimmt dieß und ruft: „„Armes Kind, Dir soll geöffnet werden; aber klage nicht so laut, „auf daß Du nicht unsere gute Herrin im Schlafe störest. Jedes „Mägdlein muß fein spinnen, niedlich sticken, hurtig ein zartes „Gewebe zu Stande bringen und geschickt den Gürtel der Herrin „lösen können.““ Indessen ist der Hülferuf hinauf zur Dame des „Hauses gedrungen, und sie befiehlt ihrer Sclavin Kumria, zu öffnen, „die leichtfertige Zofe aber erwiedert: „„Gebieterin, ich wage mich „nicht hinab; ich fürchte, daß in dem Vorhaus einer der Begs „schläft.““ Zornig entgegnet die Kadun: „„Lockere Dirne, hündi„sche Sclavin, welcher Beg wohl würde wagen, sich in die Halle „vor meinem weißen Thurme zu betten?““ Und muthentbrannt „giebt sie der armen Kumria eine so heftige Maulschelle, daß sie „ihr sieben Zähne ausschlägt. Drauf eilt die erboste Herrin selber „hinab, die Thür ihrer Kula zu öffnen; doch kaum hat sie in den „Marmorhof hinausgeschaut, als ihr Rüstungen und Gewehre ent„gegenstarren. Vergebens flieht die Dame zurück in ihren hohen „Thurm; Mijat ereilt sie, ergreift ihre Hand und spricht: „„Du „entwischest mir nicht, meine Schöne. Sage mir flugs, wo der „geizige Kiaja seine Kasse verborgen hat? Wo sie auch sein mag, „ich muß sie haben.““ Und die Kadun erwiedert: „„Der Schatz

„ist in dem Gemach der Begs, welches drei Thüren hat; jede mit „ungeheueren Schlössern versehen. In diesem Gemach wird das „Staatsgewand aufbewahrt, welches der Beg anlegt, wenn er im „Divan oder vor dem Kaiser erscheint; das Gewand hat dreißig „Knöpfe, jeder dreißig Ducaten schwer.““ Tomitsch geht stracks „auf die Schatzkammer los, erbricht die Thüren und bemächtigt „sich des Staatsgewandes und sämmtlicher Schätze, der Früchte „des an den Rajas verübten Raubes. So wird, was Gewalt „erpreßte, wieder mit Gewalt entrissen.“

„Indem Mijat die hoffärtige Kadun verläßt, nimmt er ihr „das Perlenhalsband, ihre goldenen Spangen, ihre Diamantringe „und selbst ihre Bernsteinpfeife; darauf entweicht er in das grüne „Gebirge, um die Beute mit seinen Gefährten zu theilen. Dort „wurden die kostbaren Stoffe nicht nach der Elle, sondern zwischen „zwei Bäumen gemessen und Mijat's Mütze diente als Ducatenmaß. „Inzwischen sendet die Kadun an Mijat ein Schreiben, also lautend: „„„Mein Bruder in Gott, gieb mir mein Halsband, meine Ringe, „Spangen und meine Pfeife zurück; denn Murad, wenn er aus „dem Felde heimkehrt, wird nicht glauben, daß Du mich geplündert, „sondern daß Du mich umarmet, und wird mich darum ver„stoßen.““ Darauf erwiedert Mijat höflichst: „„„Gern würde ich „Dir den Schmuck zurückerstatten, wäre er noch in meinen Hän„den; so aber hat das Loos ihn meinem Neffen Marianko ver„liehen, und da er ihn für seine Geliebte bestimmt hat, wird er „nicht gutwillig ihn zurückgeben.““

Ein Wintergelag.

„In den letzten Tagen des Herbstes zieht Mijat, der Haiduk, „mit dreißig Gefährten in's Winterquartier nach Sarajewo zu seinem „Bundesbruder, dem Efendi-Kadi, der ihn mit einem glänzenden „Gastmahl empfängt. Und als sie nun von Wein und Speise „gesättigt, schlendern die Haiduken fröhlich singend durch die Stadt. „So werden sie erkannt; die Türken in Sarajewo berathen sich „über den Vorfall und melden ihn der Obrigkeit. Der Wessir „nun weiß sich nicht zu helfen, bis endlich sein Delibaschi Khuso „ihm verspricht, mit sechzig Delis den furchtbaren Mijat todt oder „lebend aufzugreifen. So bricht denn Khuso mit sechzig Delis „auf nach Sarajewo, spricht vor bei Efendi-Kadi, und da der nicht

„daheim ist, mißhandelt er die beiden weißen Hausfrauen, auf daß „sie das Versteck der Haiduken verrathen möchten. Bald eilt auf „den Angstruf der Weiber Mijat mit den Seinen herbei; da nun „verbergen die türkischen Delis ihre Plane und trinken friedlich „mit den Haiduken den Wein, den die Bulas spenden. Doch „über dem Trinken löst sich der Türken Zunge und Delibaschi „Khuso erhebt den Becher und spricht: „„Nicht Dir, o Tomitsch „Mijat, noch mir gilt dieser Trunk, nein unserem Herrn, dem „kaiserlichen Wessier von Bosnien, dessen Befehle ich vollstrecke.““ „Der Becher macht die Runde, bis daß er bei Marianko, Mijat's „Neffen, anlangt; der ergreift ihn mit dem Ausruf: „„Nicht „Dir gilt dieß, o Delibaschi, noch Deinem Wessier, nein meinen „Pistolen, die mein und meines Oheims Haupt erretten sollen.““ „Und er wirft den Becher weg und schießt den Khuso nieder. „Da fallen die Haiduken über die trunkenen Delis her, knebeln „und sperren sie ein in dem Keller des Kadi; darauf legen sie die „Kleider ihrer Gefangenen an, besteigen ihre Pferde und reiten so „unerkannt durch die volksbelebten Straßen von Sarajewo. Die „türkischen Wachen halten Mijat für Den, welchen der Wessier „gegen die Haiduken ausgesandt, und öffnen ihm ehrerbietigst die „Thore; der vermeintliche Khuso aber fordert bei seinem Abzug „noch dreißig Agas auf, ihn zum Wessier zu begleiten, dem er die „Köpfe von Mijat's dreißig Haiduken bringen wolle. Und dreißig „Agas schwingen sich behende auf ihre großen Renner und reiten „mit; doch kaum auf freiem Felde angelangt, werfen die dreißig „Haiduken die Maske ab, überfallen die Agas und hauen sie „sämmtlich nieder.“

Eine theuer erkaufte Lust.

„Der Pascha von Zwornik schreibt an Nikolaus, den Kneesen „der Stadt Zmiale, und befiehlt ihm, bei seinem Durchzug dreißig „Schafe nebst dreißig, mit Schleiern und Kränzen geschmückten Jung„frauen bereit zu halten, und obendrein sein eigenes Weib, Helene, „mit welcher er, der Pascha, sich zu vergnügen gedenkt. Als „Nikolaus diesen Brief gelesen, zerfließt er in Thränen und klagt „seinem Weibe die Noth. Doch Helene ersinnt eine List: sie räth „dem Kneesen, daß er Tomitsch Mijat und seine Haiduken zu „Gevatter lade, als sollten sie zwei neugeborene Zwillingssöhne aus

„der Taufe heben. Es ſchreibt der Knees, und Mijat ſteigt mit „dreißig Gefährten vom Gebirge hernieder gen Zmiale, wo Nikolaus „ihn gaſtlich aufnimmt. Als nun aber die Zwillinge nicht erſchei„nen, ſpricht endlich Mijat zu Helenen: „„Meine liebe Gevatterin, „wo bleiben denn die beiden Neugebornen? Willſt Du ſie mir ver„bergen, oder haſt Du meine Augen verzaubert?““ Da bricht „Helene in Lachen aus und ſpricht: „„Beruhige Dich, mein Bru„der, alte Weiber bekommen keine Kinder mehr; doch haben ſie zu „Zeiten große Schmerzen!““ — Und ſie zeigt ihm des Paſchas „Brief. Als Mijat ihn geleſen, ſagt er ſeiner Bundesſchweſter: „„Arme Schweſter! Flugs rufe mir einen Barbier, der uns die „Bärte ſcheere, und bringe mir dreißig Kränze ſammt dreißig Braut„gewändern, auf daß ich meine Haiduken damit putze.“

„Hurtig ſchafft Helene herbei, was ihr Beſchützer gefordert, „und als nun die Barbiere ihr Werk vollendet, prangen die blu„mengeſchmückten Haiduken gleich friſchen, kernhaften Mädchen. „Jeder erhielt ein fettes Schaf und ſie ließen ſich unter den „Tſchardaks nieder. Mijat ſelbſt verkleidete ſich in Helenens Ge„wänder, und eingehüllt in ihren weiten Schleier, ruhte er wie „ſchmachtend auf dem Divan des Ehegemachs. Kaum brach die „Nacht herein, als der Beg von Zwornik mit dreißig furchtbaren „Delis ankam. Er vertheilt ſeine Leute unter die dreißig Tſchar„daks, wo er die Jungfrauen ruhen ſieht, er ſelbſt aber eilt in „Helenens Gemach, wo der verkleidete Mijat ihn huldreichſt em„pfängt. Bald umſchlingt der verliebte Paſcha die vermeintliche „Helene, zieht ſie auf die ſeidenen Kiſſen nieder und ſpricht: „„Holdes Weſen, löſe mir den Gürtel!““ Und leiſe knüpft ihm „Mijat den Gürtel auf und hängt die Mordgewehre an die Wand; „darauf küßt der Paſcha der Schönen Wangen und Nacken, doch „ſchäkernd entwindet ſie ſich ſeinen Armen. Er will ihr den Bu„ſen entblößen, allein ſie wehrt ihm und ſpricht: „„Erſt rauche, „mein Gebieter, dann können wir die ganze Nacht durch koſen.““

„Froh ſeines Sieges, will endlich ihn der Unhold genießen, „doch als er nach den weichen Brüſten taſtet, trifft ſeine Hand „den harten Panzer des Haiduken. Starr vor Entſetzen will er „fliehn; vergebens. Tomitſch Mijat hält mit ſtarkem Arm ihn feſt: „„Nichtswürdiger Paſcha!““ ruft er aus, „„Du wollteſt Anderen „ihre Weiber ſchänden, dafür verlierſt Du jetzt Dein Paſchalik!““ —

„Und mit einem Hieb schlägt er den Kopf ihm ab. Kaum ist's „geschehn, so ertönen dreißig Pistolenschüsse und in der Frühe des „folgenden Morgens versammeln sich die dreißig Haiduken, mit „den Gewändern der Frauen von Zmiale angethan, und jeder „einen Türkenkopf im Arme, vor Helenens Kula. Die Gattin „des Kneesen überhäuft sie mit Geschenken, reicht ihrem Gevatter „einen goldenen Apfel, dann kehren sie zurück in die Schneegebirge „von Rusten, wo sie ein frisches, freies Leben führen und Frevel„thaten rächen."

Das Strafgericht der Haiduken.

„Unter den grünen Tannen des Waldes theilen dreißig Hai„duken, an ihrer Spitze die Harambaschis Tomitsch Mijat und „Wuk Scherawitza, ihre Beute. Sie übertragen dem Mijat das „Vorsteher- und Richteramt und reichen ihm, zum Zeichen der „höchsten Gewalt, die goldne Feder. Doch Scherawitza wendet „ein: „„Mir gebührt die Feder der Obergewalt!"" „„Mit Nich„ten, Spitzbube!"" ruft Mijat aus. „„Ich werde den Oberbefehl „behalten."" Zornig fordert Scherawitza den Mijat zum Zwei„kampf heraus, und die Häuptlinge schlagen sich. Mijat, der zuerst „den Säbel zieht, haut dem Junak den seidenen Gürtel durch, „daß die Pistolen herniederfallen, doch er verwundet ihn nicht; „Scherawitza aber trifft den Gegner in den Leib, daß ihm das „schwarze Gedärm herausquillt: und Mijat sinkt ohnmächtig zu „Boden."

„Wehklagend umstehn ihn die Haiduken, doch lauter noch „klagt Scherawitza: „„Fluch über mich, der ich meinen Bundes„bruder verwundet! Stirb nicht, theurer Pobratim, ich hole Dir „einen Arzt."" Mijat giebt keine Antwort, er wendet sich um zu „seinen beiden Neffen, Malenitza und Marianko, und sie bringen „ihn in's Dorf Bobowo zu Knees Elias. Die Gattin des Kneesen, „Mijats Gevatterin, die sich trefflich auf Heilkunst verstand, pflegte „den Verwundeten zwei Monden lang und brachte ihn wieder zu „Kräften. Da sprach Mijat zu seinem Gevatter Elias: „„Kaufe „mir, Knees, im Bazar von Sarajewo Wein und Pulver und „Haidukenblei, denn ich will zurück zu meinen Gefährten und mit „Scherawitza mich versöhnen." — Und Elias macht sich auf zur „Stadt."

„Inzwiſchen trifft in Bosnien ein großherrlicher Ferman ein, „der auf Mijat's Kopf drei Beutel Goldes und drei ſchöne Spahi„liks zum Preiſe ausſetzt. Zwar, als der Ferman verkündigt ward, „that man, als höre man nichts, und ſprach von anderen Dingen, „ſo furchtbar war Mijat den Türken; doch endlich tritt ein arabi„ſcher Hauptmann auf und verſpricht, den Mijat, dem er einſt „befreundet, auszuliefern. Er ergreift ſeinen Damascenerſäbel und „ſeine lange Flinte, beſteigt ſein geſchwindes Roß und eilt in die „Schluchten, den Geächteten aufzuſpüren. Unterwegs trifft er den „Knees Elias, der aus der Stadt zurückkehrt mit zwei Laſten „Weins. „„Haſt Du, fragt der Schwarze, dieſen Vorrath zu „einem Trauer- oder Feſtmahl angeſchafft?"" „„In meinem Hauſe „iſt nicht Trauer, entgegnet Elias, ſondern Freude, denn dieſen „Abend wird Mijat mit ſeinen dreißig Gefährten bei mir ſpeiſen."" „„In Allahs Namen!"" ruft der Araber aus, „„lieferſt Du den „großen Haiduken in meine Hände, auf daß das Haupt ich ihm „vom Rumpfe trenne, ſo erhältſt drei Beutel Goldes Du zum „Lohne."" Der Knees nimmt den lockenden Antrag an und be„ſtellt den ſchwarzen Araber zur Nachtmahlsſtunde in ſein Haus; „drauf ſcheiden ſie und Elias kehrt in's Dorf zurück."

„Als Mijat ſeinen Gevatter in's Gehöfte einziehen ſieht, eilt „er ihm entgegen und ſpäht nach dem Pulverſack; doch gewahrt „er nur Schläuche mit Wein gefüllt, und der Knees erklärt ihm, „daß er im Bazar nur ſchlechtes Pulver gefunden, was kein Hai„duk gebrauchen könne. Arglos ſetzen am Abend die Freunde ſich „zur Tafel, und jubelnd trinket Mijat, als ihm plötzlich Thränen „auf die Stirn herniederträufeln und er die Gevatterin, die ihm „einſchenkt, weinend hinter ſich erblickt. „„Holde Marina, ruft „er, warum dieſe Thränen? Glaubſt Du vielleicht, ich werde Dir „nicht Deine Pflege und Heilungskoſten bezahlen?"" „„O,"" „erwidert Marina, „„ich verlange keine Zahlung für Pflege und „Unterhalt; ich weine nur beim Gedanken an unſere Trennung „und weil furchtbares Leid Dir bevorſteht, denn Elias hat Dich „an den Araber verrathen."" Bei dieſen Worten blickt Mijat „nach der Thür um, aber im nämlichen Augenblick tritt der ſchwarze „Hauptmann ein, und ſtrecken Flintenſchüſſe den armen Haiduken „nieder."

„Nur Mijats Neffe, Marianko, entkommt bewaffnet „durchs Fenster und schießt im Gebirge sein Gewehr los. Fern„hin tönet der Schuß und erweckt auf den grünen Höhen Wuk „Scherawitza, der nun die Seinen herbeiruft: „„Heil uns, theure „Gefährten, Mijat ist genesen! Eilt, ich beschwör' Euch bei Gott, „ihm entgegen und versöhnt mich mit ihm.““ Stracks nun stei„gen die Haiduken hinab, doch sie finden nur Marianko schwer „verwundet, der erzählt den Verrath des Kneesen von Bobowo und „wie der Araber und seine türkischen Söldner sich in Elias's Kula „an leckerem Weine laben. Scherawitza beweint mit heißen Thränen „Mijat's Tod und alle Haiduken stimmen dumpfe Trauerklagen an; „alle brennen sie vor Begierde, ihren unglücklichen Gefährten zu „rächen, und stellen sich ohnweit des Dorfes in dem blutigen Eng„paß auf, wo der Türken Weg hindurchführt. Bald erscheinen „diese, an ihrer Spitze der schwarze Araber mit Mijat's Haupt. „Bei diesem Anblick legt Scherawitza, von herbem Schmerz er„griffen, auf den Hauptmann an und trifft ihn mitten in's Herz. „Drauf feuern auch die dreißig Haiduken los und dreißig Türken „sinken todt zu Boden; nun ziehn die Sieger in Bobowo ein, ver„schonen zwar die brave, treue Marina, aber stürzen wüthend über „den treulosen Kneesen her, hauen Arm und Bein ihm ab, reißen „ihm Zähne und Augen aus und verbrennen ihn dann lebendig „in seiner Kula. Solch ein Lohn ward dem Verräther.“ —

Andere Piesmen feiern die siegreiche Gegenwehr der Hai-duken gegen die Angriffe der Wessiere von Bosnien. Einer dieser Gesänge behandelt die Gefangennehmung und Flucht Scherawitzas, jenes gefürchteten Nachfolgers von Mijat, der alle Karawanen anhielt, die von Nowi-Pasar nach Stambul zogen. Als dieser nämlich einst von den Felsenhöhen herab eine türkische Reiterschaar auf die Ebene von Kossowo ausrücken sah, warf er sich auf sie, um sie zu zerstreuen; allein die Türken umzingelten ihn sammt den Seinen und nahmen ihn gefangen. Dem Wessier, vor welchen er gestellt ward, versprach Scherawitza ein großes Lösegeld und schon wollte Jener den Handel eingehen und ihn begnadigen, als die türkischen Wittwen heulend in den Hof des Paschas drangen und drohten, wenn er den Mörder ihrer Gatten nicht dem Henker preisgäbe, wollten sie selbst sich aufmachen und beim Czar in Stambul sich beklagen,

der dann wohl das Haupt seines treulosen Statthalters nicht verschonen werde. Hierdurch eingeschüchtert, ließ der Wessier den Haiduken aus dem Kerker zum Schaffot abholen; unterwegs aber benutzte Scherawitza das um ihn wogende Menschengedränge, rannte gegen den Wessier an, warf ihn vom Pferde, bestieg dann selbst das feurige Thier und sprengte davon durch die Volkshaufen, welche, anstatt ihn aufzuhalten, seiner kühnen Flucht Beifall klatschten.

So hemmt das bosniakische Volk durchweg die Ausführung aller osmanischen Regierungsmaßregeln, indem es ohne Unterschied für alle Rebellen und selbst für Räuber, sobald sie Eingeborene sind, Partei nimmt; es sieht in ihnen die Vertheidiger des Vaterlands gegen den Druck der Fremdherrschaft. Das sind die traurigen Folgen der Eroberung! Die Wessiere von Bosnien sind unaufhörlich genöthigt, ihre Panduren oder Gens-d'armen gegen die Haiduken auszusenden, aber fast immer werden die Nachforschungen dieser Polizeibeamteten von den Dorfbewohnern vereitelt, die jederzeit den Geächteten Zuflucht und Unterhalt gewähren. Wird je einmal ein solcher armer Räuber aufgegriffen, so läßt ihn der Wessier gewöhnlich auf dem Pfahle sterben, weßhalb sie sich auch lieber auf's Aeußerste wehren, als sich ergeben. Ein Volkslied schildert in kräftigen Zügen den verzweifelten Widerstand dreier solcher Helden, die, von den Panduren umzingelt, genöthigt waren, sich in einer Höhle zu verschanzen.

„Drei ganze Tage hält Christitsch Mladen mit seinem Weibe „und seinen beiden Söhnen ohne Nahrung in der Höhle aus. So „oft sie einen Ausweg suchen, sind hundert Flinten auf sie angelegt; „sie haben keinen Trunk als etwas abgestandenes Wasser, das in den „Felsenritzen sich gesammelt; der Durst verzehrt sie, daß ihre Zunge „schwillt und schwarz wird. Nach Ablauf dreier Tage ruft die erschöpfte „Mutter der Haiduken: „„Kinder! Gott erbarme sich Euer und räche „Euch an Euren Feinden!"" und sie giebt den Geist auf. Chri„stitsch schaut mit trockenem Auge den Leichnam an, aber die Söhne „vergießen Thränen, so oft der Vater wegsieht. Die Sonne des „vierten Tages vertrocknet den letzten Tropfen Wassers in dem Felsen. „Da ergreift den älteren von Christitsch's Söhnen der Wahnsinn; „er zieht den Jatagan, und seine Augen, funkelnd wie die des hung-

„rigen Wolfes, sind auf der Mutter Leiche geheftet. Sein jüngerer „Bruder, als er schaudernd dieß gewahrt, durchbohrt den Arm sich „mit dem Dolch und spricht: „„Lösche Deinen Durst mit meinem „Blute und frevle nicht! Hat der Hunger uns alle verzehrt, dann „werden unsere Manen das Herz unserer Feinde zernagen!““ „Da erhebt sich Christitsch und ruft: „„Auf Ihr Kinder! Besser, „durch die Kugel sterben als durch Hunger.““ Gleich Löwen stür„zen sie hervor aus der Höhle; jeder erhält zehn Kugeln in die „Brust, doch jeder hat, bevor er fällt, zehn Feinde getödtet, und „selbst noch ihre abgeschnittenen Köpfe flößten den Panduren, die „triumphirend sie von dannen trugen, Schrecken ein, daß sie kaum „sie anzublinzen wagten; so gefürchtet waren Mladen und seine „Söhne. *)

Zweites Kapitel.

Beschreibung Bosniens.

Bosnien ist, nächst dem inneren Albanien, das wenigst bekannte Land der europäischen Türkei. Die Mehrzahl seiner Bevölkerung ist muselmännisch, wogegen seine beiden Nebenlandschaften, die Herzegowina und Croatien, christlich sind, und zwar jene der griechischen, diese der lateinischen Kirche angehört. Wie alle serbischen Länder, ist auch Bosnien in Nahien getheilt, welche wiederum in Kneschinen zerfallen. Obgleich in Folge mannichfacher Umwälzungen die bosniakischen Sitten gänzlich entartet sind, so finden sich doch unter ihnen viele mittelalterliche Ueberreste. Die Städte haben noch ihre Körper-

*) Die reich begüterte Familie Mladen, aus welcher so viele berühmte Haiduken hervorgegangen sind, ist noch vorhanden und hat auch Stoff zu mehren andern Piesmen geliefert, die nicht minder beachtungswerth sind, als dieser von Mérimée in einer Sammlung seiner französischen Originaldichtungen mitgetheilte Gesang. Eine gelungene deutsche Uebersetzung des wahren Orginals hat Gerhard (Wila Abthl. II. S. 114 ff.) unter der Aufschrift „der tapfere Haiduke,“ geliefert.

schaften und die Landbewohner ihre Stämme. Von diesen Stämmen sind am Reinsten und Unvermischtesten geblieben: die Wassojewitsch, die Biratsch, die Semberias, die Spretschi und die Glasinatz; vorzüglich aber hat das Stammwesen sich in der Herzegowina erhalten, dort blühen in voller ungebändigter Jugendkraft: die Bielopaulitsch, die Grahowen, Pleschiwtzen, die Popowi, die Nikschitsch, die Taren, die Bratonojitsch, die Piwen, die Rowatzen, die Drobniaks und die Moratschi. Jeder dieser Stämme hat in der Regel ein Flußthal oder eine abgeschlossene Hochebene inne, woselbst, da kein Fremder dorthin zu dringen vermag, die Sitten vor Entartung gesichert sind.

In Folge der Anfechtungen, welche die muselmännischen Bosniaken von den Türken und die christlichen Bosniaken von ihren muselmännischen Brüdern erleiden, haben sich die Bekenner der beiderseitigen Religionen gleichsam in zwei verschiedene Völkerhaufen gesondert, deren jeder seinen eigenen Landstrich innehat. So sind z. B. die Paschaliks von Nowi-Pasar und Zwornik fast ganz christlich, während die Umgegend von Sarajewo und die Thäler, welche Bosnien von Montenegro scheiden, fast ausschießlich von Muselmännern besetzt sind. Jemehr der Wanderer, ahnungsgrauend, den Schritt beschleunigt, um aus den Thälern der Muselmänner herauszukommen, um so sanfter ruht er dann in den traulichen christlichen Einöden aus; dort ist jeder Fremdling in europäischer Tracht wohl aufgenommen, selbst bei den Räubern, die so oft die Zugänge zu den Klöstern besetzt halten. Nur muß man unbedingt seinen Mundvorrath bei sich führen; denn die Dörfer sind, wie in Serbien, sämmtlich mehr oder weniger von der Landstraße abgelegen und durch bloße, kaum bemerkbare Fußsteige mit derselben verbunden. In jenen unermeßlichen Wäldern, deren üppige Vegetation sich dreist mit der der amerikanischen Urwälder messen darf, kann man Tage lang dahintraben, ohne etwas anderes als regellose Reihen alter Bäume zu gewahren; Tannen und Lerchenbäume recken ihre Wipfel in die Wolken und lassen kaum den Schein der düsteren Felszacken durch ihre Zweige dringen. Zieht der Bosniak unter diesen grünenden Laubgewölben hin, wo das Echo den leisesten Ton tausendfältig wiedergiebt, so stimmt er

gern ein Heidukenlied an, dessen einfache Weise den Reiter erhebt und sein Roß anspornt. Bald gelangt man an eine Brücke, die sich kühn über den Bergstrom oder den Abgrund dahinwölbt; sie ist so schmal und mit so spitzen Steinen gepflastert, daß nur einheimische Pferde sie ohne Stolpern überschreiten können. Dann wieder, inmitten öder Stille, lichtet plötzlich sich der Wald und es erscheinen schwarze Karbunaris, die, in Rauch gehüllt, Kohlen und Pottasche bereiten, womit Bosnien starken Handel treibt.

Zwei Worte, Planina und Livada, d. h. ein waldumkränzter Berg und eine bewässerte Wiese, bezeichnen den Charakter dieser Gegend und aller derjenigen, wo der serbische Volksstamm heimisch ist. Die Natur, die in diesen Einöden ungehindert ihre poetische Schöpferkraft entfalten kann, führt uns bei jedem Schritte neue Schönheiten vor. Dort könnte ein Künstler mondenlang umherschweifen, ohne sich aus der Einsamkeit herauszusehnen; dort lernt man das freie Leben der Dichter und Helden der Vorzeit würdigen. Versorgt mit Lebensmitteln, schlägt der Reisende auf einer jener Hochebenen, die Gemeingut des Eingeborenen wie des Fremdlings sind, sein Zelt auf; er läßt sein kleines bosniakisches Pferd in ungebundener Freiheit in den Bergen weiden, denn es ist gewöhnt, sobald sein Herr pfeift, wie ein treuer Hund herbeizuspringen. Die Natur hat die Körperbeschaffenheit dieser geduldigen Thiere so vollkommen den Einöden des Orients angepaßt, daß man sich fast nicht um ihre Fütterung zu kümmern hat; den größten Theil des Jahres nehmen sie mit dem Grase vorlieb, das sie auf der Weide finden; sie sind die Kameele der europäischen Türkei.

Bosnien und seine Nebenlandschaften erscheinen von einem Ende zum anderen als ein Haufen von Gebirgen, welche östlich, gegen Macedonien hin, in die Riesenspitzen des Schardag (des Scardus der Alten), gegen Westen aber in das Kosaratz-Gebirge in Croatien und in die herzegowinischen Höhen der Czernagora, — wohl zu unterscheiden von dem Montenegro — dem Orbelus der alten Geographen, auslaufen. Zahllose unbedeutendere Gebirgsäste ziehen sich außerdem von den griechischen Hauptgebirgen nach der Donau hin und dachen sich allmählig ab, haben jedoch immer noch, ja selbst in Serbien, mehre mit

ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Viele dieser Berge, in Bosnien sowohl als in Serbien, führen Namen, welche darauf hindeuten, daß daselbst ehemals Erz gewonnen wurde: so heißt Srbrnitza s. v. a. Silbermine, Slatibor und Slatowo sind s. v. a. Goldminen, Rudnik und Maidan-Pek Kupferminen und Jeleznik Eisenbergwerke. Die nomadischen Zigeuner sind bis jetzt die einzigen Menschen, welche sich mit der Ausbeutung dieses Bergsegens befassen, wobei sie sich jedoch darauf beschränken, Schaffelle durch die Flüsse zu ziehen, um so den Goldsand aufzusammeln. Indessen werden die serbischen und bosnischen Oberhäupter, bei fortschreitender Civilisation, sich nicht lange mehr mit dieser unvollkommenen Erzcultur begnügen können. Schon Milosch hatte, durch v. Herder auf die Wichtigkeit seiner Erzlager aufmerksam gemacht, mit sächsischen Bergleuten Contracte abgeschlossen und Vorkehrungen getroffen, um sich den ausschließlichen Betrieb des Bergbaus zu sichern, allein sein Sturz i. J. 1839 zerstörte auch diese Pläne des Geizhalses. Eben so hat der Wessier von Bosnien sich durch einen Deutschen, Dr. Schulz, die bedeutendsten Erzlager seiner Provinz nachweisen lassen. Er kennt jetzt die Stellen, wo Silber in Bleigestalt zu Tage liegt, ja es ist ihm sogar eine ergiebige Quecksilbermine geöffnet worden, und nur zu bald wird die Ahnung der unglücklichen Rajas, welche, als sie die Ergebnisse jener wissenschaftlichen Reise erfuhren, den deutschen Doctor laut verfluchten, in Erfüllung gehn, und sie von den neuen, auf europäischem Fuße erzogenen, Paschas als Sclaven in die Bergwerke gesteckt werden.

Bosnien ist reich an Flüssen, von denen aber die wenigsten schiffbar sind; daran ist allein die Unthätigkeit der Regierungen schuld, welche nach einander in diesem beklagenswerthen Lande gewirthschaftet haben. Der Hauptfluß ist die Drina, welche, von Süden nach Nordosten laufend, das Land in zwei lange Streifen theilt, bis sie unterhalb Zwornik die Gränze zwischen dem bosniakischen Gebiete und dem Fürstenthume Serbien bildet. Sie mündet, nachdem sie den Lim in sich aufgenommen hat, in die Sawe, in welche sich auch die mitten durch das Land strömende Bosna ergießt. Alle diese Wasserläufe sind in tiefe Thäler eingezwängt; Ebenen haben die serbischen

Lande fast gar nicht aufzuweisen, oder, was man unter diesem Namem versteht, sind bloße, auf allen Seiten von Felsbergen eingeschlossene, Kessel. Von dieser Art ist die denkwürdige Fläche von Kossowo, — *) die Thermopylen Bosniens — wo allezeit das Schicksal des Volkes entschieden ward; ingleichen die Hochebenen von Kupreß und Liwno. Dieses verworrene Gebirgslabyrinth hat nur gegen Serbien hin seine Ausgänge; und zwar im Osten durch das breite, herrliche Thal, durch welches die Morawa der Donau zuströmt, und im Norden auf die Ebene Matschwa, welche ihre außerordentliche Fruchtbarkeit dem Schlamme der Sawa verdankt. Dieser Fluß nämlich tritt, gleich dem Nil, zu gewissen Zeiten über seine Ufer, überschwemmt aber auch zuweilen die ganze Matschwa bis zum Fuße des Zer-Gebirges und setzt den unermeßlichen Urwald Kitog unter Wasser.

In Bosnien ist die freie Thätigkeit der Natur noch durch keine Cultivirungsversuche in ihrem Gange gestört worden: die öden Inseln der Sawe sollen immer noch Gemeinden von kunstfertigen Bibern bergen; Gevögel aller Art besitzt das Land in Ueberfluß; das mittelalterliche Geschlecht der Jagdfalken hat in diesen Einöden sich fortgepflanzt und betreibt dort für eigene Rechnung sein ritterliches Gewerbe. Hirsche, Wölfe, Füchse, Rehe giebt es in Unzahl; Bären werden alljährlich in der Umgegend der serbischen Stadt Poretsch zu Hunderten erlegt, in noch größerer Zahl aber in Bosnien, welches fast durchaus

*) Kossowo (deutsch: Amselfeld), eine in Rascien im Süden des Glubotingebirges gelegene, zwei Tagereisen lange und etwa halb so breite, von Gebirgsketten umschlossene sehr fruchtbare Ebene, welche die südwestlichste Ecke des dermaligen Serbiens (Kneschina Gornji-Ibar) bildet. Sie wird von den Flüssen Lab und Sitnitze durchschnitten, und es liegen in ihr und am Fuße der Gebirge gegen 300 Dörfer und Ortschaften, worunter der Hauptort die Festung Pristina. Außer der vielbesungenen Hauptschlacht v. 15. Juni 1389, wo die beiderseitigen Anführer, der serbische Knees Lazar und Sultan Murad I. fielen (S. Talvj Volkslieder d. Serben Bd. I. S. 249—270 u. Bd. II. S. 196—201 und Gerhard, Wila Abthl. I. S. 188—194,) lieferten hier auch die Ungarn unter Hunyad i. J. 1449 den Türken eine furchtbare dreitägige Schlacht.

ein wildes Walddickicht ist. Nußbäume, Ebereschen, Kastanienbäume, schießen allenthalben von selbst empor; Lianen, welche sich um Haselsträuche, Eschen, um weiße Birkenstämme und riesige Pappeln schlingen, bilden oft in den breitesten Thälern einen undurchdringlichen Verhau. Das Holz muß in einem solchen Lande fast völlig werthlos sein; zu Belgrad in Serbien wird das Fuder mit einem Zwanzigkreuzer bezahlt. Indessen äußert dieser Waldsegen einen nachtheiligen Einfluß auf das Klima, welches in Bosnien und besonders in Serbien rauher ist als in anderen, unter gleichem Breitengrade gelegenen Gegenden; das Frühjahr ist außerordentlich regnerisch und vom Juni bis November kann man — in den Niederungen wenigstens — kaum auf drei bis vier schöne Monate rechnen. Nur die Herzegowina hat, weil sie trocken und unbewaldet ist, ein hinlänglich warmes Klima, um Wein und Oliven hervorbringen zu können, entbehrt aber dafür auch Getreide, welches der Herzegowiner vom Bosniaken entlehnen muß, gleichwie dieser von seinem Nachbar Oliven, Wein und Orangen erhält. So ergänzen die beiden Provinzen einander.

Unter den Producten Bosniens wird ganz besonders die Hirse geschätzt. In Festungsmagazinen soll dieselbe 42 Jahre lang in Säcken aufbewahrt worden sein, ohne daß sie etwas von ihrem Nahrungsstoffe eingebüßt hätte. Der Mais erreicht dort eine solche Höhe, daß zur Erntezeit ein Reiter sich zwischen seinen Schaften verirren kann; auch alle übrigen Getreidearten würden daselbst gedeihen; Reis, Taback und verschiedene Arten von Melonen sind im Ueberfluß vorhanden. Obgleich Bosnien, seiner Natur nach, eine Waldlandschaft ist und bleiben muß, so könnte doch sein Boden, der fast durchgehends eine sehr tiefe Ackerkrume hat, eine dreimal so große Bevölkerung, als er gegenwärtig faßt, ernähren, sobald nur die Bewohner ihr Hirtenleben, zu welchem sie einen außerordentlichen Hang haben, aufgeben wollten.

Ehedem starrte das Land der Bosniaken von Festungen; diese sind zwar mehrentheils noch jetzt vorhanden, allein solche unbedeutende, mit Ringmauern und Thürmen — ähnlich unseren mittelalterlichen Wartthürmen — eingefaßte Vierecke verdienen heutzutage nicht mehr den Namen einer Festung. Zwar

nik, Pristina, Nowi-Pasar, Trawnik, Mostar und andere, durch die Geschichte der Kreuzzüge berühmte Plätze, welche seit jenen Zeiten unverändert geblieben sind, verdanken ihre Festigkeit lediglich ihrer vortheilhaften Lage. Viele Hauptorte, die unsere Geographen immer noch als Städte aufführen, bestehen aus einem bloßen Häuflein Lehmhütten oder Bazars, d. h. Budenreihen an beiden Seiten einer Landstraße, welche sich ohnweit des Außenthores unter Rasen verliert. Die Straßen der größeren Städte sind ein verschlungenes Gewirr von Pfaden, auf denen nur der Ortsbewohner sich zurecht finden kann; denn sie sind durch Hunderte von Pforten gesperrt, welche mit einem Drücker geöffnet werden und aus einem Hofe oder Garten in den anderen führen. Oft giebt es außer diesem Gassenlabyrinth noch unterirdische Gänge, durch welche die verfolgten Rajas in's Freie flüchten, wenn ihnen nichts mehr übrig bleibt, als unter die Haiducken zu gehen. Die Uebermacht dieser Wegelagerer hat von jeher die Sicherheit der Türken dermaßen gefährdet, daß keine Moschee auf offnem Felde, sondern alle sich innerhalb der Festungen befinden. Zuweilen nur wagt es ein Spahi, in einem christlichen Dorfe seine Sommerwohnung aufzuschlagen; eine solche ist aber eine bloße Hütte und unterscheidet sich von der des Raja nur dadurch, daß sie weiß angestrichen und mit Buschwerk und Todtencapellen umgeben ist, in welchen die Vorfahren des Spahi ruhen.

Die Bosniaken haben vier Hauptstädte: Trawnik und Zwornik mit kaum noch 5000 bis 6000 Einwohnern, Nowi-Pasar mit 10,000 bis 12,000 Einwohnern und das große Sarajewo oder Bosna-Serai, welches früher 100,000 Einw. zählte und jetzt immer noch über 40,000 hat. Sarajewo gilt den Bosniaken als das Musterbild einer Stadt; erzählt man diesen Söhnen der Wildniß von Paris, so fragen sie: „Ist denn Paris schöner als Sarajewo?" Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Hauptstadt auf den Reisenden einen ergreifenden Eindruck macht, wenn er, aus engen Gebirgsschluchten hervortretend, sie plötzlich unten in einem weiten Kessel, oder vielmehr in einem von unzähligen Gewässern befeuchteten lieblichen Garten, liegen sieht. Ihre Thürme, ihre Minarets von buntglasirten Ziegeln, ihre Kioske, ihre Bazare mit bleigedeckten Kuppeln,

gruppiren sich amphitheatralisch um eine große viereckige Feste, welche i. J. 1270 erbaut wurde. Diese mit zwölf ungeheueren Thürmen versehene Burg, deren Ringmauern zwei Klaftern dick sind, steigt, spitz zulaufend, aus dem Thale empor und lehnt sich an den Berg, der dasselbe beherrscht. Obschon in schlechtem Stande, würde sie doch einem geschlagenen Heere eine herrliche Zuflucht gewähren. Prinz Eugen, der mit der österreichischen Armee bis Sarajewo vordrang, konnte diese Feste nicht einnehmen, und da man nicht Herr von Bosnien ist, so lange man nicht Sarajewo in seiner Gewalt hat, mußte der siegreiche Held, um nicht umzingelt zu werden, sich bis an die Sawe zurückziehen. Die Bevölkerung von Sarajewo zerfällt in drei Glaubensgenossenschaften: in die muselmännische, die griechisch-schismatische und die lateinisch-katholische. Wenn schon heruntergekommen, treibt doch die Stadt noch bedeutenden Handel, die Waffen- und Goldschmieden haben guten Fortgang, und beständig ziehen Karawanen zwischen diesem Platze und Stambul hin und her. Leider fehlt der Stadt ein schiffbarer Fluß; denn der schäumende Bergstrom, Miliaska, der sie durchrauscht, ist, ungeachtet seiner vielen, mit zierlichen Arkaden versehenen steinernen Brücken, zum Handels- und Gewerbsbetriebe nicht geeignet; sobald er die Stadt hinter sich hat, wird er wieder wild wie zuvor, durchtobt, von riesigen Tannen beschattet, öde Schluchten und bespült nur verfallene Burgen, welche in Winterszeiten den Hirten und Räubern zum Obdach dienen.

Inmitten der gesetz- und regellosen Zustände Bosniens hat Sarajewo sich als selbstständiger Freistaat behauptet: hat seinen Senat, wählt seine Obrigkeit und kann selbst den kaiserlichen Statthalter, sobald er dem Volke nicht ansteht, ausweisen. In der Landesverfassung ist ausdrücklich ausgesprochen, daß der Wessier von Bosnien sich nur drei Tage im Jahre in der Hauptstadt aufhalten darf. Zwar führt dieser Statthalter Mohammed's in partibus infidelium den Titel: Wessier von Ungarn, Begler Beg (Fürst der Fürsten) und Oberhüter aller serbischen Lande, in Wirklichkeit aber ist er darauf beschränkt, sich in dem Grad von Trawnik, welchen er neuerdings in europäischer Weise befestigt hat, verschanzt zu halten. Die Feste Trawnik, von der Laskwa bespült und von einer

ausgedehnten muselmännischen Todtenstadt umgeben, erhebt sich in Form eines Vierecks auf Felsgrund zwischen zwei Schluchten; im Inneren ist sie ganz verfallen, und selbst das Serail des Wessiers sieht aus wie ein großer Meierhof; ringsherum Abgründe, in welchen die grünen Fluthen der Bosna dahinrauschen, so starrt sie empor, zwanzig franz. Meilen von Sarajewo entfernt. An der Straße, welche diese beiden Städte mit einander verbindet, liegt das Dorf Witesz, dessen Name lange Zeit die Bosniaken an die furchtbare Niederlage erinnern wird, die sie dort im Jahre 1840 erlitten.

Von Travnik aus gelangt man über Schehsche — ein katholisches Städtchen — nach der Feste Zwornik, deren sonst so fürchterliche Vertheidigungs-Werke jetzt nur noch aus verfallenen Thürmen bestehen, welche auf den Warosch (den handels- und gewerbtreibenden Stadttheil) herabzustürzen drohen. Der himmelanstrebende Grad von Zwornik, der, wie die Spahis meinen, 1000 Jahre vor der Hedschra von Zwonimir, dem Vater der Croaten, erbaut sein soll, ist das einzige Bollwerk der Bosniaken gegen die Serbier, die dasselbe oftmals eingenommen und geplündert haben. Der Weg von Sarajewo nach Zwornik (22 Stunden lang) führt durch das wegen seiner herrlichen Viehheerden gepriesene Thal der Spretza, von wo man in das Drina-Thal gelangt. Dieser Landestheil ist der wenigst bevölkerte und wildeste von ganz Bosnien. Die in unzähligen Krümmungen zwischen Wäldern nach der Sawe hinabströmende Drina bietet den Serbiern, seitdem dieselbe die Gränze zwischen den beiderseitigen Gebieten bildet, vermöge der Beschaffenheit des Terrains, den Vortheil, daß sie leicht bis in das Herz von Bosnien vordringen können, ohne von ihren westlichen Nachbarn gleiche Einfälle befürchten zu dürfen *). Bilina, wo der Aufstand v. J. 1829 ausbrach, ist das letzte Bollwerk der Türken in dieser Einöde.

Auf dem Wege von Sarajewo nach Nowi-Pasar kommt man durch die wildesten Gebirgsgegenden: überall beugen sich

*) Wegen dieser im Originale nicht ganz verständlichen und daher hier nur dem Sinne nach wiedergegebenen Bemerkung vergl. eine in militairisch-geographischer Hinsicht wichtige Stelle bei Pertuisier a. a. O. pag. 324, welche der Verfasser offenbar hierbei vor Augen hatte.

Gebirgsvorsprünge über die Straße herüber, überall aber zeigen sich auch die reizendsten Landschaften von unzähligen Wasserfällen angefrischt, deren sanftes Gemurmel nur zu häufig von den Flintenschüssen der Haiduken unterbrochen wird. Wären diese Räuber einer gehörigen Organisation fähig, sie würden in dem Bezirk zwischen Priëpolje und Sjenitza ein sicheres Asyl finden; denn diesen zehn franz. Meilen langen Landstrich hat die Natur selbst durch alle möglichen Vertheidigungswerke gegen feindliche Angriffe verwahrt. Von Sjenitza, einer kleinen, mit 4 Thürmen versehenen Festung, welche eine weite Fläche beherrscht, hat man wiederum zehn franz. Meilen bis Nowi-Pasar, eine Strecke, auf welcher Hügel mit dürren, lediglich als Viehtrift benutzten Hochebenen abwechseln. Das liebliche Thal der Raska, welches von lauter Christen bewohnt wird, ist die einzige einigermaßen cultivirte Strecke dieses Paschaliks, in dessen Abtretung an Serbien der Sultan übrigens bereits gewilligt hat. Die Raska, wonach der kriegerische Stamm der Ratzen — ein Name, welchen die Geschichtsschreiber oft auf das ganze serbische Volk ausdehnen — benannt ist, fließt durch dieses Thal, bevor sie die große Stadt Nowi-Pasar bespült. Von dieser alten Hauptstadt Rasciens, welche, von Czerni Georg's Truppen erobert und zerstört, sich jetzt wieder aus ihren Trümmern erhebt, gehen mehre wichtige Handelsstraßen aus. Dieselben verbinden nämlich den griechischen Busen von Salonik einerseits mit Belgrad und der Donau und andererseits mit dem adriatischen Meere und Ragusa, wohin die Bosniaken ihren Ueberfluß an Vieh, Wolle und Honig schaffen, um dafür Salz einzutauschen, welches ihnen fast gänzlich mangelt; denn die sogenannte Welika-Tuzla (die große Saline) in Bosnien ist nichts als der Inbegriff von 70 bis 80 Salzquellen, die nur eine geringe Ausbeute liefern.

An Bosnien schließt sich die Herzegowina — das mittelalterliche Zachlumien *) — an, welche, bei allem Wein- und Olivenreichthum, doch immer ein erbärmliches Land ist und

*) Dieses ist unstreitig unter dem im Originale entstellten Namen „Chelmie" zu verstehen. Vergl. Schafarik Slaw. Alterthümer, herausg. v. Wuttke, Thl. II. S. 263 fg.

übrigens auch durch die fortwährenden Uebergriffe der Montenegriner mehr und mehr von der Türkei abgetrennt wird. Die gehässige Losreißung Dalmatiens von der Herzegowina und Bosnien läßt sich nur aus der Eifersucht Oesterreichs und der übrigen Mächte erklären. Auf diese Weise sind diese beiden Länder ihrer Seeküste beraubt; doch hat die Natur, den Diplomaten zum Trotz, Bosnien und die Herzegowina in strategischer Hinsicht dergestalt begünstigt, daß es, ohne Mitwirkung der Eingeborenen, unmöglich ist, diese Landschaften einzunehmen. Die Narenta, sowie die meisten übrigen Flüsse, beschreibt bei ihrem Laufe einwärts gebogene Halbzirkel, als wollte sie den Feind von dem Binnenlande abhalten, und die Höhenzüge sind auf ähnliche Weise gestaltet. Der einzige Punct, von wo aus Bosnien mit Erfolg angegriffen werden könnte, ist Türkisch-Croatien, eine, an Oesterreichisch-Croatien sich anschließende, größtentheils katholische Provinz. Die croatischen Gebirge bilden, da, wo sie sich nach der Sawe hinneigen, Thäler, welche weit genug sind, um der deutschen Artillerie den Durchgang zu gestatten, und zudem muß es den Croaten auch schon ihrer Religion wegen wünschenswerth sein, dem Abendlande einverleibt zu werden. Als lateinische Katholiken, haben sie bei den meisten Empörungen den schismatischen Serben feindlich gegenübergestanden, und ihr Einfluß, dem früher Venedig, neuerdings aber Oesterreich Vorschub geleistet hat, erstreckt sich tief nach Bosnien hinein bis Nowi-Pasar. Ihrer Eigenschaft als Glaubensgenossen der Franken verdanken sie es, daß die Türken ihnen jederzeit Vorrechte, welche sie ihren schismatischen Rajas verweigerten, zugestanden haben: sie durften viele Klöster für ihre Minoriten und Franziskaner bauen und haben in ihren Städten schöne Kirchen, während die armen griechischen Christen oft genöthigt sind, im Dunkel der Wälder oder in Höhlen ihren Gottesdienst zu halten. Doch wird in diesen Katakomben der Neuzeit wohl eben so inbrünstig gebetet, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, und nur die unglaubliche Unwissenheit der serbisch-bosniakischen Popen kann den erhebenden Eindruck stören, den eine solche innige Andacht auf den Reisenden ausübt. Warum muß der Fanatismus diese unschuldigen Gemüther bethören und Brüder gegen einander waffnen? Warum wollen die Mönche

der beiderseitigen Kirchen nicht mit vereinten Kräften dahin wirken, ihr gemeinsames Vaterland wiederherzustellen und die rohen Vorurtheile zu zerstören, welche ein edles Volk in zwei einander feindliche Kasten scheiden? Von den Aufgeklärtesten unter ihnen, von den lateinischen Mönchen, sollte man es erwarten, daß sie den ersten Schritt zur Versöhnung thun würden, indem sie ihren Beichtkindern gestatteten, in allen weltlichen Angelegenheiten mit ihren schismatischen Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen.

Drittes Kapitel.

Geschichte des muselmännischen Bosniens seit dem siebenzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage.

Bosnien ist in neuerer Zeit so gänzlich in Vergessenheit gerathen, daß man in Europa von einer Geschichte dieses Landes kaum eine Ahnung hat. Die meisten Staatsmänner bilden sich ein, mit der Geschichte der Völker des osmanischen Reichs hinlänglich vertraut zu sein, sobald sie nur das Riesenwerk, welches v. Hammer aus türkischen Chroniken zusammengetragen hat, gelesen haben. Diese Chroniken geben indessen nichts als die Lebensgeschichten der Sultane und ihrer Diener; was außerhalb dieses Mittelpunctes des politischen Treibens liegt, das innere Leben der morgenländischen Landschaften, dieß zu schildern hat noch Niemand unternommen, und doch ist ein so reicher Stoff zu lebensfrischen dramatischen Bildern vorhanden, zumal seitdem die alten unterjochten Völker sich wie neugeboren, in voller Jugendkraft emporrichten und, je nach der Verschiedenheit ihrer Interessen, europäische Gesittung, annehmen oder von sich fern halten. Es liegt eine gewaltige Poesie in diesen wilden Kämpfen, in diesem Keimen und Knospen, in diesem neuen Leben, das aus dem Grabe emporsproßt. Nirgends geht dieser unbeachtete Entwickelungsproceß rascher von Statten als bei den Bosniaken, nur daß er hier, unter

dem Einflusse eines rückschreitenden Fanatismus, das Volk aufreibt, anstatt es zu beleben. Die rauhe Natur dieser Gebirgsgegenden hat Bosnien zur Vendée des Türkenreichs gemacht: dort finden die Reformatoren, die Feinde alt-muselmännischen Wesens, den hartnäckigsten Widerstand.

Im sechszehnten Jahrhunderte war der bosniakische wie der albanesische Adel zum Islam übergetreten, und da dieß aus keinem anderen Grunde geschah, als um dadurch sein Eigenthum und seine Rechte zu sichern, so hatte er sich dabei ausbedungen, daß er Herr in seinem Lande bleibe. Mittels dieser Vorrechte und der Hülfe, die ihm nöthigenfalls die Sultane gewährten, hatte er nach und nach alle serbischen Provinzen des Reichs unter seine Botmäßigkeit gebracht. Diese Abtrünnigen, deren Zahl anfangs gering war, mehrten sich, seitdem sie in ihrem Heimathlande als Eroberer auftraten, von Jahr zu Jahr durch Entführung von Christenkindern, so wie durch die Anziehungskraft, welche der Anblick ihres Wohlstandes auf die slawischen Rajas ausübte. Mehr und mehr nistete sich diese Adelskaste auch in den benachbarten Gebieten ein, brachte in Serbien, Albanien und Macedonien, theils auf gütlichem Wege und durch Heirathen, theils mit Gewalt, die beßten Grundstücke an sich und verwandelte, was sie auf diese Weise den christlichen Gemeinden entzog, in Spahiliks. Solcher Lehngüter gab es in Bosnien allein zwölftausend, und die Spahis oder Kuluks stellten in Kriegszeiten vierzigtausend Mann, also mehr denn — mit Ausnahme Albaniens — irgend eine andere Provinz des Reichs; selbst Kurdistan, welches doch von allen asiatischen Provinzen die meisten Soldaten lieferte, konnte nicht mehr als 30,000 Mann aufbringen. Die Bosniaken standen darum in hoher Gunst bei der Pforte, die ihnen zudem auch mehre ausgezeichnete Minister verdankt: so die Groß-Wessiere Kiuprili den Siegreichen, Khosrew und Redschep unter Murad IV., Achmed den Herzegowiner unter Soliman I., den Croaten Rustem, Murad, den Wiederhersteller des Reichs unter Achmed III., endlich den Montenegriner Mustapha und seinen Nebenbuhler, den Groß-Wessier Mehmed Sokoli von Trebinje, der als Djak (der Theologie Beflissener) im Kloster des heiligen Sawa gebildet, dann aber als Sclave nach

Stambul geschleppt und dort bald durch den Bosniaken Sinan in den Dienst des Staates gezogen ward, dessen Stütze er werden sollte. Alle diese großen Männer haben den serbischen Namen im Orient verherrlicht und ihren Landsleuten zu bedeutenden Vorrechten verholfen.

Die Sultane hatten den Bosniaken die polizeiliche Verwaltung Bosniens und die Steuererhebung in allen serbischen Landen überlassen müssen. Der Betrag dieser Christensteuer wurde alljährlich auf großherrlichen Galeeren, welche auf der Donau bis Belgrad heraufkamen, abgeführt. Es war ein ordentliches Fest für die Spahis, wenn die kaiserliche Flotte im Angesicht der weißen Stadt die Anker auswarf und ihre goldstrahlenden Hintertheile längs dem Ufer aufreihte; aber diese Jubeltage der Herren waren für die Geknechteten Tage der Trauer und Verzweiflung; denn die Rajas mußten die Blüthe ihrer Jünglinge zum Ruderdienst hergeben, und diese wurden nicht eher wieder entlassen, als bis die Flotte im Bosporus eingelaufen war. Hülflos und verlassen, wie sie waren, kamen die Meisten auf dem Heimwege um, das Herz voll Sehnsucht nach ihrer „weißen Stadt," dem vielgepriesenen Belgrad, das sie zwar längst verloren hatten, aber dereinst wiederzuerobern hofften. Und sie täuschten sich nicht: die Nachkommen dieser Märtyrer, die Erben ihrer ehrenfesten Gesinnung, sollten endlich wieder Belgrad einnehmen.

Die Pforte selbst beschleunigte diesen Triumph; denn da sie in ihrem eigenen Schooße, mit der türkischen Demokratie in Konstantinopel, zu ringen hatte, fühlte sie sich zu schwach, zugleich nach Außen hin gegen die kriegerische bosniakische Aristokratie anzukämpfen. Schon war diese Aristokratie bis zum bulgarischen Balkan vorgedrungen, schon wagte der Sultan nicht mehr, einen Wessier auf längere Zeit in Bosnien zu lassen, aus Besorgniß, er möchte sich mit den Eingeborenen verbinden. Endlich kam die Pforte, die es nicht länger dulden wollte, daß der slawische Muselmann ihrem Centralisationsstreben unaufhörlich entgegenarbeitete, auf den macchiavellistischen Gedanken, die Rajas gegen die Spahis in Schutz zu nehmen, gleichwie gewisse Tyrannen im Mittelalter die Knechte gegen ihre Herren aufwiegelten. Bisher hatten die serbischen Rajas die Osmanen

als ihre Feinde, die Spahis dagegen als ihre natürlichen Beschützer betrachtet; nun aber sollten die Rollen förmlich umgetauscht werden.

Die bosniakische Aristokratie ahnte nichts von diesen Umtrieben und leistete daher noch in dem langwierigen Kriege, den Oesterreich im Verein mit Rußland von 1737 bis 1744 gegen das osmanische Riesenreich führte, durch ihre ritterlichen Thaten dem Islam namhafte Dienste. Während dieser siebenjährigen Empörung der serbischen Rajas eilte diese Ritterschaft, unter Anführung ihres Wessiers Mehmed Begowitsch, mit Blitzesschnelle nach allen bedrohten Puncten hin, bald nach der Donau, bald nach dem adriatischen Meere; sie allein war es, die Montenegro verhinderte, seine Streitkräfte mit denen der Donau-Serben zu vereinigen, und so das Reich vor einer Zerstückelung bewahrte, welche damals zuerst zwischen Oesterreich und Rußland verabredet ward.

Daß die Oesterreicher siegreich aus diesem Kampfe hervorgingen, verdankten sie den Serben; gleichwohl aber gab der Kaiser, ganz nach orientalischer Sitte, die schismatischen Christen, deren so viele Tausende für seine Sache geblutet hatten, den Türken preis, und diese Unglücklichen mußten nun von den rachsüchtigen Spahis die fürchterlichsten Grausamkeiten erdulden. Dieser Zeitpunct schien der Pforte günstig, um die Maske abzuwerfen und ihre Politik zu ändern; sie befahl demnach — angeblich aus Menschenfreundlichkeit — den Wessieren von Belgrad und Bosnien, künftighin die Rajas unter ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen. Die bosniakischen Spahis merkten bald, daß dieses neue Regierungssystem auf ihren Untergang abzwecke, und es kam daher, unter Leitung des Begs von Zwornik, Ali Widaïtsch, eine allgemeine Verbindung sämmtlicher serbischen Begs zu Stande. Das Feuer der Empörung verbreitete sich von Bosnien aus über die Spahis an der Donau; diese nahmen, mit Hülfe des Bulgaren Paswan Oglu, Belgrad ein, welches die Bosniaken sogleich zum Mittelpunct ihrer Unternehmungen und zum Sitz ihrer provisorischen Regierung machten.

In dieser serbisch-muselmännischen Republik waren fünf Männer, Widaïtsch, Aganlia, Kutschuk-Ali, Molla-

Jussuf und Fotschitsch-Mehmed, mit der vollziehenden Gewalt bekleidet. Widaïtsch durchzog mit seinen Janitscharen die bosniakischen Dörfer, ließ die Rajas aufgreifen und in Fesseln schlagen und verlangte, daß sie sich ihm als Sclaven verkaufen sollten, oder marterte sie, wenn sie dieß nicht thun wollten, auf's grausamste. Die vier anderen Befehlshaber wütheten nicht minder gräßlich an der Sawe und in Serbien; in jedem christlichen Dorfe setzten sie, anstatt der Raja-Kneesen, einen muselmännischen Subaschi nebst zwölf Janitscharen ein, um Recht zu sprechen und Steuern zu erheben. Da die Kneesen gewagt hatten, sich deßhalb beim Wessier zu beschweren, durchzogen die Spahis rachefchnaubend die Nahien, entweihten Kirchen, und raubten Meßgewänder, um sie als Decken für ihre arabischen Pferde zu benutzen; an den Rastorten versammelten sie die Jungfrauen, zwangen sie, ihnen in ihrem schönsten Schmucke den Kolo vorzutanzen, entehrten sie dann und schickten sie nackt in ihre Hütten zurück. Diese Räuberhorden wurden immer zahlreicher, denn es gesellten sich zu ihnen die serbischen Janitscharen, welche wegen der europäischen Reformen, die der Divan vornahm, Konstantinopel verlassen hatten und nun in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Ein Viertheil der europäischen Türkei war in der Gewalt dieser raubgierigen Empörer. Widaïtsch hatte in seinem Stammschlosse Zwornik unermeßliche Beute aufgehäuft, und seine vier Collegen an der Donau, welche im Orient unter dem Namen der Daïs oder Dahis — d. i. das slawisirte Wort Dey — berüchtigt sind, thaten es ihm gleich; sie häuften in ihren Palästen zu Belgrad Tonnen Goldes zusammen, stellten aber, trotz allem Diesen, seltsam genug den Grundsatz der völligen Gleichheit aller Gläubigen und der Gütergemeinschaft auf.

Die Kneesen trotzten den Todesgefahren, die beständig über ihren Häuptern schwebten, versammelten sich im Jahre 1803 in der Nähe eines Klosters und erkühnten sich, ein von ihnen gemeinschaftlich unterzeichnetes Bittschreiben an den Sultan abzusenden. „Die Janitscharen" — so lautete es — „haben uns dermaßen ausgeplündert, daß wir nur mit Bast unsere Blöße bedecken können; kaum sind wir mehr im Stande, unsere Weiber und unsere Tempel vor der äußersten Schmach zu bewahren. Bist Du noch unser Kaiser, so erlöse uns aus den Händen

dieser Ruchlosen; vermagst Du es aber nicht, so laß es uns wissen, damit wir uns in's Wasser stürzen und so endlich Ruhe finden." Ergrimmt, drohte der Sultan den Spahis: daß, wenn sie ihre Räubereien nicht einstellten, er ein Heer gegen sie ausschicken werde, und zwar kein muselmänniſches, welches folglich schonungslos mit ihnen verfahren werde. Die Bosniaken fragten einander: „Was mag das für ein Heer sein, ein russisches oder ein österreichisches? Unmöglich! Also können es nur die Rajas unter Anführung ihrer Kneesen sein? Auf denn! Laßt uns vorweg die Kneesen niedermachen!" Es war im Februar 1804, als die Subaschis in allen Nahien den Befehl erhielten, die Henkersarbeit zu beginnen. Die ersten Schlachtopfer waren Hadschi Gero, der Iguman des Klosters Morawtzi, Marko Tscharapitsch, Stanoje von Beglawitza; dann die beiden christlichen Volksoberhäupter: Ruwim, der Archimandrit des Klosters Bogowadia, den Aganlia auf's gräßlichste zu Tode marterte, und Alexa Nenadowitsch, der Oberknees von Waljewo, den Fotschitsch eigenhändig enthauptete. Das Gemetzel nahm kein Ende: nach den Kneesen kamen die Kmeten an die Reihe, und das Volk fing am Ende an zu glauben, daß man es gänzlich vertilgen wolle. Ein bosniakischer Spahi, der Hauptmann von Gradaschatz, kerkerte ohne Ausnahme alle Rajas seines Bezirks ein, ließ sich dann jeden Freitag, wenn er nach beendigtem Gottesdienst aus der Moschee zurückkam, eine gewisse Anzahl von seinen Gefangenen vorführen und spaltete ihnen zu seinem Vergnügen mit einem Säbelhiebe den Kopf. Dieser riesenstarke Henker fiel erst 1807 unter den Streichen einer Schaar ergrimmter Rajas.

Der Wessier von Bosnien, Khosrew Mehmed, sah sich genöthigt, bei diesen Gräueln ein Auge zuzudrücken; zu Belgrad suchte der Vater eines der vier Dahis, Fotscho, ein hundertjähriger Greis, dessen weißer Bart bis zum Gürtel herabwallte, vergebens seine Söhne zu bewegen, ihren Schandthaten ein Ziel zu setzen. Doch das Blut so vieler Schlachtopfer hatte nicht umsonst die serbischen Landschaften getränkt, und bald sah man Helden aus ihnen emporsteigen. Die Schaaren christlicher Haiduken, die glücklicher Weise nicht hatten aufgerieben werden können, retteten die Rajas; unter Tschurdja's Anführung brachen

die bosniakischen Haiduken aus ihren Höhlen und Wäldern hervor gegen Beg Widaïtsch, verbrannten seine Feste Zwornik und wiegelten alle Rajas an den Ufern des Jadar und der Radjewina auf. Der Knees Sawitsch, Anton Boghitschewitsch, und ein Serbe aus Zwornik, Namens Mehmed, der zwar durch die Last von siebenzig Wintern niedergebeugt, aber von seinen fünf Söhnen unterstützt wurde, organisirten die endliche Empörung der Geknechteten, die nun mit aller Kraft der Verzweiflung losbrachen. Ali Widaïtsch wurde nach einander aus allen seinen Schlössern vertrieben; die Nahien von Jadar und Radjewina errangen zuerst ihre Unabhängigkeit, und eine unbeschränkte Freiheit war der Lohn ihrer heldenmüthigen Anstrengungen; es ward ihnen nämlich von Seiten des Wessiers als Friedensbedingung zugesichert, daß keine türkischen Truppen künftig durch diese freien Thäler ziehen, und daß die Spahis sich nur einzeln und nur ein Mal des Jahres, wenn sie ihre Zehnten einsammelten, daselbst blicken lassen sollten.

Die Kunde von diesem ersten Triumphe der Christen in Bosnien verbreitete sich bald über alle serbischen Lande und versetzte der Macht der Spahis in Belgrad den Todesstreich. Man scheute sich nicht mehr, selbst in ihrer Gegenwart, eine lange Piesme zu singen, welche der bosniakische Homer jener Zeit, der gefeierte blinde Philipp*), damals gedichtet hatte. Sie beginnt folgendermaßen:

---

*) Philipp Sliepaz (der Blinde), ein geborener Bosnier, aus dem Dorfe Medjaschi, in der Kneschine Semberia der Nahie Zwornik, verlor in seiner Kindheit sein Gesicht durch die Blattern. Seine Blindheit bestimmte ihn zu Gesang und Musik. Er zeigte früher schon viel Talent im Dichten, das sich durch die bewegte Zeit des Aufstandes immer herrlicher entfaltete. Als der Krieg ausbrach, flüchtete er mit seinen Kindern nach Serbien, hielt sich meistens in den Schanzen und Lagern der Serben auf und besang die Heldenthaten seiner Landsleute, wie er sie erzählen hörte, wobei er jedoch oft Manches aus eigener Phantasie hinzufügte, um dem Liede poetischen Schwung zu geben. Von seinem Hauptliede (wovon hier der Eingang mitgetheilt wird) hat W. Gerhard (dem wir auch diese Notiz entlehnen) in seiner Wila, Abthl. II. S. 26—48 unter der Aufschrift „der Serben Aufstand i. J. 1804" eine gelungene metrische Uebersetzung geliefert.

„Welch' ein Wunder hat sich begeben! Also war es doch des „Himmels Wille, daß die Serben wiederauferstehen sollten. Die „Kneesen hatten schon die letzte Hoffnung aufgegeben, und doch „erhoben sich die armen Rajas, die länger nicht solch schweres Joch „ertragen konnten. Sie standen auf, als die Erwählten Gottes, „zum heiligen Kriege; der Himmel selbst gab das Signal, furcht„bare Feuerzeichen fuhren hin und wieder am Horizont der Serben. „Von St.-Triphon bis zu St.-Georg verfinsterte sich jede Nacht „der Mond, um die Serben zum Aufstande zu mahnen, doch noch „wagten sie's nicht. Drauf gaben die Heiligen ein anderes Zeichen: „von St.-Georg bis St.-Demeter zogen blutige Wolken am Him„mel auf und nieder, damit man zu den Waffen greifen möchte, „aber immer noch wagten die Serben nicht, ihr Haupt zu erheben. „Dann sandten die Heiligen das dritte Zeichen: ganz gegen das Na„turgesetz, ließen sie mitten im Winter Blitze zucken und am St.„Sawatage das Land vom Donner widerhallen, auf daß die Serben „sich zum Kampfe rüsten sollten; die aber zagten immer noch. End„lich nun erschien das letzte Zeichen: am hellen Tage ward die „Sonne finster, zitterte dreimal und verbarg sich dann im Osten. „Als dieß die Türkenhäupter in Belgrad schauen, steigen sie hernie„der von der Feste, und gehüllt in ihre Purpurmäntel, schluchzen sie: „„Allah! Brüder, was für Zeichen, welch' verhängnißvolle Vorbe„deutung!"" Angstvoll eilen sie zur Donau hin, füllen ihre Be„cher in dem Strome und tragen sie hinauf zum Neboïscha-Thurme.*) „Und als nun die Sterne des Himmels sich in den goldnen Bechern „spiegeln, da erblicken die Zwingherren der Serben ihr eignes Bild „darin, doch ohne Haupt. Erschreckt durch solch' ein Zeichen, schla„gen die Dahis die Becher in Stücke und werfen die Scherben „hinunter in den Strom."

In jenen Bechern, deren Trümmer die schäumende Donau in's schwarze Meer hinabtrug, konnten die Fürsten der Spahis eine abermalige Vorbedeutung ihres nahen Unterganges erblicken: bei ihrer Flucht sollten sie vergebens auf der Donau Rettung suchen, nur ihre verstümmelten Leichen sollte der Strom entführen. Die Rajas an der Sawe und Kolubara, ermuthigt

*) Das Staatsgefängniß in Belgrad.

durch den Popen Luka Lazarewitsch*), empören sich und stellen den Jacob Nenadowitsch, der früher als Offizier in österreichischen Diensten gestanden hatte, an ihre Spitze. Gleichzeitig erhoben sich in der Schumadia die Gebrüder Marko und Wasso Tscharapitsch, und an der Morawa die beiden unzertrennlichen Pobratims Milenko von Klischewatz und Peter Todorowitsch von Dobrinja. Aber die greisen, friedliebenden Dorfkneesen mißbilligten laut die Vermessenheit dieser Jünglinge, und erst als die Haiduken von Ort zu Ort zogen, schloß auch das Volk sich ihnen an. Vergebens sandten die vier Dahis den Metropoliten Leonti an die Empörer ab, um sie zum Gehorsam zurückzuführen; der Bischof, der den Serben nicht weniger verhaßt war als die Türken, erhielt zur Antwort: eher könne nicht von Frieden die Rede sein, bevor nicht die Dahis vertilgt wären. Also brach Aganlia mit den bosniakischen Janitscharen von Belgrad auf, um die Rajas für diese freche Antwort zu züchtigen. Andererseits zog Ali Widaïtsch von Zwornik heran, um Schabatz, welches Jacob Nenadowitsch belagerte, zu entsetzen, wurde aber tapfer zurückgeschlagen. Der feurige Bosniake Tschurdja, der mit jedem Flintenschusse einen Feind zu Boden streckte, trug in diesem Treffen die Fahne vor dem Kneesen Jacob her. Er war, wie jeder Haiduk, ganz dazu geschaffen, das verhaßte Joch abzuschütteln, aber nach errungenem Siege ein Land zu organisiren, darauf verstand er sich nicht; er hatte es den durch ihn befreiten Bezirken überlassen, sich selbst Gesetze zu geben und ihre Kneesen und Richter zu wählen, und war sogleich mit seinen Waffenbrüdern aus den bosnischen Gebirgen nach der Sawa hin zu neuen Thaten ausgezogen. Kaum hatte er Widaïtsch geschlagen, als er hörte, daß ein neues Heer von 1000 auserlesenen Spahis unter Beg Notschina's Anführung heranrücke. Tschurdja hatte 200 Haiduken bei sich, gleichwohl aber erwartete er den Feind bei dem Kloster Djokeschina. Diese

*) Diesen, um die Wiedergeburt seines Vaterlandes hochverdienten Mann preist ein langer, schöner Gesang des blinden Philipp (bei Gerhard: Wila, Abthl. II. S. 49—63). Er entsagte bei Ausbruch des Krieges i. J. 1804 seinem geistlichen Stande und wurde einer der vorzüglichsten Anführer unter Czerni Georg, der ihm in feierlicher Versammlung den Bart scheeren ließ und ihn zum Wojwoden machte.

Helden, deren Jeder sich hinter einem Baum oder Felsen verschanzt hatte, vertheidigten funfzehn Stunden lang den Engpaß, und erst als sie ihre letzte Patrone verschossen hatten, konnte der Feind sie umzingeln und zusammenhauen. Tschurdja allein entkam, und als Jacob den 200 Haiduken zu Hülfe eilte, fand er nur Leichen; von den 1000 Bosniaken aber waren nur noch wenige Mann am Leben, und diese ergriffen augenblicklich die Flucht. Jene Heldenthat hatte die Uebergabe dreier wichtigen Plätze — Schabatz, Smederewo und Poscharewatz — zur Folge, aus denen die ausgehungerten Spahis abzogen, um in Belgrad ihre Streitkräfte zusammenzuziehen.

Da indessen den vier Dahis durch die neuerdings befreiten Bezirke die Hülfe, die sie von Bosnien her erwarteten, abgeschnitten ward, warfen sie sich dem Tyrannen von Widdin, Paswan-Oglu, in die Arme, welcher 1000 Freiwillige, — Kerdschalis genannt — unter Anführung des Hauptmanns Guschantz, in Belgrad einrücken ließ. Auf der Donau erhielten sie beständig Zufuhr, und so hätten sie eine jahrelange Belagerung aushalten können, allein sie ließen den Muth sinken, als sie sahen, wie der Sultan für die Rajas Partei nahm und den Wessier Bekir von Bosnien in eigener Person, nebst 3000 Osmanen, den Belagerern zu Hülfe schickte. Diese unverhoffte Verstärkung wurde von den christlichen Serben, zum Schrecken der Belagerten, mit Hurrahs und Gewehrsalven begrüßt. Jetzt glaubten die Dahis sich von Guschantz verrathen und flüchteten nach Bulgarien, worauf die serbischen Rajas, an ihrer Spitze den Wessier von Bosnien, triumphirend in ihrer alten Nationalhauptstadt einzogen.

Welch' scheußliches Schauspiel bot damals Belgrad dar! Nichts stand mehr als die Paläste der vier Dahis; ringsherum unabsehbare Haufen verpesteter Trümmer, und darin hausten abgemagerte, von Wunden zerfleischte Sclaven, die seit Jahren ihr jammervolles Leben nur mit den Brocken fristeten, welche die Diener — ja oft selbst, welche die Hausthiere — der Kerdschalis übrig ließen.

Noch lebt in Belgrad ein Augenzeuge dieser Jammerscenen, die Wittwe Aganlia's, eines der vier Dahis. Die alte Frau denkt immer noch mit Rührung an jene schönen Tage ihrer

blühenden Jugend, wo ein Fürst sie anbetete, und mehr als hundert Weiber ihres Winks gewärtig waren. Das mauriſche Serail ihres Gemahls — die jetzige Staatsbuchdruckerei — wimmelte von glänzenden Cavalieren, welche beauftragt waren, die junge Kadun auf ihren Ausflügen zu begleiten, und ihre windſchnellen arabiſchen Roſſe zertraten die Rajas, die nicht ſchnell genug ausweichen konnten. In ſolchen Erinnerungen ſchwärmt jenes Weib, welches die Spahis zur Königin der Schönen ausgerufen hatten, und deren Wünſche Befehle waren. Doch wer kann ſich rühmen, das Glück zu feſſeln? Die Gemahlin Aganlia's ſah die Blüthe des bosniakiſchen Adels unter den Streichen der gemeinen Rajas fallen; die Dahis ſelbſt ereilte das Verderben; nun ward die ſchöne Wittib gefangen und zur Taufe gezwungen; darauf verliebte ſich ein ſerbiſcher Wojwode in ſie, und ſie ward — abermals mit Zwang — ſein Weib, zum Aerger der übrigen Häuptlinge, die ſich für die neue Helena ſchlagen wollten. So war denn die Aermſte gezwungen, der Religion ihres Herzens und ihrer Sinne zu entſagen, doch ſie verbarg ihren Ingrimm, in Erwartung des Tages, wo die Türken Belgrad wiedernehmen und ſie erlöſen würden. Und die Türken kehrten zurück und knechteten wieder das befreite Land, allein die wankelmüthige Neubekehrte ward von ihrem zweiten Gemahl nach Rußland gebracht, von wo ſie erſt zu Miloſch's Zeit zurückgekehrt iſt. Jetzt ſind ihre Hoffnungen mit ihrer Schönheit entſchwunden; die achtundſiebzigjährige Venus der Bosniaken baut nicht mehr auf die Türken und hat ſich endlich darein ergeben, unter den Feinden des Korans als Renegatin zu ſterben.

Der Freundſchaftsbund des Weſſiers von Bosnien mit den chriſtlichen Empörern war nicht von Dauer; denn als die Chriſten nach dem Tode der Dahis den muſelmänniſchen Oberbefehlshaber erſuchten, daß er ihre ſtaatsbürgerlichen Rechte gegen die Eingriffe künftiger Zwingherren geſetzlich ſicherſtellen möchte, zog er verdrießlich von Belgrad ab und kehrte in ſein Paſchalik zurück, feſt entſchloſſen, die muſelmänniſchen Bosniaken — was auch immer der Sultan dazu ſagen möchte — nicht nur nicht mehr zu bekämpfen, ſondern ihre Kräfte auf ein gemeinſames Ziel, nämlich die Züchtigung der Rajas für die dem

Islam angethane Schmach, hinzulenken. Somit begann in Bosnien eine grauenvolle Christenverfolgung; sie wüthete am ärgsten im Jahre 1805, wo der grausame und berüchtigte Seraskier Kulin-Kapetan an der Spitze der Spahis gegen Czerni Georg ausrückte und unterwegs alle christlichen Dörfer — selbst die seines eigenen Amtsbezirks — plünderte und die Bewohner zu Sclaven machte. Damals war es, wo einer der bosniakischen Kneesen, der hochherzige Iwan, Habe und Gut veräußerte und damit viele seiner Landsleute aus der Sclaverei loskaufte. Zum Lohn für diese edle That ward er von den Spahis gezwungen, aus seiner Heimath zu flüchten; er begab sich nach Serbien, wo er bis zum Friedensschlusse tapfer an Milosch's Seite kämpfte. Als aber Milosch den Fürstenthron bestiegen hatte, geruhte er nicht mehr, des Iwan zu gedenken, und indem er seinen Undank mit der Trunksucht des alten Kneesen entschuldigte, ließ er ihn seine ganze Regierungszeit hindurch in Belgrad — wo er noch 1840 zu sehen war — betteln gehen. Die Bosniaken allein haben sein Andenken bewahrt und feiern ihn in ihren Gesängen *) neben dem Haiduken Tschurdja, dem ein rascheres, aber nicht minder trauriges Ende beschieden war.

Dieser gefürchtete Kämpe, der die Losung zum Aufstand gegeben und die ersten Lorbeern gepflückt hatte, sagte sich, nachdem er eine Zeit lang die übrigen Wojwoden bei der Belagerung von Belgrad unterstützt, von denselben los; er hielt es eines Bosniaken unwürdig, sich der österreichischen Kriegszucht, welche Georg bei dem serbischen Heere einzuführen suchte, zu unterwerfen, und kehrte darum heim in seine Berge an der Radjewina. Aber seine Hochländer hatten bereits die Obergewalt des Jacob Nenadowitsch anerkannt, und da er diesem nicht weichen wollte, wurde er als Landfriedensbrecher vor Jacob's Richterstuhl geladen und zum Tode verurtheilt. Mit Löwenmuth wehrte sich der Haiduk gegen die mit seiner Hinrichtung beauftragte Momkenschaar; er fiel als das erste Opfer der bürgerlichen Zwietracht, welche der Ehrgeiz unter den befreiten Rajas anfachte.

*) Der herrliche Gesang bei Talvj (Volkslieder der Serben Bd. II. S. 262—271) ist die schönste Lobrede auf den unglücklichen Iwan.

Indessen erfreute sich, ungeachtet der neuerdings von den Türken veranstalteten Christenverfolgungen, das Befreiungswerk eines gesegneten Fortgangs. Die bosniakischen Janitscharen hatten von ganz Serbien nur noch zwei feste Plätze inne, Uschitza und Karanowatz. Gegen die letztere Stadt rückte jetzt der schwarze Georg heran; allein der Pascha von Nowi-Pasar hatte der Besatzung von Karanowatz insgeheim eine so bedeutende Verstärkung zukommen lassen, daß die Christen mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden; zum Glück aber ward diese Niederlage Georg's bald durch Jacob's glänzende Waffenthaten gerächt. Dieser brach nämlich, in Verein mit Meleti, Archimandriten des Klosters Ratscha, und mit dem Wojwoden Milan Obrenowitsch, an der Spitze von 3000 Mann Kerntruppen gegen Uschitza los, dessen Befehlshaber im ersten Schrecken ihm zwanzig Greise als Friedensunterhändler entgegensandte. Diese alten weißbärtigen Spahis wollten gar nicht glauben, daß die Rajas Kanonen mit sich führten, und als sie dieselben mit eigenen Augen gesehen, meinten sie, daß sie von bronzirtem Holze wären, als sie sie aber betrachtet und sich von ihrer ehernen Wirklichkeit überzeugt hatten, sprachen sie weinend zu Jacob: „Was sind das für schreckliche Zeiten! Warum willst du, Raja des türkischen Czar, die Festen Deines Kaisers bombardiren?" „Ein Hurrah dem türkischen Czar," rief Jacob aus, „aber nieder mit seinen Feinden!" — Darauf griff er Uschitza an, nahm es ein und brannte es am 20sten Juli 1805 nieder. Nur die türkischen Kaufleute durften sich mit 50,000 Piastern und 80 arabischen Stuten die Erlaubniß erkaufen, in der verwüsteten Stadt zurückzubleiben. Die Spahis dagegen mußten sämmtlich über die Klinge springen.

So empfindliche Verluste überzeugten die muselmännischen Serben von der Nothwendigkeit einer umfassenderen Vereinigung zur Unterdrückung ihrer christlichen Brüder. Selbst der Wessier von Skadar, Ibrahim, verband sich auf Befehl des Sultans mit dem Wessier von Bosnien, hob 40,000 Albanier — theils Serben, theils Schipetare — aus und drang mit ihnen von Bulgarien her nach Serbien vor, während aus Süden und von der Drina und Matschwa her 40,000 Bosniaken hereinbrachen. Ohne auf die Ueberlegenheit der ungleich zahlreicheren

Bosniaken zu achten, griff der Haiduk Stojan Tschupitsch von Notjaï ihren Vortrab in dem Augenblicke an, wo derselbe aus dem Walde Kitog auf die Ebene von Salatsch *) hervorrückte, und hieb ihn, ungeachtet der tapferen Gegenwehr seiner Anführer, des alten Mehmed und Osman Djura, fast ganz zusammen. Seitdem ward Tschupitsch von seinen Waffengefährten „der Drache von Notjaï" genannt. Als die Hauptmasse des bosniakischen Heeres, die der grausame Seraskier Kulin Kapetan anführte, die Niederlage ihres Vortrabes erfuhr, beschloß sie, eine regelmäßige Schlacht zu vermeiden und vertheilte sich in kleine Haufen, um in der Matschwa sengend und brennend herumzuplänkeln; ein Gleiches thaten auch in anderen Landestheilen die Albanesen, denen die Paschas von Bulgarien dabei hülfreiche Hand leisteten. Mehr als 100,000 Krieger stürzten so über ein empörtes Volk her, welches, mit Inbegriff der Weiber und Kinder, kaum 300,000 Köpfe zählte. Da die Empörer sahen, wie, je mehr Feinde sie erlegten, um so mehr nachquollen, verloren sie den Muth und wollten sich ergeben; Jacob Nenadowitsch sandte also seinen Neffen, den Prota, nebst Tschupitsch als Friedensvermittler an Kulin ab; dieser aber wollte sich auf keine Unterhandlung einlassen und hielt die beiden Ehrenmänner als Gefangene zurück. Nun fing das Landvolk an auszureißen, und die Sawe wimmelte von Flüchtlingen, welche mit Weib und Kind nach Österreich übersetzten, die Zurückgebliebenen schleppten, um den wilden Kulin für sich zu gewinnen, Lebensmittel für seine Truppen herbei und priesen die Bosniaken als ihre Retter; den Häuptern der Empörung blieb nichts übrig, als sich in den Wäldern zu verbergen. Ohne die Haiduken hätte Serbien unterliegen müssen; sie allein, die Todesmuthigen, die nichts zu verlieren hatten und mit der Freiheit Alles zu gewinnen hofften, waren des Krieges noch nicht müde und zeigten bald, welche wichtigen Dienste patriotische Freibeuter einem mit Knechtschaft bedrohten Lande leisten können. Freudig weihten diese eisenfesten Männer ihr Leben dem Vaterlande, besetzten

*) Die Schlacht auf dem Salatschfelde (im März 1806) verherrlicht ein langer, schöner Gesang des blinden Philipp (bei Talvj, a. a. O. Bd. II. S. 245—261).

alle Engpässe, verjagten die bosniakischen Spahis aus den Dörfern, wo sie als Herren gehaust hatten, thaten der Flucht des Landvolkes Einhalt und zwangen dasselbe, ihnen in's Gebirge zu folgen, wo Czerni Georg, der einzige Wojwode, der nicht die Hoffnung des Sieges aufgab, die Flüchtlinge sammelte.*) Eine feste Stütze hatte Georg an seinem Bundesbruder Katitsch, einem ungarischen Serben, der, um sich ihm anschließen zu können, auf seinen österreichischen Hauptmannsgehalt verzichtet hatte. Mit 1500 Haiduken fing Katitsch an, den Kulin auf alle Weise zu necken, brachte dem Hadschi-Beg, der mit einem Heerhaufen aus der Feste Sokol ausgerückt war, bei Petzka eine völlige Niederlage bei und nöthigte endlich das feindliche Heer, sich gegen Schabatz hin zurückzuziehen, wodurch es wenigstens noch Meister des Sawegebiets blieb. Um jeden Preis wollte Georg dem Weffier diese Stellung streitig machen und versperrte ihm (es war im August 1806) mit 7000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern den Weg. Auf seine Uebermacht pochend, forderte Kulin die Serben auf, die Waffen zu strecken. „Komm' und hole sie!" entgegnete der Haidukenfürst, ohne wohl der Classicität dieses Wortes sich bewußt zu sein. Zwei Tage lang stürmten die Bosniaken wuthentbrannt das verschanzte Lager der Christen; in der dritten Nacht aber sandte der schwarze Georg heimlich seine Reiterei in den nahen Wald, mit dem Befehle, dem Feind in den Rücken zu fallen, sobald er zum dritten Sturme sich anschickte. Mit Tagesanbruch erneuerten die Muselmänner den Angriff; die erlauchtesten Begs von Bosnien schwangen selbst, an der Spitze ihrer Vasallen, die ruhmbedeckten Lehnsfahnen, die aus mittelalterlichen Zeiten her vom Vater auf den Sohn fortgeerbt waren. Die christlichen Serben ließen sie auf Schußweite herankommen und streckten mit der ersten Salve die ganze „unsterbliche Schaar" zu Boden, daß auch nicht einer davonkam; gleichzeitig aber stürzte die Reiterei aus ihrem Versteck hervor, den Stürmenden in den Rücken. Diese Schlacht **)

*) Czerni Georg's Auftreten schildert ein serbisches Volkslied (b. Gerhard, Wila Abthlg. II. S. 64 ff.).

**) Die sogenannte Schlacht auf dem Mischarfelde, welche ein in Wuk Stephanowitsch's Sammlung mitgetheiltes und von Talvj (a. a. O. Bd. II. S. 272—278) übersetztes herrliches Volkslied verewigt hat.

entschied das Schicksal des bosniakischen Adels, dessen Blüthe sie hinwegraffte. Unter den Todten waren der Molla von Sarajewo und die Paschas Mehmed von Zwornik und Siman von Derwenta; die Flüchtlinge wurden, als sie nach der Drina zurückeilten, im Walde Kitog von Bauern und Haiducken eingeschlossen und größtentheils niedergemacht. Dort war es auch, wo der jüngre Wojwode von Pozerja, Miloſch Stojewitſch, seine Mutter, welche der Feind als Sclavin fortschleppte, befreite, dann dem Oberanführer Kulin nachsetzte, ihn mit eigner Hand tödtete und seinen Säbel, den die Serben für verzaubert hielten, erbeutete.

Nicht minder glücklich waren die Christen auf anderen Puncten. Die 40,000 Albanesen unter dem Pascha von Skadar waren von Nischa aus die bulgarische Morawa entlang gezogen, welche da, wo sie in die serbische Morawa fällt, ein breites Thal bildet, die einzige östliche Gebirgspforte Serbiens. Um diesen Schlüssel des Landes zu bewahren, hatte Peter Dobrinjatz sich eiligst in Deligrad verschanzt und vertheidigte sich dort sechs Wochen lang gegen die Gesammtmacht der Albanesen. Bei seinen wiederholten Ausfällen wurde er durch die Haiduken des Glawasch und Mladen unterstützt, welche Tag für Tag, wie ein Schwarm Raubvögel, von den Bergen auf die Belagerer herniederschossen. Endlich löste sich das gänzlich zerrüttete und bis auf einige Tausend Mann zusammengeschmolzene Heer Ibrahim's auf.

Nachdem dergestalt die christlichen Serben zwei furchtbare Einfälle abgewehrt hatten, konnten sie i. J. 1807 die muselmännischen Bosniaken in ihren eigenen Pfählen aufsuchen und sie wegen ihrer Verheerungen zu strenger Rechenschaft ziehen. Dieser Wiedervergeltungskrieg war ebenso langwierig als fürchterlich, und erst das unheilvolle Jahr 1813 konnte den Spahis wieder einigermaßen aufhelfen. Damals nämlich mußten die christlichen Serben, von der heiligen Alliance preisgegeben, sich der Pforte unterwerfen. Der Befehlshaber Sima räumte, trotz dem Widerspruche seiner Wojwoden, auf Verlangen des russischen Consuls, die ganze Gränze von der Drina bis zur Kolubara. Peter Molar, der von den Spahis in Losnitza belagert

wurde*), mußte sich zur Uebergabe entschließen. Der Bruder und Erbe Miloſch's von Pozerje ließ sich bei dieſer Gelegenheit von dem bosniakiſchen Biſchof von Zwornik in das Lager der Spahis locken, die ihm den berühmten Säbel Kulin's, das Palladium der Bosniaken, abnahmen; er ſelbſt wurde in ganz Bosnien zur Schau herumgeführt und dann gefeſſelt nach Stambul gebracht, von wo er nimmer wiedergekehrt iſt.

Durch die glückliche Wendung der Dinge ermuthigt, fielen die muſelmänniſchen Serben auf's Neue über das chriſtliche Serbien her und nahmen alle Spahiliks, alle Palanken, aus denen ſie vertrieben waren, wieder ein. Es wurden furchtbare Gräuel verübt, auf Anſtiften des grauſamen Soliman, der bis dahin Paſcha von Skoplje in der Herzegowina geweſen und nun Weſſier von Belgrad geworden war. Miloſch, welchen derſelbe an Kindes-Statt angenommen und als Oberknees beſtätigt hatte, diente dieſem Henker der chriſtlichen Serben zwei Jahre lang mit unbedingter Ergebenheit; als er jedoch inne ward, daß ſeine Dienſte den bosniakiſchen Herren läſtig würden, und man ſich ſeiner zu entledigen ſuchte, ſchlug er ſich plötzlich (i. J. 1815) auf die Seite ſeiner Glaubensgenoſſen.

Er rief alle chriſtlichen Serben zu den Waffen und bekämpfte, überall ſiegreich, die Türken wie die Bosniaken**). In einem dieſer Treffen fiel der Kiaja (Stellvertreter) Soliman's. Bald blieb den Muſelmännern blos noch Karanowatz, wo ſie, von den chriſtlichen Schaaren belagert, nur die Ankunft des Oberkneeſen abwarteten, um eine ehrenvolle Capitulation zu ſchließen. Miloſch ließ ſie nicht nur unangefochten ziehen, ſondern gab ihnen auch Geſchenke mit für Adem, Paſcha von Nowi-Paſar, gegen den er ſich wegen ſeiner nothgedrungenen Empörung zu entſchuldigen ſuchte. Sein macchiavelliſtiſcher Inſtinct gab ihm ein, daß er, um mit den Bosniaken fertig zu werden, in Gemeinſchaft mit dem Sultan gegen ſie auftreten

*) Eine frühere türkiſche Belagerung dieſer Feſte ſchildert ein Volkslied bei Talvj a. a. O. Bd. II. S. 292.

**) Dieſe Glanzperiode Miloſch's ſchildert ein Geſang bei Gerhard, Wila, Abthlg. II. S. 81 ff.

müsse, und dieser politische Streich gelang ihm vollständig: der neue kaiserliche Wessier von Bosnien, Kurschid, ließ, im Vertrauen auf Milosch's Ergebenheit, die bedrängten Spahis im Stiche, lagerte sich mit seinem Heere an der Drina und sah ruhig zu, wie die christlichen Serben gegen ihre muselmännischen Brüder wütheten; der schlaue Wessier hoffte nämlich, daß wenn jene Stämme sich so unter einander selbst aufrieben, er dann um so leichter sie sämmtlich wieder unter das Joch des Sultans werde beugen können. Bald war von allen den bosniakischen Häuptlingen keiner mehr in Serbien zu finden als der junge Pascha von Nikschitsch, Ali Sertschesma, der sich keck in dem Engpaß von Dublje, in der Matschwa, behauptete. Milosch rückte ihm entgegen, schlug ihn — es war das erste Mal, daß er die Bosniaken am hellen Tage anzugreifen wagte — und nahm ihn gefangen; — und der Oberknees empfing den Pascha ehrenvoll in seinem Zelte, reichte ihm Kaffee und den Tschibuk, ließ ihm dann sein schönstes Roß vorführen und sandte ihn mit Friedensvorschlägen heim an den Wessier von Bosnien. Beim Scheiden versprach Ali seinem Wirthe, ihm zur Erlangung der serbischen Fürstenwürde behülflich zu sein.

Kurschid stellte sich, als sei er bereit, auf Milosch's Vorschläge einzugehn, und lud ihn zu einer Zusammenkunft an der Drina ein; kaum war jedoch derselbe, sammt den übrigen Wojwoden, im türkischen Lager angelangt, als der Wessier, der mittlerweile vergebens versucht hatte, die Kneesen zu entwaffnen, Miene machte, ihn als Geißel zu behalten, und nur die Gewissenhaftigkeit Ali Sertschesma's, welcher seinem Gastfreunde freies Geleit zugesichert hatte, rettete den Oberknees aus dieser Verlegenheit. Hierdurch, sowie durch einige andere Freundschaftsbezeugungen, welche die bosniakischen Häuptlinge dem Milosch erwiesen, wurden Kurschid und die Türken in ihrem Hasse gegen die Spahis noch mehr bestärkt. Der Divan überzeugte sich mehr und mehr, daß die Muselmänner in Bosnien Verräther, halbe Giaurs, seien, und daß das Reich nicht eher Ruhe haben werde, als bis sie aller ihrer Vorrechte beraubt wären. Die Ausführung dieses Planes bot keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr: die Außenwerke der bosniakischen Aristokratie waren zer-

ſtört; jene Vorpoſten, — die Spahiliks — die ſie weithin nach Serbien und Albanien und bis über den bulgariſchen und macedoniſchen Balkan vorgeſchoben hatten, waren theils in der Gewalt der Türken, theils in der der empörten Chriſten. Um die Spahis vollends zu vernichten, ſandte jetzt Sultan Mahmud den unbeugſamen Mönch Dſchelaludin als Weſſier nach Bosnien, mit der Weiſung, durch jegliche Zwangsmittel jeden Widerſtand zu brechen, und bald wußte dieſer ſeltſame Ascet, der weder Hof noch Harem hielt und ungeachtet ſeiner hohen Stellung ſein ſtrenges Kloſterleben fortführte, durch ſeine fromme Außenſeite ſich bei den ſfanatiſchen Bosniaken in Achtung zu ſetzen. Verkleidet durchzog er unter vielerlei Geſtalten das Land, belauſchte bald die Kaufleute in ihren Bazaren, bald die Rajas und die Spahis in ihren Kirchen und Moſcheeen und forſchte ſo die geheimſten Gedanken des Volkes aus. Unter dem Scheine ſtrenger Gerechtigkeitsliebe begünſtigte er die Rajas, ohne ſeine Abneigung gegen die Spahis zu verrathen, und gewann auf dieſe Weiſe unter den Spahis ſelbſt eine Partei. Die Familie Dſchindjaſitſch zu Sarajewo war die erſte, welche ſich für den „philoſophiſchen Weſſier" erklärte, und dieſem Beiſpiele folgten bald andere nach. Endlich warf Dſchelaludin die Maske ab, machte zuerſt den Fotſchitſch Achmed von Sarajewo und die Begs von Derwenta und Banja-Luka nieder, ließ dann die Befehlshaber der mit Sturm genommenen Feſten Moſtar und Srbrnik zuſammenhauen und entledigte ſich ſo ſeiner gefährlichſten Gegner. Die Republik Sarajewo, welche mit dem Odſchak (Familienrath) der Janitſcharen in Konſtantinopel, dem ſie mehr Recruten als irgend eine andere Stadt lieferte, in inniger Verbindung ſtand, überhäufte denſelben mit den heftigſten Beſchwerden über den neuen Weſſier, und der Odſchak ſäumte nicht, ſolches Alles dem Sultan zu hinterbringen. Mahmud ſprach in erheucheltem Zorn die Abſetzung des Weſſiers aus, ſandte ihm aber keinen Nachfolger, vielmehr beharrte Dſchelaludin, der unſtreitig nur das Werkzeug ſeines Herrn war, nach wie vor bei ſeinem Schreckensſyſtem. Jetzt endlich mußte den Bosniaken die wahre Abſicht des Divans klar werden, und wirklich zeigten ſie auch, als im Jahre 1820 mit dem griechiſchen Aufſtande ein neues Zeitalter für die Griechen-Slawen anhob, dem Sultan durch

ihre ungewohnte Thatlosigkeit nur allzudeutlich, wie wenig er noch auf sie rechnen könne.

Die Montenegriner hielten den Augenblick für günstig, um über jenes entartete Volk herzufallen und Bosnien auf alle Weise zu verwüsten. So zwischen einen einheimischen Tyrannen und einen äußeren Feind eingezwängt, entschlossen sich die unglücklichen Bosniaken, mit Dschelaludin vereint, gegen Montenegro zu ziehen; doch zeigten sie wenig Kampflust und erlitten in den Engpässen der Moratscha, in welche der Wessier sie zusammengepfropft hatte, eine völlige Niederlage. Darauf ergossen sie sich über Dschelaludin's jähe Flucht in so bittere Spötteleien, daß der Ascet Bosnien nicht besser rächen zu können glaubte, als indem er seinem Leben durch Gift ein Ende machte (im Januar 1821). Nach dem Tode ihres Wessiers mußten diejenigen Bosniaken, welche dem Sultan und seinen Reformen zugethan waren, entweder auswandern, oder sich zum Vertheidigungskampfe rüsten. Das Land versank in schaudervolle Anarchie: im Schooße der Stämme, Städte, oft sogar der Familien, entspannen sich Zwietracht und Kampf; die Verwirrung und Parteiwuth erreichte eine solche Höhe, daß die Geschichte den ohnmächtigen Nachfolger Dschelaludin's nicht einmal dem Namen nach kennt.

Viertes Kapitel.

Empörungen des bosniakischen Adels und endliche Vernichtung desselben durch die vereinte Kraft der serbischen Rajas und der Türken. — Wussein's Thaten.

Bosnien war zu dem Grade moralischer Auflösung gelangt, auf den der türkische Macchiavellismus lange gelauert hatte. Jetzt endlich konnte man die gänzliche Vertilgung dieser zügellosen Aristokratie vor dem Reiche und vor ganz Europa verantworten. Der reformsüchtige Großherr war denn auch bald mit seinem Strafurtheil bei der Hand, und zwar betraf dasselbe vorerst nur die, größtentheils aus Bosniaken bestehenden, Janitscharen in Konstantinopel, welche wegen ihrer unaufhörlichen

Meutereien ihre Strafe nur zu sehr verdient hatten; aber freilich artete hier die Rechtsvollstreckung in wildes Rachewürgen aus, weßhalb auch diejenigen Janitscharen, welche Mahmud's Artillerie niederschmetterte, vom Volke als Heilige betrachtet, diejenigen aber, welche, dem Blutbad entrinnend, nach Bosnien flüchteten, der Gegenstand allgemeiner verehrungsvoller Theilnahme wurden. Die neuen, nach europäischem Zuschnitt errichteten Regimenter trugen das Säbelgehänge und die Patrontasche in französischer Weise, d. h. über die Brust gekreuzt; nun bedeutet aber in bosniakischer Mundart „kreuzen" (kerstiti) auch soviel als „taufen," und darum meinten die Bosniaken: „Wir! Wir sollten uns taufen lassen! Was brauchen wir dann noch den Sultan? Der russische Czaar oder der Kaiser in Wien würden bessere Taufzeugen sein als ein Sohn Osman's." Die Erbitterung wurde so allgemein, daß der Wessier Hadschi-Mustapha und alle damals in Bosnien angestellten türkischen Beamteten mit Schimpf und Schande abziehen und ohne Gefolge auf der Sawe nach Belgrad flüchten mußten.

Im Jahre 1827 übertrug Mahmud das Wessierat von Bosnien dem Belgrader Pascha Abdurahim. Dieser zwar gebrechliche, aber unerschütterlich treue und muthvolle Mann rüstete mit Hülfe seines Freundes, des nachherigen Fürsten Milosch, einige hundert Momken aus und rückte mit denselben in Bosnien ein, wo er den jungen Widaïtsch, der nach dem Kriege in seine Erbherrschaft Zwornik zurückgekehrt war, auf seine Seite brachte. Nachdem der Wessier somit die nordwestliche Pforte des Landes in seine Gewalt bekommen hatte, erließ er dreist nachstehenden Aufruf: „Muselmänner von Bosnien! Ich sende Euch aus der Ferne den Kuß des Friedens und der brüderlichen Eintracht. Uneingedenk Euerer Verirrungen und mit dem Wunsche, Euch zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, eröffne ich Euch die heiligen Gebote des mächtigsten der Herrscher. Leistet Ihr Gehorsam, so bin ich bevollmächtigt, Euch Euere Fehltritte zu vergeben. Ihr habt also die Wahl zwischen Leben und Tod; überlegt es reiflich, damit Euch danach der Entschluß nicht gereue."

Die bosniakischen Spahis waren schon längst mit sich im Klaren: seit der Ermordung der Janitscharen lag die Zukunft unverhüllt vor ihren Augen, und so wurden denn die reform-

flüchtigen Freunde Dschelaludin's, welche mit dem neuen Wessier in's Land zurückkehrten, allenthalben mit Kugelregen empfangen. Die Gebrüder Dschindjasitsch, die bedeutendsten von Abdurahim's Anhängern, rückten, da sie sich nicht allein vorwagten, mit einer fränkisch organisirten türkischen Streitmacht heran, um ihre Häuser in Sarajewo wieder in Besitz zu nehmen. Vergebens kämpften die Spahis und ihr Anhang den ganzen Tag hindurch in regelloser Wuth an den Thoren und in den Straßen der Stadt; die Reformpartei trug, vermöge ihrer neuen Kriegskunst, den Sieg davon, und die Spahis mußten sich, da sie wegen Mangel an Lebensmitteln sich in der belagerten Feste nicht halten konnten, ergeben. Sieben ihrer Hauptanführer wurden sogleich nach Zwornik gebracht, wo Abdurahim sie enthaupten ließ; darauf zog der Wessier triumphirend in Sarajewo ein, und obgleich es ihm, der Landesverfassung nach, nicht gestattet war, über 24 Stunden in dieser Hauptstadt zu weilen, ließ er sich doch als Eroberer, oder vielmehr als Henker, förmlich darin nieder. Dreißig Begs wurden in einer Nacht erwürgt; die Acht erstreckte sich über fast alle Familienhäupter, und hundertweis wurden sie niedergemetzelt. Der Raja allein blieb verschont und hatte nur eine Kriegssteuer zu entrichten.

Die europäische Reform ward in Bosnien auf Leichenhaufen begründet; Abdurahim schonte selbst seine Anhänger nicht und verurtheilte schlechthin jeden Lehnsbesitzer, im Namen der Gleichheit, zum Tode. Endlich warfen sich die heftigsten Gegner der Reformen dem Wessier zu Füßen, erklärten sich mit dem fränkischen Wesen einverstanden, und was von Spahis noch übrig war, kroch mit erheucheltem Enthusiasmus in die „gekreuzte" Uniform des Nizam. Diese erbärmliche Komödie, welche auf das Schreckensdrama folgte, dauerte fast ein Jahr. Endlich schöpften die Bosniaken, als die Russen im Sommer 1828 nach der Donau vorrückten, wieder neuen Muth; denn da der Wessier ein bedeutendes Hülfsheer gegen die Moskowiten zu stellen hatte, so hofften sie, werde er wehrlos ihren Streichen preisgegeben sein. Wirklich brachte auch der pflichtgetreue Abdurahim schleunigst 30,000 Mann zusammen, welche er unter dem Befehle seines Kiaja und seines Molla ausmarschiren ließ; als sie aber an der serbischen Gränze angelangt waren, wehrte ihnen

Miloſch den Durchmarſch durch ſein Fürſtenthum, und ſo mußten die Söldnerſchaaren, anſtatt auf der Straße von Nowi-Paſar geradeswegs gegen die Ruſſen vorzurücken, vor Bielina auf der weiten Ebene Orlowo-Polje (dem Adlerfelde) ein Lager beziehen, während die ſerbiſchen Truppen auf dem jenſeitigen Drina-Ufer ſie in drohender Stellung beobachteten. Miloſch wußte wohl, wie verheerend das bosniakiſche Raubgeſindel, wenn es einmal im Lande wäre, darin hauſen würde, und er handelte alſo ganz in eigenem Intereſſe, wenn er den Truppen des Weſſiers den Uebergang über die Drina wehrte; hätte er patriotiſch handeln wollen, ſo würde er nicht bei dieſen paſſiven Maßregeln ſtehen geblieben ſein, er hätte die Gränze überſchritten und ſeinen chriſtlichen Brüdern in Bosnien die Hülfe gewährt, deren ſie jetzt gerade am meiſten bedurften, da eine neue Umwälzung ſie abermals der Rache der Spahis preiszugeben drohte. Dieſe Letzteren hatten in der That den Augenblick, wo der Weſſier ſeine ganze Streitmacht bei Bielina zuſammenzog, wahrgenommen, um ihn in Sarajewo zu belagern. Abdurahim, der nur 2000 Mann zu ſeinem Schutze zurückbehalten hatte, ſuchte die anfangs noch unentſchloſſenen Empörer dadurch zu ſchrecken, daß er einige der Aufwiegler feſtnehmen und hinrichten ließ; alsbald aber gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, und da gleichzeitig die in dem nur 6 Stunden entfernten Wiſoko insgeheim zuſammengekommenen Janitſcharen den Bürgern zu Hülfe eilten, ſo vermochte die ſchwache Beſatzung nicht mehr, Stand zu halten, und wurde ſchon am dritten Tage faſt gänzlich aufgerieben. Tages darauf ward dem Weſſier freier Abzug bewilligt, und er rückte mit ſeinen Kanonen nach Bielina aus, wo er jedoch, zu ſeinem großen Leidweſen, ſein dreißig tauſend Mann ſtarkes bosniakiſches Söldnerheer bereits in der Auflöſung begriffen fand. Unter dem Rufe, „Es lebe unſere angeſtammte Freiheit!“ ſtoben die Schaaren auseinander, und ſo mußte denn Abdurahim, von Allen verlaſſen, allein gegen die Ruſſen zu Felde ziehen.

Anſtatt ſeiner ward nun der bisherige Paſcha von Philippopel, der zwar milder, aber darum nicht glücklicher regierte, nach Bosnien geſetzt. Er langte im Frühjahr 1829 auf ſeinem Poſten an, als eben das Haupt der Buſchatlis, Muſtapha,

Wessier von Skadar, den Bitten der Pforte scheinbar nachgebend, mit 35,000 Albanesen gegen Diebitsch ausrückte. Mustapha hatte bei seinem Heere strenge Mannszucht eingeführt; der geringste Raub wurde mit dem Tode bestraft, wie denn auch Milosch's Abgesandte, welche den Wessier, als serbischen Bruder, bewillkommten, in seinem Lager bei Nischa Hingerichtete ausgestellt fanden, die eine Henne oder ein Stück Brot als corpus delicti am Halse hängen hatten. Diese Strenge zweckte übrigens durchaus nicht darauf ab, die Truppen zum Russenkriege einzuschulen; der Buschatli war viel zu klug, als daß er hätte seine Streitmacht in ungleichem Kampfe auf's Spiel setzen sollen; er wußte nur zu gut, daß, sobald er geschlagen wäre, die verhängnißvolle grüne Schnur, als Strafe für seine früheren Empörungen, ihm unabwendbar beschieden sei. Weit entfernt also, dem Sultan Beistand zu leisten, war er vielmehr auf seinen Sturz bedacht, und während Diebitsch ungehindert den Balkan überschritt, rückte der antireformistische Wessier von Skadar in Eilmärschen gegen Konstantinopel vor, um den Sultan, welchen die Muselmänner als einen Abtrünnigen, als einen Jünger Europens betrachteten, zu entthronen. Unterwegs stieß jedoch der kecke Buschatli auf das russische Corps des Generals Geismar, welches ihn zum Rückzuge zwang, und so schützte Rußland wider Willen die Pforte, die es bestürmte, gegen die Angriffe ihrer eigenen Unterthanen.

Der geschlagene Mustapha zog sich nach Philippopel zurück, welches seine Verbündeten, die Bosniaken, inne hatten, und brandschatzte von da aus, in Verein mit denselben, ganz Rumelien. Indessen schloß der „Ketzer Sultan" der wohl wußte, daß er seine gefährlichsten Feinde außerhalb des moskowitischen Lagers zu suchen habe, schleunigst mit Rußland Frieden und zwang durch diese unerwartete, von uns Europäern so vielfach mißgedeutete, Wendung den Buschatli und die bosniakischen Häuptlinge, heimzukehren und sich für dießmal an der unermeßlichen Beute, die sie mitbrachten, genügen zu lassen.

Die mohammedanischen Serben in Albanien und Bosnien hatten zu entschieden die russischen Kriegsunternehmungen begünstigt, als daß der Divan nicht auf alle Weise hätte suchen sollen, sich dieser inneren Feinde zu entledigen. In Erwägung

nun, daß Miloſch während der beiden ruſſiſchen Feldzüge eine ſo ſtrenge Neutralität behauptet, kam Sultan Mahmud von ſelbſt darauf, demſelben die Züchtigung der Spahis zu übertragen, und er gab deßhalb, als der ruſſiſche Geſandte auf eine Zerſtückelung Bosniens zu Gunſten Miloſch's antrug, ohne große Schwierigkeit ſeine Einwilligung. Dieſe Abſtückelung, welche angeblich eine bloße Wiederherſtellung der alten Gränzen Serbiens ſein ſollte, wurde alsbald i. J. 1830 genehmigt, und ſchon im folgenden Frühjahre langten türkiſche Commiſſäre aus Stambul an Miloſch's Hofe an, um in Verein mit den ſerbiſchen Geometern die Regulirung der ſerbiſch-bosniſchen Gränze vorzunehmen. Man wollte bei der Drina den Anfang machen, und die beiderſeitigen Commiſſäre begaben ſich daher nach Zwornik; allein der daſige Paſcha, der junge Ali-Widaïtſch, der ein beſſerer Patriot war als der Sultan, widerſetzte ſich jeglicher Gebietsabtretung, ließ die Commiſſäre verhaften und ſetzte ſie nicht eher wieder auf freien Fuß, als bis ſie geſchworen hatten, ſein Paſchalik nie wieder zu betreten. Miloſch und Sultan Mahmud konnten alſo vorjetzt nichts thun, als daß ſie in den folgenden Jahren durch verkappte Agenten Karten über die ſtreitigen Gränzen aufnehmen ließen, welche ſodann nach Petersburg eingeſandt wurden, ohne daß — wie man ſagte — der Hof von Stambul auch nur eine Copie davon zurückbehalten hätte.

Der Erbherr von Zwornik, Widaïtſch, welchen Mahmud ſchon zu Ende des Jahres 1829 abgeſetzt hatte, war ruhig in ſeiner Feſte geblieben. Da die Pforte ihn nicht mit offener Gewalt daraus vertreiben konnte, ſo ſuchte ſie ihn durch glänzende Verſprechungen zu verlocken und vermochte ihn endlich, das Schloß ſeiner Väter gegen ein neues Paſchalik, das von Srbrnik, zu vertauſchen. Widaïtſch verließ alſo Zwornik, um ſein neues Amt anzutreten; als er jedoch vor der Feſtung anlangte, fand er dieſelbe von Memiſch-Aga beſetzt, der alle Muſelmänner und Chriſten der Umgegend gegen ihn aufgeboten hatte und ihn zum Rückzuge nöthigte; aber auch ſeine Burg Zwornik, wo unterdeſſen ſein Vetter Mahmud — ein Freund des Memiſch-Aga — ſich eingeniſtet hat, fand Widaïtſch bei ſeiner Rückkehr verſchloſſen. Indeſſen gelang es doch dem Geächteten, mit Beiſtand ſeiner Anhänger, in die Stadt einzudringen; von Straße zu Straße

schlug er seine Feinde zurück und würde sie ausgetrieben haben, wäre nicht der Befehlshaber von Gradaschatz, Wusseïn, den Verschworenen zu Hülfe geeilt. So von vorn und von hinten zugleich angegriffen, verschanzte sich Widaïtsch in seinem Konak und leistete verzweifelte Gegenwehr, wurde aber endlich, da Wusseïn und Mahmud den Palast in Brand steckten, gezwungen, sich gefangen zu geben.

Die Pforte, die höchst wahrscheinlich diesen heimtückischen Streich angestiftet hatte, um Bosnien zu zerrütten, gelangte damit doch nicht zu ihrem Zweck. Weit entfernt, seinen Gefangenen zu mißhandeln, umarmte ihn der junge Wusseïn, erkor ihn zu seinem Bundesbruder, und von nun an handelten die beiden unzertrennlichen Helden stets in Gemeinschaft, als wären sie Eins. Wusseïn, Sohn des Hauptmanns Osman, dessen Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit in Gesängen gepriesen wird, war der Liebling des Volkes und wurde bald von allen Bosniaken, als der Vertheidiger ihrer Rechte, verehrt; seinem Walten gelang es allmählig, die zerrütteten Zustände zu ordnen, und so konnten die Bosniaken, durch Eintracht stark, sich gegen den neuerungssüchtigen Sultan auflehnen. Unter den bosniakischen Liedern, welche diese Begebenheit feiern, verdient besonders die des blinden christlichen Sängers Pawel Tschurlo von Nowi-Pasar hervorgehoben zu werden. Sie lautet:

„Gütiger Gott, Alles, was du thust, ist wohlgethan! Wie „deine Sonne den Osten erleuchtet und ihre Strahlen bis gen „Westen sendet, so überschaute der Czaar von Stambul, als er „die Augen öffnete, die Erde und sah Alles, was sich darauf begab; „und da er die Frevel der Janitscharen gewahrte, trat er entrüstet „ihren Odschak nieder, schwang seinen Säbel gegen die zuchtlosen „Banden und ließ innerhalb 6 Tagen 60,000 niederhauen. Drauf „erließ er in alle Lande ein Gebot und ordnete den Nizam an. „Viele Völker gehorchten von Stambul bis nach Pristina, der „Heimath Pletikosa Pawel's, und nach Wutschitern, das den „heldenmüthigen Woïno gebar. Nur zwei mächtige Vasallen in „Albanien und in Bosnien sträubten sich, der eine, Mustapha ge„nannt, ein Sproß von Obren-Beg, Haupt des Stammes der „Buschatli, der andere war Hauptmann Wusseïn vom Stamme des „Wuk Brankowitsch, der bei Kossowo das serbische Reich verrieth.

„Trotzend dem Czaar und ſeinem Gebote, ſchwur Wuſſeïn, „daß, ſollte ſelbſt des Himmels Blitz ihn niederſchmettern, er nim„mer ſich dem Nizam fügen werde. Gleichen Sinnes war der „Weſſier von Skadar: er drang in ſeinen Freund Wuſſeïn, daß er „die vierzig Capitanis und die zwölf Groß-Wojwoden von Bosnien „in's Feld rief. Und es verſammelte der feurige Wuſſeïn ſeine „Agas und alle Hauptleute in dem grünen Thale, am Fuße ſeiner „Feſte Gradaſchatz. Sie lagern ſich in weitem Kreiſe auf der „Wieſe, und Wuſſeïn läßt ihnen Wein und Raki ſpenden. So „zechen die Helden, und den Becher in der Hand, plaudern ſie vom „Zuſtand der Nahien, von den ſteilen Bergfeſten, von ihren treff„lichen blinkenden Waffen von ihren Rennern und von den Junaks; „erzählen einander von ihren jüngſten Thaten, wie viele Köpfe ſie „den Montenegrinern entriſſen, und was ſie ſonſt von den Usko„ken erbeutet.

„Da mit einem Male erhebt ſich Wuſſeïn und redet alſo: „„Wohlan Ihr Rottenführer! eine neue Beute will ich Euch zei„gen, die wahrlich Eures Muthes würdig iſt. Im Namen „Allah's und in unſres Volkes Namen, laßt uns den Nizam niederma„chen!““ Lautlos und verlegen ſenken die vierzig Capitanis die „Augen, als ſännen ſie über die Wunderkraft, welche die Garten„frucht und den Buſen des Weibes reift. Nur drei kühne Männer „zagten nicht: das waren der Paſcha Widaïtſch, der Beg Philippowitſch „und Hauptmann Nowin von der weißen Burg Nowino. Frei „und offen blickten ſie zum Hauptmann auf und redeten, den „Becher in der Hand: „„Wuſſeïn, Du Bosniens Schwert! wir „ſchwören bei unſerem Eigenthum und bei den heiligen Faſten des „Ramazan, ſo lange unſer Haupt auf unſern Schultern feſt ſitzt, „wollen wir nimmer in den Nizam treten!““ Ob dieſer Rede „jauchzet Wuſſeïn freudig auf, erfaßt die Hand der Helden und „küßt nach Junaks Sitte ihre Augen.

„Drauf ſich wohl bewußt, daß er der Drache Bosniens, greift „Wuſſeïn zur Feder und ſchreibt, auf's Knie geſtützt, dem alten „Gazi Memiſch: „„Statthalter Srbniks, Du greiſer Hüter un„ſerer Gränzen! ſteig' auf Dein weißes Roß, ruf' Deinen Fahnen„träger Bekir und eile zu uns an der Spitze Deiner Schaaren; „denn den Nizam wollen wir vernichten und mit Allah's Hülfe „den reinen Koran wiederauferwecken.““ Solche Kunde war dem

„Greiſe ſo erwünſcht, daß er darob am ganzen Leibe zitterte. „„Wer„ther Bekir,““ ſprach er zu dem Fähndrich, „„laß wehen unſer „Banner, pflanz' es oben auf den Hügel und laß die Lärmkanone „donnern, auf daß die Helden alle zu uns eilen und mit uns zie„hen gegen den Nizam.““ Der Fähndrich gehorchte, pflanzte das „große Banner auf die Anhöhe, löſte die Kanone, und ſiehe, die Ebene „ward bedeckt mit feurigen Kriegern, und durch Staubwolken, die ihr „Fuß aufrührte, blitzten demantreiche Turbans und glänzende Panzer.

„Sie rückten dem Weſſier entgegen, der, wehrlos überfallen, „weichen mußte und mit neun herzegowiniſchen Rottenführern nach „Stolatz floh. Wuſſein ſetzt' ihm nicht nach, er nahm nur des „Weſſiers Palaſt ein und bemächtigte ſich ſeiner Schätze. Bald „war im ganzen Bosnien von Nowi-Paſar bis gen Moſtar kein „Türkenfreund, ſei's Kadi, Aga oder Hauptmann, mehr zu finden. „Solch' frohe Kunde erſcholl bis an die Gränze, und es jubelten „drob die tapfern Hüter.“

Die Piesme giebt nur einen ſchwachen Begriff von der lebhaften Theilnahme, mit welcher die dem Islam treugebliebenen Völker das Heldenwerk der Bosniaken begrüßten. Es war nur eine Stimme: „Fort mit dem Ketzerſultan und dem europäiſchen Weſen!“ Dieſes letztere brachte in der That eine gänzliche Umgeſtaltung des alten Islam zu Wege: es widerſtritt den Sitten, den hergebrachten Regeln und Allem, was bis dahin im Morgenlande Geltung hatte. Da gewahrte man endlich die hohe Scheidewand, welche die Neuzeit zwiſchen dem neuerungs- und veränderungsſüchtigen Abendlande und der alten orientaliſchen Welt, wo die Abneigung gegen Neuerungen ſo tief im Volke wurzelt, aufgeführt hat. Hier ſind die Neuerer, die Männer des Fortſchrittes, Fürſten, welche die an hergebrachter Gewohnheit hängenden Völker mit Gewalt der alten guten Sitte entfremden wollen; in Europa dagegen ſuchen die Fürſten die beſtehenden Verhältniſſe und das alte Herkommen vor der Neuerungsluſt der Völker zu wahren. Außer der religiöſen Erbitterung, welche die europäiſchen Reformen bei allen Morgenländern, ſelbſt bei den chriſtlichen, hervorrief, herrſchte in dem islamitiſchen Bosnien auch noch eine politiſche Abneigung dagegen, und dieſe trat um ſo deutlicher hervor, da man ahnete, daß, wenn das europäiſche Weſen die Oberhand gewönne, die Spahis den Rajas unterthan

werden würden. Um diesem drohenden Geschicke zu entgehen, stellten die Städte Sarajewo, Belgrad und Nissa das Janitscharenthum förmlich wieder her. Zu Anfang des Jahres 1831 überfielen mehre Tausende Bosniaken, von Wusseïn geführt, den Wessier in seiner Feste Travnik, zogen ihm die fränkische Uniform aus und nöthigten ihn, die alte Tracht der Gläubigen wieder anzunehmen, sich zu waschen wie ein befleckter Mensch und öffentlich Buße zu thun; dann führten sie ihn mit sich fort, um durch das Gewicht seines Namens ihren kühnen Streich gegen Stambul, wo sie einen neuen Sultan einsetzen wollten, zu unterstützen. Doch gelang es dem gefangenen Wessier, während der Festlichkeiten des Ramazan nach Stolatz zu entwischen; er flüchtete von da nach Oesterreich und schiffte sich dort nach dem Bosporus ein.

Fast gleichzeitig verbreitete sich die Empörung von Bosnien aus über Albanien, wo 40,000 Krieger, Slawen sowohl, als Schipetaren, an ihrer Spitze der Buschatli Mustapha, aufstanden, um Wusseïn's 25,000 Bosniaken bei ihrem beabsichtigten Angriffe auf Konstantinopel zu unterstützen. Der Vortrab der Empörer, unter Anführung des Kara-Teisia, fiel mordend und brennend in Bulgarien ein. Sophia, welches diese neuen Kerdschalis mit Sturm genommen, wurde allen Gräueln der Plünderung preisgegeben. Stambul war in Verzweiflung: schon wollte der Sultan die Russen zu Hülfe rufen, doch der Groß-Wessier Reschid wußte Zwietracht und Verrath unter den Empörern auszustreuen, und bald war Mustapha gezwungen, sich nach Skadar zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit drohte Fürst Milosch, den Bosniakenhäuptling, wenn er weiter vorrückte, anzugreifen, erbot sich dagegen, wenn er Halt machte, sich für ihn beim Großwessier zu verwenden. Der stolze Wusseïn aber, der alle seine Schreiben mit dem Namen „Zmaï od Bosna“ (Drache von Bosnien) unterzeichnete, gab dem Fürsten die lakonische Antwort: „„Freigelassener Sclave! begnüge Dich mit den dürftigen Brokken die Du auf Deinem Tische findest; ich für meinen Theil habe meine Schüssel umgeworfen und mag nichts von Deiner Vermittlung beim Großwessier wissen. Komm' heran, wenn Du's wagst, ich bin zu Deinem Empfange gerüstet; meine Klinge hieb schon Köpfe ab, bevor die Deine noch geschmiedet war.““ Und die 25,000 Bosniaken zogen die serbische Gränze entlang

und forderten Miloſch heraus, ſie anzugreifen. Als ſie dem denkwürdigen Schlachtfeld von Koſſowo nahten, ſtimmten ſie den kriegeriſchen Trauergeſang an:

„Wir Brüder ziehen nach den Feldern von Koſſowo, wo unſere Väter ihren Ruhm und ihren Glauben ließen. Dort können auch wir unſre Ehre und Religion einbüßen: aber ſo Allah will, werden wir ſie bewahren und ſiegreich nach Bosnien heimkehren."

Das Epos, welches dieſen Feldzug beſingt, hebt an mit einer homeriſchen Beſchreibung der Kriegerſchaaren der verſchiedenen Nahien. Der Sammelplatz iſt auf der großen Wieſe bei Nowi-Paſar:

„Dort entfalten ſich unzählige grüne Banner und flattern im Winde wie ſturmgepeitſchte Himmelswolken. Vor allen Hauptleuten prangt Djul-Aga von Sarajewo mit ſeinen 12,000 Kriegern. Weiterhin glänzt Murad-Phale von Banja-Luka; Widaïtſch, Herr und Paſcha der Feſte Zwornik; Nowin, der in dem Gränzort Nowino befehligt, und dann der Feuerdrache, der Hauptmann von Tuzla. Die Nachhut führen die beiden Bekirowitſch, dann Hauptmann Klimma, über deſſen Tapferkeit man ſpöttelt, wenn ſchon er die beßte Klinge in Bosnien führt, und Daüd, Herr der drohenden Gränzfeſte Pekin, und Kozlo, der feurigſte der bosniakiſchen Führer.

„Vor'm Aufbruch ſammeln alle dieſe Helden ſich vor den Thoren des prächtigen Nowi-Paſar, in ihrer Mitte Wuſſein, und indem ſie den kreiſenden Becher leeren, ſchwören ſie einander, daß keiner bei Koſſowo fliehen ſoll. Drauf beſteigen ſie die tücht'gen Renner und ziehen mit Gott, bei Sang und Klang, und tummeln ihre Roſſe und erwiedern mit Piſtolenſchüſſen die Abſchiedsſalven, die die Stadt nachſendet. Wuſſein rückte vor bis auf die Fläche von Rogozna vor der Feſte Zwetſchani, wo das Heer ſich lagerte. Früh am Morgen wird dann Banja mit Sturm genommen, und es fallen zwölf der Helden, aber achtzehn Türken ſind gefangen. Die Stadt Ipek, Angeſichts von Dukagine, wagt's, dem Feind zu trotzen. Nach drei Tagen endlich tritt der ungeduld'ge Paſcha Widaïtſch vor ſeinen Waffenbruder Wuſſein, und als ſie Mokkatrank und Tſchibukdampf genoſſen, ſpricht der Paſcha zu dem Oberfeldherrn: „„Freund, laß ab von dieſem Neſte, lieber rüſte Dich zur Feldſchlacht."" Drauf entgegnet Wuſſein:

„„Pascha, Schwert des Reichs, setze nicht das Heer auf's Spiel,
„laß, im Fall wir unterliegen müßten, uns eine Zufluchtsstätte
„sichern.““ Indem erscheint ein Brief von Rasak, dem Pascha der bela-
„gerten Feste, und weit entfernt, Pardon zu erflehen, bedroht er den
„Feind mit Kanonenfeuer. Darob ergrimmt, versammelt Wusseïn seine
„Falkenschaar und ruft: „„Auf, zum Sturm! Allah vertritt uns
„im himmlischen Divan!““ Alle schwingen sich auf's Roß und
„stürmen mit Blitzesschnelle die Palanke von Ipek, und als sie nun
„zum Grad gelangt, büßen sie zwar viele Mannschaft ein, aber
„steigen dennoch auf die Wälle und erbeuten reiche Schätze.“

„Die Sieger ritten weiter durch das Thal Drenitza, und nicht
„eher saßen sie vom Roß ab, bis daß sie kamen auf die Fläche
„von Kossowo, wo sie im Angesicht von Pristina Rasttag hielten.
„Von dort erheben sich, geführt von Memisch-Aga, dreihundert to-
„desmuth'ge Gränzer, die wollen sich messen mit dem Nizam.
„Sie streifen durch die Gefilde, ihn zu suchen, und glücklich tref-
„fen sie ihn bei dem großen Dorfe Lipljani, wo er, von dem
„Pascha von Prisren befehligt, zum Schutze Kossowos eine Schanze
„aufführt. Solches meldet Memisch-Aga flugs dem Feldherrn;
„drauf zur Zeit der Saba (Morgengebet) ertönt der Ruf: „„Fluch
„dem Sultan!““ und der Kampf bricht los. Er endete nicht eher,
„bis daß der Nizam völlig aufgerieben, und seine Geschütze, seine
„vollen Kassen, Zelte, Munition und Mundvorräthe in die Hände
„der Bosniaken fielen.“

Der Großwessier Reschid, der damals bei Skopia in Ma-
cedonien stand, schickte die Paschas Khor-Ibrahim und Hadschi-
Achmed mit einem neuen Heere, das größtentheils aus arnauti-
schen Söldnern bestand, gegen die Sieger aus; indem aber die
Arnauten zu Wusseïn übergingen, feierte dieser einen neuen Tri-
umph. Wären jetzt die Bosniaken vorgerückt, sie würden Sko-
pia sammt dem Großwessier eingenommen haben und hätten
vielleicht der Herrschaft des Sultans ein Ende gemacht; doch
ihr Führer war nur Kriegsheld, und unbekannt mit diplomatischen
Schlichen, ließ er sich vom schlauen Reschid übertölpeln. Dieser
versprach nämlich, den Bosniaken ihre alten Privilegien wieder
zu gewähren und ihnen obendrein einen Eingeborenen zum
Wessier zu geben, wozu kein Anderer als Wusseïn selbst bestimmt
ward. So annehmbare Bedingungen glaubten die Bosniaken

nicht zurückweisen zu dürfen; sie kehrten heim und begingen dabei noch den unverantwortlichen Fehler, ihren alten Bundesgenossen Mustapha im Stiche zu lassen, der nun in Skadar belagert ward. Um dem gelungenen Streich die Krone aufzusetzen, versprach Reschid insgeheim dem Hauptmann von Tuzla, daß er ihn an Wussein's Statt, der für einen so gewichtigen Posten zu jung sei, zum Wessierat befördern wolle. Der alte Kriegsmann ließ sich verlocken und erklärte sich, bevor noch das Heer auseinandergegangen war, ganz offen für die Reform. Widaïtsch, der dem Verräther mißtraute, wollte ihn zusammenhauen, aber sein Freund Wussein fiel ihm in den Arm. Seitdem bot der Befehlshaber von Tuzla Alles auf, um die Volksgunst des Helden heimlich zu untergraben.

Dem Großwessier war es nur darum zu thun gewesen, die Bosniaken zur Heimkehr zu bewegen. Sobald er auf diese Weise den Rücken frei hatte, schickte er 60,000 Mann aus, welche das nördliche Albanien verheerten und den in seiner Feste Skadar eingeschlossenen Mustapha nach einer dreiwöchentlichen Belagerung zur Uebergabe zwangen.

Nachdem Reschid sich so des Mustapha entledigt, ließ er seine unheilvollen Ränke wiederum gegen die Bosniaken spielen. Er bezog in eigener Person ein Lager bei Wutschitern auf der Ebene von Kossowo, von wo aus er Bosnien und Albanien zugleich bedrohen konnte. Indessen hatte Wussein, der sich für den rechtmäßigen Wessier der Bosniaken hielt, sein Hoflager zu Trawnik aufgeschlagen und nannte sich nicht mehr „Drache," sondern, „Held von Bosnien." Die heimliche Eifersucht, welche die übrigen Häuptlinge gegen ihn beseelte, hatte der schlaue Reschid sorgfältig genährt. So war Wussein, wegen seiner unwandelbaren Freundschaft für Ali Widaïtsch, mit dem Nebenbuhler und Nachfolger desselben in der Herrschaft Zwornik zerfallen. Der Pascha von Tuzla und die nördlichen Nahien waren reformistisch gesinnt, und auch die südlichen, die unablässig von den freien Christen und von den herzegowinischen Uskoken bedroht wurden, neigten sich dem Sultan zu. Endlich gab auch Sarajewo selbst, in der Ueberzeugung, daß sein Wohlstand mit dem von Stambul Hand in Hand gehe, den Einflüsterungen des Großwessiers Gehör. Nun ward Wussein urplötzlich durch einen

kaiserlichen Ferman aufgeschreckt, welcher an seiner Statt einen Fremdling, den Kara Mahmud, zum Wessier von Bosnien ernannte. Dieser zog mit 30,000 Mann, wovon 12,000 Nizam-Truppen, auf seinen Posten, und Wusseïn konnte dieser Streitmacht nur 2000 Freiwillige entgegenstellen; denn, obgleich von Natur mild gesinnt, hatte er neuerdings mehre meuterische Agas in Sarajewo müssen hinrichten lassen, und seine Feinde benutzten diesen Umstand, um ihn beim Volke als Tyrannen zu verschreien.

Die beiderseitige Vorhut traf bei Kossowo, welches das Schicksal zum Schauplatz aller entscheidenden Kämpfe zwischen Serben und Türken ausersehen zu haben scheint, aufeinander. Dießmal fochten die Osmanlis mit funfzehnfacher Uebermacht, und so mußten die Bosniaken, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, unterliegen; nur ein kleines Häuflein wurde vom Nizam gefangen genommen und nach Stambul auf die Galeeren geschickt. Der Musselim von Priepolje, Hadschi Mui, einer der feurigsten Kämpen Wusseïn's und des altmuselmännischen Wesens, wagte noch, die Brücke des Lim mit zwei Kanonen und einigen Hundert Spahis zu vertheidigen, doch wurde auch er endlich übermannt, rücklings auf einen Esel gesetzt und so durch die Stadt geführt, wo er einst das Richteramt geübt hatte. Mit dem Entschluß, zu sterben, verließ Wusseïn nebst seinen Freunden Sarajewo und verschanzte sich am Abhange des fünf Meilen von der Hauptstadt entfernten Witez, der als der heilige Berg des Landes gepriesen wird. Dort nun strömten die Bosniaken, begeistert von dem Muthe ihres Helden, schaarenweis zusammen, und als der neue Wessier Kara Mahmud am Witez anlangte, fand er 20,000 Streiter in Schlachtordnung aufgestellt. Allein, ein großer Theil derselben bestand aus Rajas, die von ihren Herren unbedachtsamer Weise bewaffnet worden waren und beim Beginn der Schlacht sich weigerten, für ihre Unterdrücker, die Spahis, das Schwert zu ziehen. So verschaffte Zwietracht noch einmal den Kaiserlichen den Sieg; der geschlagene Wusseïn konnte erst unter den Mauern von Sarajewo sein letztes Heldenhäuflein sammeln und that hier, im Vereine mit Widaitsch Wunder der Tapferkeit, um den Türken den Eingang in die Hauptstadt zu wehren. An diesem Tage fielen acht Pferde unter ihm. Fast hatte Kara Mahmud die Hoffnung aufgegeben,

solche Männer mit seiner Uebermacht zu bewältigen, und schon war er auf seinen Rückzug bedacht, als sein Glücksstern ihm den gefürchteten Ali-Aga von Stolatz zuführte und mit diesem die Rajas und herzegowinischen Uskoken, welche vor Begierde brannten, die Spahis für ihre langjährigen Plackereien zu züchtigen. Diese christlichen Kämpfer fielen den Bosniaken in die Seite und vollendeten ihre Niederlage. Seiner Mannschaft beraubt, schlug jetzt der Drache Wussein mit seinem Bundesbruder Widaitsch und 200 Begs sich durch das türkische Heer durch und bewerkstelligte einen unvergleichlichen Rückzug bis zur österreichischen Gränze.

Kara Mahmud benahm sich bei seinem Einzuge in Sarajewo sehr ehrenwerth: er ließ die persönliche Freiheit und das Eigenthum unangetastet, weigerte sich jedoch, in Travnik zu residiren, und richtete sich auf der Anhöhe von Goritza, eine Viertelstunde von der Stadt, einen Konak und Kasernen ein. Was die Erbherren der verschiedenen Burgen betrifft, so wußte er durch seine moralische Ueberlegenheit und ohne zu Versprechungen seine Zuflucht nehmen zu dürfen, einen nach dem anderen zum Gehorsam zu bringen, und er sandte sie nach und nach alle nach Konstantinopel, wo der Divan sie beaufsichtigen ließ. An die Stelle der Begs traten jetzt bloße Ajans und Musselims, welche der Wessier jederzeit absetzen konnte. Die Bürger von Sarajewo, welche mit Ingrimm gewahrten, wie Kara Mahmud, der bosniakischen Verfassung zuwider, sich unfern ihrer Mauern niederließ, griffen die befestigten Höhen von Goritza an, um den Nizam davon zu vertreiben, doch wurden sie zurückgeschlagen, und so hatte dieser neue Aufstand keine andere Folge, als daß das osmanische Joch nur noch schwerer auf den Besiegten lastete.

Bevor der Großwessier Reschid Macedonien verließ, um die Araber in Syrien zu bekämpfen, gab er noch einen glänzenden Beweis seines klugen Benehmens, indem er allen bosniakischen Begs, welche nach Oesterreich geflüchtet waren, eine vollständige Amnestie verwilligte. Fast alle, selbst der Verwüster Teisia, der ehemalige Anführer der Kerdschalis, kehrten in die Türkei zurück; nur Wussein und Widaitsch wollten den Versprechungen eines Menschen, der sie so schmählich hintergangen,

nicht trauen; indeſſen iſt für jeden ächten Morgenländer eine Verbannung nach Europa eine ſo furchtbare Pein, daß ſie bald den beiden Flüchtlingen unerträglich ward. Obgleich Wuſſein unermeßliche Schätze beſaß und zu Eſſek in Ungarn völlig frei und glänzender als ein Weſſier lebte, obgleich er hundert Delis mit prächtigen Waffen bei ſich hatte und goldgezäumte arabiſche Pferde, flehte er doch wie ein Verbrecher die Gnade des Sultans an. Als gegen das Ende des Jahres 1832 der Begnadigungsferman in Semlin anlangte, begab ſich der Geächtete mit ſeinem glänzenden Gefolge dahin und ließ ſich, auf ſeinen Bundesbruder Widaïtſch geſtützt, in Gegenwart des öſterreichiſchen Generalſtabes, den Freibrief vorleſen. Die Gnade des Sultans war hart; denn ſie beraubte den Helden ſeiner Würde, ſeiner Güter und ſeiner Hoffnungen und ließ ihm Nichts als die perſönliche Freiheit, und dieſe auch nur mit der Einſchränkung, daß er ſich einen Ort außerhalb Bosniens zum Aufenthalte wählen und denſelben nie verlaſſen ſollte. Bei dieſer troſtloſen Erklärung vermochte Wuſſein nicht, ſeinen Schmerz zu bergen; ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, er ſtreckte jammernd die Arme nach ſeinem theueren Bosnien aus und beklagte, daß er nicht im Kampfe für ſein Vaterland den Tod gefunden. Doch bei Allem dem zog er immer noch einen verborgenen Schlupfwinkel, und wäre es in der aſiatiſchen Türkei, einem üppigen freien Leben unter den ungläubigen Europäern vor und ſetzte daher, in ſein Schickſal ergeben, nach Belgrad über, von wo er ſich nach Konſtantinopel begab.

Da der kaiſerliche Divan die Bosniaken nur mit Hülfe der Rajas bezwungen hatte, ſo war es wohl natürlich, daß er von nun an den Chriſten mehr als den Spahis traute, und da die Chriſten mit den Donau-Serben vereinigt zu ſein wünſchten, ſo erließ der Sultan unverzüglich einen Hattiſcherif, welcher Bosnien zum Vortheil des Fürſtenthums Serbien zerſtückelte und anordnete, wie die ſechs an Miloſch abgetretenen Diſtricte von den Muſelmännern geräumt werden ſollten. Dieſe ſechs Diſtricte waren: Kraïna mit Inbegriff von Klutſch, Czerna-Rieka mit Gurguſowatz, Banja und Swerlik, die Nahia Alexinatz mit Parakin und Rajnia, das Ländchen Kruſchewatz, ein Theil von Stari-Wlah (alte Walachei) nebſt

einem Stück des Paschaliks Nowi-Pasar, Berwenik genannt, und endlich das Drina-Land, aus den Districten Radjewina und Jadar bestehend.

Die Feststellung dieser neuen Gränzen ging nicht so ruhig von Statten, als man gehofft hatte. Die beiden Paschas von Belgrad und Widdin, Hussein und Wedschi, schickten ihre Bevollmächtigten, Tjakhif und Abdul-Aga, zur Unterstützung der serbischen Commissaire Welkowitsch und Joseph Milosawlewitsch; der Senator Georg Protitsch durchzog die streitigen Gebiete, um sich zu vergewissern, daß die Türken auch Alles, was der Hattischerif seinem Lande zugesprochen, abträten; Alles vergebens: sobald man daran ging, die Muselmänner aus den Hütten ihrer Väter zu vertreiben, erhoben sie ein Zetergeschrei und leisteten verzweifelten Widerstand. Sieben Dörfer in der Nähe von Kruschewatz, deren Gemeindefluren an Serbien abgetreten worden waren, wollten den serbischen Hirten die Benutzung derselben wehren und gaben nicht eher nach, als bis sie von Milosch's Truppen zurückgeschlagen waren. Da erbarmte sich der Fürst der vertriebenen Eigenthümer und verstattete ihnen wenigstens eine Frist, damit sie ihre letzte Maisernte einbringen und in ihr Exil mitnehmen könnten. Als aber die Ernte vorüber war, und man die Unglücklichen von ihrem Herde verjagen wollte, riefen sie in ihrer Verzweiflung die Golatschanen (die nackten Kinder) zu Hülfe. Diese aus dem kaiserlichen Heere beurlaubten Landstreicher warfen, mehre Tausend Mann stark, Milosch's Vorposten über den Haufen, wandten sich dann nach Klissura, brannten die serbischen Dörfer nieder und führten die Weiber in die Sclaverei ab.

Nichtsdestoweniger machten die Bosniaken mit diesen Golatschanen, den Sansculotten und Communisten des Orients, welchen weder das Eigenthum, noch die Ehe heilig ist, weil sie in Armuth und Ehelosigkeit zu leben gezwungen sind, nur ungern gemeinschaftliche Sache. Die adelstolzen Spahis verachteten solche Proletarier viel zu sehr, als daß sie sich nicht hätten nach anderen Bundesgenossen umthun sollen. Sie gingen die benachbarten Paschas an, in dem ungleichen Kampfe ihnen mit eingeübten Truppen beizustehen, doch nur der Pascha von Stolatz, der ehrgeizige Ali, erhörte ihre Bitten. Er hatte vergeß-

sen, daß er seine Erhebung dem Beistande der christlichen Uskoken verdanke und daß er es vorzüglich gewesen, welcher im Jahre 1831 die Macht der Spahis gebrochen: so zog er nun das Schwert für dieselben Menschen, die er zu Grunde gerichtet, und sandte ihnen seine herzegowinischen Rotten zu Hülfe, welche mit Feuer und Schwert das Stari-Wlah verwüsteten. Unterdessen pflanzte Mitschitsch, den Miloſch zum Befehlshaber der Provinz Ruina ernannt hatte, längs der Gränze Kreuze auf und ließ auf den Gränzhöhen Bäume niederschlagen, um seine Wachposten zu verschanzen. Noch war diese Arbeit nicht vollendet, als eine arme Waise, die dem Blutbade der Rajas zu Mokra-Gora entronnen war, ihm von den Verheerungen der Bosniaken Kunde brachte. Sogleich eilte Mitschitsch den Unglücklichen zu Hülfe, doch fand er nur Leichen und Aschenhaufen; die fünfhundert Bosniaken aber, welche Mokra-Gora zerstört hatten, um es nicht in die Gewalt ihrer christlichen Gegner gerathen zu lassen, waren verheerend über das zwei Stunden entfernte Dorf Zaowina hergefallen. An ihrer Spitze standen Arif, Beg von Wischegrad, Sali, Beg von Rudog; ferner Alaï-Tschengitsch, Mustaï und Seetschitsch, die Begs von Zagora, Priboje und Gorajda. Diese aus dem größten Wohlstand in Armuth versunkenen Männer erklärten dem Mitschitsch, als sie mit ihm zusammentrafen, daß die abgetretenen Gebietstheile ihren Familien und Stämmen eigenthümlich gehörten, daß der Sultan dieselben nicht ohne ihre Einwilligung veräußern könne und sie sonach befugt wären, ihr Eigenthum so lange zu vertheidigen, bis daß sie auf das Bittschreiben, welches sie an den Divan eingesendet, genügenden Bescheid erhalten hätten. Anstatt aller Antwort zeigte Mitschitsch Miloſch's Befehl vor und warf sich mit seinen dreihundert Momken auf die Begs, welche, nachdem sie ihm an zwanzig seiner Leute theils getödtet, theils schwer verwundet, sich in die Engpässe von Wischegrad zurückzogen und darin verschanzten. Da Mitschitsch sie in dieser Stellung nicht anzugreifen wagte, stürmte er Mokra-Gora und zwang die dreihundert Bosniaken, welche es besetzt hielten, sich nach dreistündigem Kampfe nach Wischegrad zurückzuziehen, konnte sie jedoch nicht hindern, sich auf dem Rückmarsche mit den zweihundert Spahis, welche ihnen zu Hülfe eilten, zu vereinigen.

Als Miloſch die Nachricht von dieſen traurigen Vorfällen in ſeiner 50 Stunden von der bosniſchen Gränze entfernten Reſidenz Kragujewatz empfing, brachte er alsbald 4000 auserleſene Streiter zuſammen und übergab ſie ſeinem Bruder Jowan, mit der Weiſung, die Ungläubigen derb zu züchtigen, um ſie zu lehren, in Zukunft den Befehlen des Sultans Gehorſam zu leiſten. Das kleine Heer brach auf gegen Wiſchegrad, wo die von Haus und Hof vertriebenen Spahis ihre Streitkräfte zuſammengezogen hatten; aber ſchon der bloße Anblick der chriſtlichen Serben verſcheuchte die unglücklichen Spahis, und ſie flohen jählings mit Weibern, Kindern und Gepäck über die Drina zurück, um nimmer wiederzukehren. Die letzten Mauren, welche, von den Spaniern vertrieben, Granada verließen, boten vielleicht ein poetiſcheres, aber ſicherlich kein rührenderes Schauſpiel dar, als das, welches im Frühjahre 1834 in Stari-Wlah aufgeführt ward. Hier waren es nicht, wie in Spanien, zwei verſchiedene Volksſtämme, ſondern ein einziges in zwei Parteien, eine chriſtliche und eine muſelmänniſche, getheiltes Volk, von welchem der eine Theil in blindem fanatiſchen Eifer den anderen ſchonungslos von dem vertragsmäßig abgetretenen Gebiete vertrieb. Hier ſah man Serben, das Kreuz in der Hand, ihre ſerbiſchen Brüder aus ihren väterlichen Hütten vertreiben. Räuber und Beraubte verfluchten einander in einer und derſelben Sprache; die Landſtraße war mit Schaaren verzweifelnder Mütter und halbnackter, obdachloſer Kinder beſäet. Und die Geächteten flehten zu ihren Drängern: „Mit unſeren Feldern raubt Ihr uns unſer Brot, daß wir jämmerlich umkommen müſſen!“ aber Miloſch's Schergen erwiederten: „Was iſt auch an Euch verloren, ihr ungläubigen Hunde!“ So trieben Menſchen, welche kaum erſt vom Sclavenjoche erlöſt waren, mit der Freiheit ihrer Mitbrüder ihr Spiel.

Die ſerbiſche Staatszeitung verſchweigt gefliſſentlich die Verzweiflung der Vertriebenen; ſie möchte glauben machen, die Widerſetzlichkeit derſelben ſei durch den aufrühreriſchen Paſcha von Stolatz angeſtiftet worden, und die Verheerungen, welche die Begs im Stari-Wlah angerichtet, werden als ein Einbruch in Serbien dargeſtellt, ja es heißt darin: Miloſch wolle von der Pforte Entſchädigung für aufgewendete Kriegskoſten verlangen. Auch

giebt daſſelbe Blatt mehre Beiſpiele von Tapferkeit der ſerbiſchen Rajas zum Beßten und berichtet namentlich über den Popen von Zaowina, Georg Djuritſch, welcher mit dreien ſeiner Beichtkinder ſein Pfarrhaus mehre Stunden lang gegen 400 Bosniaken vertheidigt haben ſoll. Die Truppen, welche mit Hülfe der türkiſchen Paſchas in dieſem Kampfe ſpielend den Sieg davon getragen hatten, wurden bei ihrer Rückkehr in Kragujewatz von dem Fürſten glänzend empfangen. Der Flächeninhalt der an Serbien abgetretenen 6 Diſtricte wird auf 400 franz. Quadratmeilen geſchätzt, deren Bevölkerung vor Vertreibung der Muſelmänner 200,000 Seelen betragen haben ſoll.

Als der Fürſt der Serbier durch ſeinen Miniſter Petroniewitſch dem Sultan ſeinen Dank für jene Gnadenbezeigung abſtatten ließ, ſprach Mahmud zu dem Geſandten die denkwürdigen Worte: „Miloſch-Beg hat ſich durch ſein Verhalten meine beſondere Zufriedenheit erworben, und ich hoffe, er werde fortfahren, ſich meiner Angelegenheiten ebenſo befliſſen anzunehmen wie ſeiner eigenen. Uebrigens lebe ich der Ueberzeugung, daß er meiner Regierung wahrhaft ergeben iſt; denn es iſt mir nicht entgangen, wie thätig er meinen Großweſſier Reſchid im Kampfe gegen die bosniakiſchen und albaneſiſchen Rebellen unterſtützt hat. Ich empfehle ihm, auch in Zukunft auf Bosnien und Albanien ein wachſames Auge zu haben und mit den Paſchas dieſer Landſchaften ſteten freundſchaftlichen Verkehr zu unterhalten. Er darf meiner Huld verſichert ſein, und es wird mich freuen, wenn er ſich mir perſönlich vorſtellt, damit ich ſeine Dienſte kaiſerlich belohnen könne.“ Die Proclamationen und die ſerbiſche Staatszeitung kamen lange noch immer wieder auf jene Lobeserhebungen und auf die dem Fürſten von Seiten des Sultans zu Theil gewordene Gnade zu ſprechen, verſchwiegen aber dabei wohlweislich, daß jene Gunſtbezeugungen nur der Lohn ſeien für die Unterwerfung der übrigen Slawen der Türkei. Miloſch war in der That mit allen Verſchwörungen, welche auf die Befreiung jener Völkerſchaften abzweckten, bekannt und entdeckte dieſelben ſowohl der türkiſchen Polizei als den ruſſiſchen Agenten, um ſich auf dieſe Weiſe an beiden Höfen eine Stütze zu ſichern. Der neue Weſſier von Bosnien, Daüd, welcher ſich ſchmeichelte, die von ihrem heimathlichen Boden verdrängten

Bosniaken durch Mitleidsbezeugungen besänftigen zu können, regte durch diese seine Theilnahme nur ihren Rachegeist auf, und was die freien Christen verschuldet, sollten jetzt die Rajas büßen. Die Brüder und Söhne der in den vorhergehenden Jahren geächteten Häuptlinge nahmen offen für jene muselmännischen Freibeuter Partei; umsonst suchten die gemißhandelten Rajas Hülfe bei Miloſch und bei'm Sultan, welchen es, da sie durch ihre Grausamkeit diese neue Christenverfolgung heraufbeschworen hatten, zunächst oblag, derselben ein Ziel zu setzen; doch weder Mahmud, noch Miloſch nahmen sich der Opfer ihrer Tyrannei an.

Zu Ende des Jahres 1834 standen die Rajas, auf's Aeußerste gebracht, gegen ihre Spahis auf und stellten den Popen Jowitza an ihre Spitze. Sogleich gab Miloſch ihnen seine Mißbilligung zu erkennen, rief die Heldenhäuflein, welche von Serbien aus ihren bosniakiſchen Brüdern zu Hülfe geeilt waren, zurück und hielt strenges Gericht über sie. So ward der Aufstand gedämpft; Jowitza aber mußte, nachdem er lange Zeit in den Wäldern Stand gehalten, nach Serbien flüchten, wo Miloſch ihn unverzüglich einkerkern ließ. Indessen zettelte der unermüdliche bosniakiſche Patriot von seinem Kerker in Belgrad aus eine neue Verschwörung an, und bereits im Frühjahre 1835 erneuerten 2000 Rajas, unter des Kneesen Pawel Anführung, den Kampf in den Thälern der Drina. Da, zum ersten Male, bezeugten die katholiſchen Missionäre in Bosnien den unglücklichen Schismatikern ihre Theilnahme und sandten ihnen eine auserlesene Schaar zu Hülfe. Allein beide Glaubensverwandte stritten nur mit Ackerinstrumenten, wie hätten sie da die gefürchteten Spahis, welche ihr ganzes Leben mit kriegeriſchen Uebungen hinbringen, bewältigen sollen? — Kein Wunder also, daß sie unterlagen. Der unglückliche Jowitza wurde von Miloſch, als Hauptanstifter dieser Unruhen, an den Paſcha von Widdin ausgeliefert, und erst auf besonderen Befehl des Sultans erlangte er endlich seine Freiheit wieder.

Daüd, der neue Wessier von Bosnien, war, obſchon von Miloſch unterstützt, nicht kräftig genug, um in diesem Lande Mahmud's Reformen durchzuführen; darum gab ihm der Divan i. J. 1835 einen Türken aus Anatolien, den energiſchen Wedſchi, der zuletzt Paſcha von Belgrad gewesen war, zum Nach-

folger. Miloſch's Hofſchranzen geleiteten ihn bis an die Gränze des Fürſtenthums, und bevor ſie von einander ſchieden, ſpeiſten beide Theile, Chriſten und Muſelmänner, in ſchönem Verein, nach aſiatiſcher Sitte, mit übereinandergeſchlagenen Beinen unter farbenſtrahlenden Zelten. Während Miloſch auf dieſe Weiſe, den europäiſchen Beſtrebungen ſeines Volkes zum Trotze, ſich als aſiatiſcher Satrap geberdete und türkiſche Sitten und Gebräuche in ſeinem Lande einführte, ſuchte er den Bosniaken die ihnen verhaßte abendländiſche Civiliſation aufzudringen und half aus allen Kräften dem Ketzer-Sultan, die althergebrachten orientaliſch-ſlawiſchen Freiheiten, die von allen früheren türkiſchen Kaiſern anerkannt worden waren, zu vernichten. Stets nur auf ſeinen Vortheil bedacht, hob Miloſch mit der einen Hand empor, was er mit der anderen zu Boden ſchlug: er zwang den Bosniaken wider Willen Reformen auf, nach welchen ſeine eigenen Unterthanen vergebens verlangten, war es alſo nicht recht, daß der Tyrann am Ende geſtürzt wurde? — Indeſſen ſtieg, während ſeine ſerbiſche Zwingherrſchaft zu Grunde ging, in Bosnien eine neue Macht empor. Die von Miloſch im Stiche gelaſſenen Rajas wandten ſich in ihrer Verzweiflung an den Weſſier Wedſchi, welcher in ihnen — ein Vorſpiel zu dem Hattiſcherif von Gulhane — Ideeen von Gleichheit vor einem und demſelben Geſetze, an welches Jeder ohne Unterſchied des Standes und der Religion gebunden ſei, erweckte. Waren auch dieſe abendländiſchen Theorieen den Rajas unverſtändlich, ſo ahnten ſie doch, daß ſie dieſelben als Waffen gegen die Spahis gebrauchen könnten, und das war genug, um die ganze bosniakiſche Chriſtenheit auf Seiten des Weſſiers zu ziehen, der bald als unumſchränkter Herr im Lande ſchaltete.

Der Gewalt der Waffen vermochte die bosniakiſche Ariſtokratie, die ſchon in ſo vielen Treffen unterlegen hatte, nicht mehr zu widerſtehen; es handelte ſich alſo nur noch darum, ihr inneres Weſen zu untergraben, und dieß bezweckte man dadurch, daß man alle Lehne und erblichen Würden, von den Spahiliks bis zu den großen Hauptmannſchaften, aufhob und anſtatt derſelben zeitweilige Aemter ſchuf. Dieſe Umgeſtaltung, welche angeblich die Rechte der Befähigung an die Stelle der Erbrechte ſetzen ſollte, ward im Jahre 1837 mit der Abſetzung

der bedeutendsten Hauptleute in Türkisch-Croatien eröffnet. Anstatt ihrer ernannte Wedschi lebenslängliche Ajans, und zwar ward zuerst in Banja-Luka diese neue Ordnung der Dinge eingeführt; an die Hauptstadt Bosniens wollte sich indessen der Wessier, in Ermangelung von Streitkräften, noch nicht wagen, sondern ließ ihr nur von seiner Burg Trawnik aus die kaiserlichen Befehle kund thun, und siehe da, die eingeschüchterten Spahis leisteten Gehorsam, denn Wedschi hatte die Rajas auf seiner Seite, und seit dem Derwisch Dschelaludin hatte kein Wessier eine so unumschränkte Gewalt in diesem Lande geübt. Da trat plötzlich Sultan Mahmud vom Schauplatze ab, und die muselmännischen Bosniaken jubelten über den Tod dieses Herrschers, der während seiner langen Regierung unablässig und auf jedwede Weise an ihrem Untergange gearbeitet hatte. Die Freunde der alten Ordnung der Dinge wollten sich wieder regen, allein Wedschi brachte sie zur Ruhe. Die aristokratischen Spahis waren bereits zu sehr geschwächt und in zu viele einander eifersüchtig beobachtende Parteien zerspalten, als daß sie dem Verlangen nach ihren Freiheiten den gehörigen Nachdruck hätten geben können; die niedere muselmännische Volksclasse aber ward durch Furcht im Zaume gehalten. Als nun die Minister Abdul Medschid's, weit entfernt, Rückschritte zu thun, mit der Veröffentlichung des Hattischerifs von Gulhane vor den Augen des staunenden Europas einen unerwarteten Staatsstreich ausführten, befand sich der reformistische Wedschi, um welchen die serbischen Rajas sich schaarten, in einer äußerst festen Stellung.

Die Macht des Wessiers von Bosnien war so groß, daß der entthronte Milosch in ihm das beßte Werkzeug seiner Rache gefunden zu haben glaubte. In den Schreiben, welche er an Wedschi und die übrigen bosniakischen Paschas erließ, überwies er ihnen sein undankbares, unlenksames Serbien zum Raube. Vielleicht hoffte er, durch diese Maßregel die, von ihm als die russische bezeichnete Partei zu vernichten und die Vereinigung sämmtlicher serbischen Stämme unter der Hohheit eines einzigen Wessiers gewaltsam herbeizuführen; dann waren aber wenigstens die Mittel zu diesem Zwecke grauenhaft macchiavellistisch gewählt. Die beiden Paschas von Zwornik und Nowi-Pasar erschienen mit einem Vortrab von 5000 bis 6000 Muselmännern an der

serbischen Gränze und standen im Begriffe, dieselbe zu überschreiten, als glücklicher Weise die Wessiere von Bosnien und Bulgarien ihnen bei Todesstrafe verboten, das Fürstenthum, für dessen Sicherheit sich zwei Kaiser verbürgt hatten, anzugreifen. Die Heerführer erhielten Befehl, sich auf der Stelle nach Nissa zu verfügen; dort legten sie zu ihrer Rechtfertigung den Aufruf Miloschʼs vor, worin geschrieben stand, daß der Fürst, der Herrschaft über Rebellen müde, sein Land den Türken, als rechtmäßigen Oberherren, überantworte. Dieses Schreiben gelangte nach Belgrad und ward der Skupschtina vorgetragen, welche dem Wedschi ihren Dank für seine weise Mäßigung ausdrückte.

Uebrigens war der Wessier mit viel zu ernsten Angelegenheiten beschäftigt, als daß er hätte daran denken können, seinen theueren Milosch an den Serbiern zu rächen. Der alte Pascha Osman von Skopia, dessen Weisheit und Thätigkeit er sein ganzes Glück verdankte, war als Wessier nach Asien versetzt worden, und mit seinem Austritt war eine empfindliche Lücke in dem Rathe Wedschiʼs entstanden. Um dieselbe Zeit hatten aber die Begs von Sarajewo den Statthalter des Wessiers, der durch sein fränkisches Wesen und seine fiscalischen Plackereien ihren Unwillen erregt hatte, schmachvoll fortgejagt, und Wedschi, der mittlerweile seinen jungen Nizam nach europäischer Weise eingeübt hatte und auf diese seine neue Streitkraft vertraute, scheute sich nicht, die Begs und Senatoren der Hauptstadt zur Verantwortung vor sich nach Trawnik zu laden. Diese nahmen, da während des langen Friedens ihre Wunden vernarbt waren, die Herausforderung an; zwar wandten sie sich noch einmal an den Sultan, mit der Bitte, daß er ihre Sache rechtlich entscheiden und sie in seinen Schutz nehmen möge, als sie aber hierauf eine ausweichende Antwort erhielten, rückten sie im August 1840, 20,000 Mann stark, gegen Trawnik an. Der Wessier mußte, aus seiner Residenz vertrieben, in's Gebirge flüchten; doch gab er darum noch Nichts verloren, sondern sammelte eilends die im Lande zerstreuten regelmäßigen Truppen, marschirte den Rebellen entgegen und ließ sich, obgleich sein Nizam nur 4000 Mann zählte, ohnweit des Dorfes Vitez in ein Haupttreffen ein. Nach vierstündigem verzweifelten Kampfe räumten die Spahis mit einem Verluste von 1000 Todten das Feld und

zogen sich nach Sarajewo zurück, welches der Wessier alsbald zu belagern begann. Die Stadt mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich dem gefürchteten Sieger ergeben; dieser lud den Haupträdelsführer zu sich hinaus in sein Zelt und hieb ihm mit eigener Hand den Kopf ab; die 8 bis 10 Wojwoden, welche er für die Schuldigsten hielt, ließ er im Angesichte der Stadt hinrichten. Hierdurch erschreckt, flüchteten die Begs theils in die Wälder, theils zu den herzegowinischen Uskoken; die reichsten begaben sich auf österreichisches Gebiet, wie denn z. B. Ragusa, außer anderen bedeutenden Personen, dem Oberaufseher der Moscheeen von Sarajewo eine Zuflucht gewährte. Um die feindseligen Absichten dieser Auswanderer zu bestrafen, brannte Wedschi alle ihre Konaks nieder und legte noch überdem den im Lande zurückgebliebenen Häuptlingen schwere Geldbußen auf. Während 1500 Mann vom Nizam, nach Türkisch-Croatien ausgesandt, dort die letzten Zuckungen der Empörung dämpften, legte der Wessier eine Besatzung von 1000 Albanesen in die Burg Goritza, um die gebrandschatzte Hauptstadt zu überwachen, und zog dann ruhig heim in seine Feste Trawnik. Der Anblick der gefangenen Hauptleute, welche Wedschi nach Konstantinopel gesandt hatte, und die Kunde von seinem glänzenden Siege, setzte den Divan in so freudiges Staunen, daß er demselben eine öffentliche Belobung und einen Ehrensäbel zuerkannte.

Doch Wedschi's Glück war nicht von langer Dauer. Die geknechteten Bosniaken erhoben ihre Bitten zum Sultan und schilderten ihren Wessier als einen solchen Wütherich, daß sie — wie sie sagten — im äußersten Falle lieber Christen werden, als länger unter seiner Zuchtruthe stehen wollten. So ward denn ein kaiserlicher Bevollmächtigter nach Bosnien abgesandt, um die Beschwerden des Volkes und das Verfahren seines Oberhauptes zu untersuchen. Das Ergebniß dieser Untersuchung war ein Absetzungsdecret, welches der Divan, in gewohnter Weise, bei verschlossenen Thüren faßte. Khosrew, Pascha von Belgrad, übernahm es, den Beschluß zu vollziehen und zugleich die Früchte davon zu ernten. Unmittelbar nach seiner Ernennung zum Wessier von Bosnien, machte er sich auf nach Trawnik, begrüßte am Abend seiner Ankunft den Wessier und überhäufte ihn mit Glückwünschen und Freundschaftsbezeugungen; mit Anbruch des

folgenden Tages aber ließ er der Besatzung und dem Volke laut und öffentlich den Ferman verkünden, kraft dessen Wedschi abgesetzt und nach Konstantinopel zurückberufen ward. Der gestürzte Despot ließ, da er über Hals und Kopf sich entfernen mußte, seine Papiere, seine Schätze, die er den Bosniaken geraubt, im Stiche. Seine bedeutendsten Anhänger, die ebensowenig als er selbst ihren Fall geahnt hatten, wurden, zur großen Freude der Bosniaken beider Confessionen, abgeführt und vor das kaiserliche Gericht gestellt. Ueber der Veranlassung zu Wedschi's Ungnade schwebt ein geheimnißvolles Dunkel. Wollte er Bosnien verrätherischer Weise einer benachbarten Macht in die Hände spielen? Suchte er, ein zweiter Milosch, mit Hülfe der serbischen Rajas, eine selbstständige Herrschaft zu gründen? Oder mißbilligte er die unzeitgemäßen Maßregeln des kaiserlichen Divans und wollte, im Gefühle geistiger Ueberlegenheit, gleich dem Vicekönige von Aegypten, die Umgestaltung der socialen Verhältnisse in einer, der Natur des Islams und den wahren Bedürfnissen der Osmanlis entsprechenderen Weise bewerkstelligen? Noch lassen alle diese Fragen sich nicht beantworten. So viel liegt indessen am Tage, daß die muselmännischen Bosniaken bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Möglichkeit einer Rückkehr zum Christenthume und einer Verbrüderung mit den Christen ahneten. Je tiefer sie gebeugt werden, um so sehnsüchtiger wenden sie ihre Blicke auf jene serbischen Regimenter in Ungarn, deren Hülfe sie oft in ihren Piesmen anrufen. Doch ihr Hülferuf ist vergebens: die schlaue Politik Oesterreichs wird nimmer sich eine voreilige Einmischung in die Angelegenheiten Bosniens erlauben, aus Besorgniß, die Russen möchten dieß als Vorwand benutzen, um über die Donau zu dringen. Für den Augenblick wird demnach Niemand aus der Zerrüttung der Bosniaken Vortheil ziehen, außer etwa die Türken einerseits, und die mit den Montenegrinern verbündeten Uskoken andererseits. Gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neueren Geschichte des Orients ist die Bildung dieser Uskokengemeinden in der Herzegowina, die Vereine freier Männer, welche in unzugänglichen Gebirgs-Dörfern oder vielmehr Gebirgs-Lagern verschanzt leben und von dort aus, der osmanischen Macht zum Trotze, unablässig über die schwachen Besatzungen, so oft sie von einer Fest-

ung zur anderen marschiren, herfallen. Mehre dieser freien Gemeinden datiren ihre Unabhängigkeit vom Ende des 18. Jahrhunderts her. Einige der Uskokenhäuptlinge haben sich, nachdem sie von der Pforte Freibriefe erhalten, welche ihre mit dem Schwerte eroberten Rechte bestätigten, mit den Paschas ausgesöhnt und bilden eine Art von Armatolenschaar, eine christliche Miliz, welche über die Sicherheit der Berge und Engpässe zu wachen hat. Diese fränkischen Kriegerschaaren rücken allmählig in die Stellen der gestürzten Spahis ein. Die Klugheit gebietet den Paschas, diese verwegenen Menschen, welche sogar mit dem Nizam sich zu messen wagen und seit 1840 den mächtigen Pascha von Mostar wiederholt geschlagen haben, nachsichtsvoll zu behandeln und zuzulassen, daß mit ihrer Hülfe der eroberungslustige Stamm der Wassojewitsch, der Vorposten von Montenegro, immer weiter um sich greift und mehr und mehr die türkisirten Bosniaken nach Sarajewo zurückdrängt. Ueberall strebt auf diese Weise die in ihrem natürlichen Urzustande verbliebene verjüngte Christenheit empor und rückt ein in das Erbe der gealterten muselmännischen Gemeinde, die nur noch durch eine dem Volksgeist widerstrebende Reform ihr Dasein künstlich fristet.

Mit Schrecken gewahrten die osmanischen Minister die umsichgreifende Entartung der bosniakischen Gesellschaft und sandten, um ihr wieder etwas muselmännischen Lebensgeist einzuhauchen, die ehemaligen Kampfgenossen Wussein's in ihr Vaterland zurück. Viele derselben wurden als Musselims angestellt oder als Befehlshaber der Festungen, die sie ehedem als erbliche Hauptleute innehatten. Diese fanatischen Verfechter althergebrachten Wesens säumten nicht, ihre Wuth an den Christen auszulassen, und schon im Jahre 1842 waren die verfolgten Rajas wieder in der traurigsten Lage. Oesterreich, welches gern ihre Leiden so grell als möglich ausmalt, füllte seine Zeitungen mit den herzzerreißendsten Klagen über die Reactionen und die Mißhandlungen, die sich die Ultra-Muselmänner gegen die Christen erlaubten, denen sie Schuld gäben, daß sie den Sultan bekehrt und zu dem verhängnißvollen Hattischerif von Gulhane veranlaßt hätten. Zu Anfang des Jahres 1843 haben diese Unglücklichen in äußerster Verzweiflung sich wiederum empört und sind, mit Hacken, Keulen und Dolchen bewaffnet, wohl 8000 an der

Zahl, gegen den Wessier von Trawnik losgezogen, der sie aber mit seinem Nizam auseinandergejagt hat. Dieß ist der gegenwärtige Zustand Bosniens. Das Einzige, was die Rajas durch die europäischen Reformen erlangt haben, ist die Verdreifachung ihrer Abgaben. Die Spahis anlangend, so treten sie nach und nach in den Nizam ein und fügen sich in die österreichische Kriegszucht, ohne jedoch darum ihre Ueberzeugung aufzugeben. Sie hegen nach wie vor dieselben Vorurtheile, und in ihrer neuen fränkischen Tracht geberden sie sich nicht minder despotisch als damals, wo sie ihre goldgestickten Tokas und das schwerfällige National-Oberkleid trugen.

Fünftes Kapitel.

Ergebnisse der türkischen Reformen. — Bevorstehende Wiedervereinigung des zersplitterten serbischen Volksstammes. — Ränke des Auslandes. — Frankreichs Aufgabe in Betreff Bosniens.

Bis auf die neueste Zeit bildete Bosnien einen besonderen Staat im türkischen Reiche. Der durchaus kriegerische Adel begann das Land in einen unermeßlichen Waffenplatz umzuwandeln, dessen Außenwerke sich weithin bis nach der Donau und nach Macedonien hinein erstreckten; seit 1804 fielen diese Außenwerke allmählig unter den Streichen des Sultans und der Rajas, die 1832 sich anschickten, die Feste selbst zu stürmen. Dieser Sturm, welchen anfangs der letzte Nationalheld, Wussein, ruhmvoll abwehrte, dauerte bis 1840, in welchem Jahre der bosniakische Staat seine Endschaft erreichte. Seitdem hat Bosnien weder Lehne, noch erbliche Burgen mehr aufzuweisen; alle Häupter erhalten ihre Bestallung unmittelbar vom Sultan, und von ihnen hängt fortan, je nachdem sie treu- oder eidbrüchig sind, der Friedens- oder Kriegszustand des Landes ab.

Hat die Herrschaft des Sultans bei diesem Zustande der Dinge gewonnen? Diejenigen, welche die Einschüchterung und den blinden Gehorsam der Unterthanen als eine Gewähr für die Macht der Herrscher ansehen, werden finden, daß das Reich, welches durch die Ausrottung der Janitscharen seine Wiederge-

burt bewirkte, wohl daran gethan hat, zugleich das stolze Volksthum in Bosnien, die Pflanzschule des Janitscharenwesens, zu vernichten. Freilich haben diese Maßregeln zur Centralisirung der Gewalt den Weg gebahnt, allein indem man dabei Glauben und Sitten mit Füßen trat, hat man das Volk in einen Zustand gänzlicher Gefühllosigkeit versenkt. Nachdem dasselbe so viele, theils unzeitgemäße, theils unvolksthümliche Neuerungen sich hat gefallen lassen müssen, ist es am Ende dahin gelangt, sich als eine willenlose Heerde zu betrachten, welche von gekrönten Hirten gehütet, geschoren und nach Belieben an einen anderen Herrn vertauscht wird. Fortan werden die Bosniaken weder mehr gegen die Oesterreicher, noch gegen die Russen begeistert kämpfen: der Turak, der Schwabo, der Moskow, alle gelten ihnen jetzt gleich. Wofür sollte der Bosniak jetzt noch erglühen? Seit Einführung der fränkischen Reformen hat er weder eine Religion mehr, noch ein Vaterland, und wird Bosnien nur noch als osmanische Provinz betrachtet, obgleich die Bewohner nicht Türkisch verstehen und nimmer Osmanen werden können. Wie ganz anders war es vor 50 Jahren: damals hatte der Thron von Stambul in den bosniakischen Spahis seine eifrigsten Vertheidiger; voller Begeisterung für Allah, waren sie auf den ersten Ruf gegen jedweden Feind kampfbereit und führten dem Kaiser weit zahlreichere Contingente zu, als sie nach Maßgabe ihres Grundbesitzes verpflichtet waren. Heutzutage dagegen hoffen viele entsetzte Häuptlinge, durch russische Vermittelung wieder in Besitz ihrer Stammburgen zu gelangen. Andere wenden ihre Blicke nach Oesterreich. Wenn ich auf meiner Reise durch eine ihrer Ortschaften kam, sagten sie, indem sie mich für einen Schwabo hielten: „O Niematz (Deutscher), wie wohl ist doch Alles in Deinem Vaterlande eingerichtet! Bei Euch geht Jeder friedlich seinen Weg; da schlägt nicht, wie hier, der Herr denen, die eine zu lange Zunge haben, den Kopf ab. O möchten wir bald Deine Mitbürger sein!" Beim Abschiede drückten sie mir, zuweilen sogar unter Thränen, herzlich die Hand. Solche Gesinnungen hegen die alten Begs, die jungen Leute aber gehen viel weiter, ja sie sprechen wohl gar den Wunsch aus, es möchte ein Christenheer einrücken, damit sie Giaurs werden könnten.

Dergleichen Reden werden selbst in Gegenwart der Osmanlis geführt, welche der bosniakischen Mundart unkundig sind, weßhalb sie auch in Bosnien stets Fremdlinge bleiben. Ihr dortiger Aufenthalt ist immer nur vorübergehend, und man findet ihrer dort fast eben nicht mehr als in Serbien; um so unsinniger ist das Schreckenssystem, welches sie als Regierungsgrundsatz aufstellen. Die Schreckensherrschaft eines Eroberers kann nur dann sich behaupten, wenn sie, wie in Polen, von einer Macht ausgeht, welche im Stande ist, jedem neuen Empörungsversuche die Unterstützung von Außen her abzuschneiden und so die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg zu rauben, was in Bosnien aber nicht der Fall ist. Die Türkenherrschaft hat also mit der Vernichtung der Spahis keineswegs an Kraft zugenommen; wohl aber hat sie in den Rajas, denen sie sich gnädig bewies, Hoffnungen erregt und ihr gebeugtes Haupt emporgerichtet, so daß jetzt ein des Joches überdrüssiges christliches Volk dasteht, wo sonst nur geduldige Sclaven zu sehen waren. Wir sehen doch nun schon in der Ferne den Tag des Heiles heraufdämmern, wo die muselmännischen Bosniaken, müde der Verfolgungen ihrer christlichen Glaubensgenossen, sich in eine Reform, aber in eine gründlichere, als die Neuerer in Stambul bezwecken, fügen und sich aufrichtig an ihre Brüder in Serbien anschließen werden. Selbst wenn politische Zwischenvorfälle diesen Zeitpunct hinausrücken sollten, ist es darum nicht weniger ausgemacht, daß in keinem Falle Bosnien der Türkei einverleibt bleiben, noch auch einen selbstständigen Staat bilden kann. Diejenigen, welche auf die Wiederherstellung eines bosniakischen Königreichs sinnen, lassen sich von der österreichischen Diplomatie bethören, die überall die Bildung kleiner Reiche ohne Volksthum und Gemeinsinn befördert, um sie dann bequemer unter ihr Joch zu beugen. Ein bosniakisches Reich wäre nur ein lächerliches Schattenbild: bei dem gegenwärtigen verworrenen Zustande Bosniens ist eine muselmännische Regierung die einzig mögliche; das muselmännische Bosnien kann sich aber nicht halten, sobald es sich von den Türken lossagt; zudem arbeitet auch das christliche Bosnien unablässig seinem Nebenbuhler entgegen. Das einzige Mittel, welches dieses seiner Nationaleinheit beraubte Land vor Anarchie bewahren könnte, wäre eine Zerstückelung seines Ge-

biets zum Vortheil der Türken, der Montenegriner, Serbiens und Oesterreichs; denn dieses letztere, welches schon einen Theil Croatiens besitzt, strebt danach, auch den Ueberrest dieser Provinz, die, als eine durchaus römisch-katholische, sich zum europäischen Abendlande hinneigt, sich zuzueignen.

Es läßt sich denken, daß Oesterreich, indem es seine croatischen Missionäre so eifrig unterstützt, die Hoffnung hegt, durch ihren Einfluß in ganz Bosnien eine Partei für sich zu gewinnen. Diese Handlungsweise wird ihm allein schon durch seine Lage vorgeschrieben; denn Bosnien keilt sich zwischen Dalmatien und Ungarisch-Slavonien ein, wie eine Axt, die stets bereit ist, den habsburgischen Stamm zu spalten, sobald nur im Orient sich eine Macht aufthut, welche im Stande ist, der Natur nachzuhelfen. Es ist demnach gar nicht zu verwundern, wenn Oesterreich sich einer für seine südlichen Provinzen so gefahrdrohenden Stellung zu bemächtigen trachtet; auch hat es dieß schon mehrmals versucht, sogar schon zu einer Zeit, wo es noch nicht im Besitze von Cattaro war; um wie viel mehr muß ihm jetzt danach gelüsten, wo seine Häfen der einzige Ausweg für Bosnien sind. Wenn diese reiche Landschaft einmal plötzlich aufhörte, die dalmatischen Märkte mit ihren Producten zu versehen, so würde der österreichische Handel dadurch einen empfindlichen Stoß erleiden. Ungeachtet dieser wichtigen Ursachen, wird aber doch Oesterreich sich wohl hüten, etwas gegen die Bosniaken zu unternehmen, so lange es dieselben in so aufgeregtem Zustande erblickt. Gleich dem verwundeten Eber, würden sie den Gegner seine Kühnheit schwer büßen lassen, zumal wenn der Sultan ihnen im entscheidenden Augenblicke ihre Vorrechte wiedererertheilte. Diese Gebirgsvölker sind unbesiegbar, so lange nicht die Donau-Serben sich mit ihren Feinden verbünden. Oesterreich wird immer nur im Kleinen gegen sie Krieg führen können, mit höchstens 50,000 Mann, die, in etwa 50 Rotten vertheilt, das ganze Land überzögen und in täglich erneuertem Kampfe ihre Kräfte unter den unvorhergesehenen Streichen dieses Haidukenvolkes aufrieben. Das Land würde dem eindringenden Feinde keine Nahrungsquelle bieten; die Soldaten wären genöthigt, ihren Mundvorrath auf dem Rücken fortzuschleppen, und ein solcher Krieg dürfte sich, wie der der Russen im Kaukasus, wohl ein

halbes Jahrhundert hindurchziehen; denn die Festungen Travnik, Sarajewo, Mostar, Zwornik, Livno, Schebsche, Banja-Luka, lassen sich nicht mit bloßer Gebirgsartillerie bestürmen, und ein Heer, welches auch nur mit Zwölfpfündern sich belasten wollte, würde in diesen Gebirgsschluchten Gefahr laufen, von einigen Tausenden der Eingeborenen völlig geschlagen oder aufgerieben zu werden.

Das einzige Mittel, sich zum Meister dieses Landes zu machen, wäre demnach, daß man eine Volkspartei für sich zu gewinnen suchte: Oesterreich weiß dieß und unterstützt insgeheim die Spahis, Rußland aber, welches sich eifriger der Sache des Christenthums annimmt, hat neuerdings, zu Gunsten der Rajas, gegen die Spahis Partei genommen. Während seine Diplomaten in Stambul sich mit einem Nachdruck, welcher das großherrliche Cabinet zur Verzweiflung bringt, für die Rajas verwenden, durchziehen Bettelmönche vom Berge Athos die Thäler der Drina und verkünden Rußlands Lob; die von Oesterreich ausgesandten Franziskaner aber können nicht immer mit den orientalischen Kalogeris gleichen Schritt halten. England war bisher die einzige Macht, welche darauf bedacht gewesen, diese in Mönchsgewand eingekleideten politischen Umtriebe zu überwachen; allein Der, welcher mit dieser Aufsicht betraut und im Jahre 1837 als englischer Vice-Consul in Nowi-Pasar eingesetzt worden war, zeigte sich gänzlich unfähig, eine so ernste Rolle zu spielen. Es war dieß ein Knees vom großen Stamme Wassojewitsch, welcher, auf Grund eines leeren Wortspiels und einer willkürlichen Uebersetzung des Wortes Knees, sich von den Europäern „Fürst" tituliren ließ und sich ein souveraines Ansehen zu geben suchte, jedoch schon im December 1838 von seinen Landsleuten vertrieben ward. Seit dieser Zeit hat Europa, unseres Wissens, keinen förmlichen Bevollmächtigten mehr in Bosnien. Indessen ist doch Nowi-Pasar ein wichtiger Transito-Platz; schon im 17. Jahrhundert hatten dort die Ragusaner ein Comptoir und eine blühende Colonie, und damals

ich, wo der Reisende Montealbano sagte, daß dort das
feiler als an irgend einem anderen Orte sei. Vor
der Dampfschifffahrt zog Bosnien aus dem lebhaf-
handel zwischen Triest und Saloniki ansehnlichen

Gewinn; man dürfte nur einige leichte Dampfboote auf die Drina setzen, um dem Lande diesen Vortheil wieder zuzuwenden. Es ist zu bedauern, daß die dort herrschende Anarchie kein anderes Gewerbe als Waffenschmieden aufkommen läßt. Wenige Friedensjahre würden hinreichen, um das Volk neu zu beleben, und die wuchernden Juden in Sarajewo, Nowi-Pasar und Trawnik, die zu 10 Procent monatlich Geld ausleihen, würden bald keine Kundschaft mehr finden; denn die Bosniaken sind nichts weniger als unthätig. Allenthalben sieht man sie in der europäischen Türkei umherziehen mit ihrem Hornvieh, welches sie an die Griechen und Engländer, oder mit ihren Schafen und Ziegen, welche sie an die Türken verkaufen.

Den Handel der Bosniaken kann, bei der Beschaffenheit ihrer Producte und der Lage ihrer Märkte, das Abendland schwerlich an sich reißen; wenn selbst England seinen Plan, in Nowi-Pasar ein Comptoir zu errichten, nicht hat durchsetzen können, welche andere Macht dürfte da wohl auf einen günstigeren Erfolg hoffen? Frankreich kann nur durch die montenegrinischen Thäler zu den Bosniaken gelangen; demnach ist unser commerzieller und politischer Einfluß auf Bosnien zunächst durch den Einfluß bedingt, den wir auf Montenegro ausüben. Nun aber stehen der Einsetzung eines Bevollmächtigten in Montenegro die größten Schwierigkeiten entgegen: also darf Frankreich nicht hoffen, in jenen Gegenden auf amtlichem und diplomatischem Wege sein Ziel zu erreichen; dagegen aber könnte sein commerzieller Einfluß, wenn er einmal sich geltend gemacht, um so wirksamer werden, da Frankreich den Bosniaken als gänzlich uneigennützig erscheinen und ihnen nur Boten des Friedens und der Gesittung zusenden würde. Dazu bedürfte es nur, daß unabhängige Männer, welche mit der Geschichte der inneren Parteiungen, in die der serbische Stamm gespalten ist, vertraut wären, es sich zur Aufgabe machten, dieses Volk durch Besprechung seiner wahren Interessen dahin zu bringen, daß die drei großen Religionen, — die muselmännische, die griechisch-schismatische und die römisch-katholische, — welche von Bulgarien bis zum adriatischen Meere die serbischen Stämme gegen einander waffnen, einander gegenseitig duldeten. Sobald einmal die Glieder der verschiedenen Glaubensgenossenschaften

sich als Freunde betrachten würden, wäre der entscheidende Schritt zur Wiederherstellung der Nationaleinheit gethan; dann würde dieses vier Millionen Seelen starke Kriegervolk, dessen Heimath, gleich wie Ungarn, bestimmt ist, eine Freistätte zwischen zwei politischen und religiösen Hemisphären zu werden, sich in voller Kraft erheben, um zu seinem eigenen Besten das alte Reich des Halbmondes zu stützen und dem europäischen Gleichgewichte von Neuem seine Unwandelbarkeit zu sichern.

Viertes Buch.

Die Albanesen*).

Erstes Kapitel.

Ethnographisch-politische Schilderung der schipetarischen und slawischen Stämme Albaniens.

An der Westgränze der griechisch-slawischen Welt haust ein Volk, welches, stets kampfgerüstet, im Schooße der osmanischen Lande eine förmliche Kriegerkaste bildet, nicht minder gefürchtet, aber freier als die Kriegerkasten im inneren Asien. Dieses Volk, welches zu allen Zeiten einen überwiegenden Einfluß im Türkenreiche behauptet hat, liefert demselben noch heutzutage die beßten und fast noch seine einzigen Truppen. Dieser Kriegerstamm sind die Albanesen, d. h. wörtlich die „Weißen," oder, nach dem eigentlichen Sinne des orientalischen Ausdruckes, „die unabhängigen Männer." Ihre in sagenhaftes Dunkel gehüllte Urgeschichte geht bis in die Zeiten der Pelasger zurück, und unstreitig ist Albanien die gemeinsame Wiege des griechischen und slawischen Volksstammes. In der That war das Volk der „Weißen" ehedem über den größten Theil der griech-

*) Vrgl. Pouqueville: Voyage dans la Grèce, Paris 1820 suiv. 5 voll. — Boué: La Turquie d'Europe, Paris 1840. 4 voll. — Viquesnel (Boué's Reisegefährte): Reiseberichte in den Denkschriften der geologischen Gesellschaft von Frankreich, Paris 1842. — Jos. Müller: Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, statistisch-topographisch dargestellt, Prag 1844.

iſch-ſlawiſchen Halbinſel verbreitet, wovon noch die albaneſiſchen Namen mehrer, heutzutage von Serben oder Hellenen bewohnten, Städte und Ortſchaften zeugen. Man trifft ſogar noch in mehren Theilen von Bulgarien, Macedonien und Bosnien uralte Dorfſchaften, deren Einwohner ein Gemiſch von Albaneſen und Zinzaren*) ſind. Obgleich der albaneſiſche Stamm ein ſo ausgedehntes Gebiet innehat, verringert er ſich doch zuſehends, und man kann heutzutage kaum noch anderthalb Millionen reine Albaneſen zählen, wo vor 40 Jahren, unter Ali-Paſcha von Janina, noch 2 Millionen vorhanden waren.

Da Albanien dem civiliſirten Europa näher liegt als die meiſten übrigen orientaliſchen Länder, und es von Italien nur durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt iſt, ſo hätte, ſollte man denken, das Abendland einen wohlthätigen Einfluß darauf ausüben müſſen, und doch iſt es gerade der uncultivirteſte Theil des Türkenreiches. Wie erklärt ſich dieſe Erſcheinung? Einige glauben, die Urſache davon in dem Stamm- und Clanweſen zu finden, an welchem dieſes Land feſter hält als die übrigen osmaniſchen Provinzen; allein mit Unrecht; denn die Rohheit der Albaneſen rührt nicht ſowohl von dem gewöhnlichen Stammleben als von ihrem Krieger-Stammleben und ihrem unruhigen Hordengeiſte her. Die Hartnäckigkeit, mit welcher dieſes Volk ſelbſt mitten im Frieden an ſeinen kriegeriſchen Sitten hängt, hat bei ihm den Entwickelungsgang der geſellſchaftlichen Fortbildung durchaus gehemmt. Fanden ſie keine Gelegenheit zu auswärtigen Kriegen, ſo wühlten ſie, wie die Araber der Wüſte, in ihrem eigenen Schooße: ihre Familienfehden haben mehr und mehr ihre Reihen gelichtet, und in die Lücken ſind unvermerkt die Nachbarvölker eingedrungen; dadurch haben ſich allmählig in Albanien zwei fremde Elemente, das ſlawiſche und das helleniſche, feſtgeſetzt, welche jetzt mit einander um den Beſitz des zerrütteten Landes ſtreiten.

*) Zinzaren nennt man ſpottweiſe die macedoniſchen (mit Griechen und Slawen untermiſchten) Walachen, weil ſie in ihrem Dialekte mehr als die nördlichen, reinen Walachen den Ziſchlaut vermeiden. Nach des walachiſchen Hiſtorikers Major abenteuerlicher Meinung, hätten ſie ihren Namen daher, weil ſie aus dem Hauſe Cincinnatus ſtammten.

Der albaneſiſche Volksſtamm wird in der Landesſprache durch zwei Hauptnamen bezeichnet: der Name „Mirditen" (aus dem Perſiſchen, wo es ſo viel als „Tapfere" bedeutet) kommt heutzutage dem edelſten Theile der Nation zu und ſcheint, wie die Benennungen „Germane," „Slawe," „Franke," urſprünglich ein Ehrenname geweſen zu ſein; „Schipetaren" (Felsbewohner) iſt der Geſammtname des Volkes.

Hippokrates ſchildert die Albaneſen ſehr treffend, wenn er ſagt: „Die, welche ein bergiges, ungleiches, waſſerreiches und häufigen Veränderungen der Witterung ausgeſetztes Land bewohnen, müſſen von Natur mit hohem Wuchſe ausgeſtattet, großer Anſtrengung fähig, muthvoll und von wilder, roher Gemüthsart ſein." Um dieſe Schilderung noch unmittelbarer auf den Albaneſen anzuwenden, könnte man hinzufügen: daß er kleine Augen hat, geraden, feſten Blick, ſchwache Augenbrauen, ſcharf geſchnittene Naſe, länglichen Kopf, platte Stirn, ſehr langen Hals, außerordentlich gewölbte Bruſt, im Uebrigen aber von magerer, nerviger Körperbeſchaffenheit iſt. Bei der erſtaunlichen Geſchmeidigkeit ſeiner Muskeln iſt ſein Gang und ſeine Haltung etwas theatraliſch und erinnert an die Athleten des Alterthums. Obgleich mit vielem natürlichen Verſtande begabt, hat er doch zu geiſtigen Beſchäftigungen wenig Anlage; er iſt durch und durch Kriegsmann, verkauft, gleichviel an wen, ſein Blut und dient mit gleicher Treue unter allen Fahnen. So findet man ihn, den Schweizer des Morgenlandes, unter der päpſtlichen Leibwache und im Schloſſe von Neapel wie in den Serails von Bagdad, Cairo und Marocco und in den Hallen der moldau-walachiſchen Bojaren.

Alljährlich werden in Albanien Aushebungen von Freiwilligen veranſtaltet. Jeder reiche Eingeborene hat das Recht, als Bulukbaſchi oder Hauptmann aufzutreten. Er wirbt Leute um ein gewiſſes, mit ihnen bedungenes Handgeld an und führt dann dieſe Rotte von Abenteurern, die er als ſeine Pflegekinder betrachtet, außer Landes, um entweder mit ihnen auf Plünderung auszugehen oder bei einem Paſcha oder fremden Fürſten in Dienſt zu treten. Der Pflegevater theilt mit ſeinen Kindern, vor welchen er Nichts als zierreichere Waffen und ein Gewand von Gold- und Silberbrocat voraus hat, Freude und Leid. Der

Sold der „Buren" (Tapferen), welche diese Kriegerfamilie bilden, beträgt durchschnittlich 7 bis 9 Franken monatlich, ohne die Kost; letztere verschaffen sie sich, bei ihrer angeborenen Beutelust, gewöhnlich dadurch, daß sie den Bauern die dürftige Vorrathskammer ausräumen. Im Kriege zeigen sie unbegränzte Habgier; sie fallen über den Besiegten her mit dem Ausrufe: „Aspra! Aspra! i xylon kai xylon!" (Geld! Geld! oder Hiebe über Hiebe!) Sie verstehen sich trefflich darauf, beim Kampfe jeden Vortheil des Terrains zu benutzen, kennen alle Kunstgriffe des Freibeuterkriegs, wissen den Feind durch verstellte Märsche zu täuschen, ihn unversehens wehrlos zu überfallen und mit wenig Mannschaft eine große Fläche zu bedecken, indem sie dieselbe mit einem Netze von kleinen Posten, die durch unermüdliche Plänkler mit einander in Verbindung gesetzt werden, überziehen. Wenn sie einen Hinterhalt legen, so lassen sie oft ihre Mützen und Mäntel an einem, ihrem Verstecke ganz entgegengesetzten Orte. Mögen sie, platt auf der Erde liegend oder hinter Bäumen kauernd, zielen, so treffen sie jederzeit mit staunenswerther Sicherheit ihr Ziel. Fällt der Feind lebendig in ihre Hände, so wird er zum Sclaven gemacht; dem todten schneidet der Sieger den Kopf ab, salzt ihn ein und pflanzt ihn in seinem Dorfe auf einem Spieße auf. Dieser Brauch wird selbst von den katholischen Buren geübt.

Diejenigen Albanesen, welche nicht in Kriegsdienste treten, pflegen alljährlich, als Schneider, Maurer oder Schnitter, sich umherzutreiben und kehren dann zu Winterszeit mit ihrem Sparpfennig heim. Dieses unstäte Treiben und die beständige Entbehrung weiblichen Umgangs verleitet die Albanesen, mehr als jedes andere europäische Volk, zu jenen schändlichen Lastern, welche eine solche Lebensweise erzeugt. Indessen sind sie doch freimüthig, halten ihr gegebenes Wort und treten offen ihrem Feinde entgegen. Uebrigens weicht ihr lasterhafter Hang dem wohlthätigen Einflusse der Ehe; ihre häuslichen Sitten sind äußerst streng, und selbst Diejenigen, welche sich zum Islam bekennen, haben nur ein Weib. Unzucht ist in diesem Lande etwas Unerhörtes, und ließe sich ein Weib einen Fehltritt zu Schulden kommen, es würde sammt seinem Verführer ermordet. Ungeachtet seiner strengen Grundsätze, ist der Albanese doch nicht von Eifersucht

geplagt: er läßt ſeine Gattin allenthalben frei und unverſchleiert umhergehen. Wie bei allen Kriegerſtämmen, werden auch hier die Weiber wenig geachtet und mit Arbeit überladen; ſie benetzen die Erde mit ihrem Schweiße und kämpfen öfters ſogar an der Seite ihres Gatten. Dieſe energiſchen Geſchöpfe verdienten ein beſſeres Loos; denn mit einer oft wundervollen Schönheit, welche ſelbſt das Alter nicht immer zu zerſtören vermag, verbinden ſie alle Tugenden der Häuslichkeit.

Jedes Haus gleicht in dieſem ſeltſamen Lande einer Feſte, deren Schießſcharten zugleich als Fenſter dienen. Dieſe aus Lehm aufgeführten Wohnungen ſind jederzeit vereinzelt und wo möglich auf einem Hügel angebracht, ſo daß man nur auf einer Treppe, welche gemeiniglich in eine Leiter ausläuft, zu dieſen Adlerhorſten gelangen kann. Die Zimmer entbehren faſt aller Geräthſchaften und haben oft ſogar keine Thüren; zum Abzug des Rauches dient eine bloße Oeffnung in der Decke. Die Fenſter ſind nie mit Glasſcheiben verſehen, und nur im Winter werden ſie mit Papier verwahrt. Nur die Serails der vornehmſten Begs ſind etwas mehr verziert: auswendig mit grellen Farben angeſtrichen, im Inneren mit Arabesken, Architekturmalereien, See-, Jagd- und Landſchaftsſtücken und anderen Gemälden geſchmückt, welche von den griechiſchen Rajas nicht ſelten mit vielem Geſchmacke ausgeführt werden.

Die Kleidung der Albaneſen iſt ihrer Pracht wegen gleichſam ſprüchwörtlich geworden, im Grunde aber iſt ſie doch nur eine Abart der griechiſchen Tracht. Der von vergoldeten Knöpfen und bunten Seidenſtickereien glänzende Rock reicht bis zu den Hüften herab und hebt ihren Körperwuchs und ihre Bewegungen äußerſt vortheilhaft hervor. Die Aermel, die mehrentheils aufgeſchlitzt ſind und den Arm frei laſſen, flattern wie ein Flügelpaar hinter ihren Schultern; was aber vor Allem den Sohn der albaneſiſchen Phis (Clans) auszeichnet, iſt der Phiſtan, welcher an den Kilt der alten Celten und an die kurze Tunica der römiſchen Soldaten erinnert. Der Phiſtan oder die Fuſtanella beſteht aus 122 ſchräg geſchnittenen Stücken Tuch, welche nach unten, wo ſie unzählige Falten bilden, breit zulaufen. Dieſe ungefähr 2 Fuß lange Tunica, welche mit durchbrochener Seidenſtickerei geſchmückt iſt, ſchmiegt ſich mittels eines Gürtels

um die Hüften; sie giebt der Haltung ein Ansehen von Leichtigkeit und Stärke zugleich, welches jeden Fremden überrascht*). Leider sind — und die Albanesen sollten sich dessen schämen — weiße, reine Phistans eine große Seltenheit: der Krieger thut sich etwas darauf zu Gute, nur einen zu besitzen und ihn, ohne Wechsel, so lange zu tragen, bis er in Stücke fällt; er glaubt, dadurch seine Verachtung gegen Weichlichkeit und Luxus an den Tag zu legen. Die Albanesen scheeren sich, gleich den Türken, das Haupt; nur mit dem Unterschiede, daß sie auf dem Hinterkopfe einen langen Büschel Haare stehen lassen, der nie abgekürzt wird. Ihre Kopfbedeckung ist der rothe Fez; der Turban, sowie das Recht einen Bart zu tragen, kommt allein den Ulemas zu, die übrigen Albanesen lassen nur ihren Schnurrbart wachsen. Der Kopfputz der Frauen unterscheidet sich von dem der Männer nur dadurch, daß er mit Münzen und über und über mit Tressen verziert ist. Die Fußbekleidung der Krieger — eine Nachbildung des alten Kothurns — besteht in einer Art Tuchgamaschen, welche mit Spangen und Seidenschnüren besetzt sind; sie gehen vom Knie herab bis auf den Fuß, welcher bald in einem rothen Saffianschuhe, bald auf einem Stücke ungegerbten Leders ruht, das, wie eine Sandale, mit Schnüren an das Bein befestigt wird. Der Albanese macht sein Bett auf bloßer Erde; er breitet eine Matte von Palmblättern oder einen kostbaren, in einer der Städte Asiens erbeuteten Teppich aus, benutzt seinen Abas — einen Mantel von Ziegenhaaren oder von bloßem Schaffelle — als Kopfkissen und schläft darauf in seiner vollen Kleidung. Ebenso wenig wählig, wie im Betreff ihrer Schlafstelle, sind sie hinsichtlich ihrer Nahrung. Auf Reisen halten sie nur eine Mahlzeit; zu Hause genügt ihnen eine Suppe von Reis oder Maismehl mit Milch angemacht. Nur an Feiertagen kommt der Yahni, — ein Ragout von gekochtem Fleisch mit trockenen Erbsen — der türkische Pilaw und der Kotsche auf die Tafel. Unter letzterem versteht man eine gebratene Ziege oder ein Schaf, welches vollständig und

*) Ein schöner Phistan kostet, obgleich er außerordentlich weit ist, nicht mehr als 15 Franken. Es ist dem Reisenden sehr zu rathen, sich in Albanien dieser Kleidung zu bedienen.

unzertheilt den im Kreise herumsitzenden Buren aufgetragen wird, die es mit ihren Dolchen zerschneiden und, ohne daß sie Gabeln dazu bedürfen, rasch aufzehren. Wie bei den Bosniaken, machen Honigstücken, mit Rahm übergossen, den Beschluß des Mahles. Ungeachtet ihres rohen Ansehens, haben diese Festmahle doch etwas Erhabenes. Der Europäer staunt über diese ungezwungene Fröhlichkeit, die doch immer in gewisse Formen des Anstandes gekleidet ist; er bewundert die Reihen von Dienern, welche, die Hände über die Brust gekreuzt, dastehen, die goldgestickten Servietten, welche von Gast zu Gast auseinandergewickelt werden, die großen mit Steinen gezierten Krystallbecher, welche bei den Toasten die Runde machen, die vergoldeten Kannen mit warmem Wasser, welche die Weiber nach der Mahlzeit über Haupt und Hände ihrer Gäste ausschütten, endlich die pantomimischen Tänze, die vor der Gesellschaft aufgeführt werden: Alles gemahnt den Reisenden an die Sitten des Alterthums, Alles vereinigt sich, ihn zu entzücken. Indessen wird seine Freude bald durch ein Gefühl schmerzlichen Mitleids verdrängt, wenn er sieht, wie der Familienvater mit abergläubischer Andacht die Schulterblätter des Opferthieres auffließt und sie gegen die Sonne hält, um, wie ein Harusper, das Schicksal seines Stammes daraus zu erkunden.

Bei diesen Gastmahlen werden oft Gesänge vorgetragen. Jeder Clan hat seinen Barden — gewöhnlich ein greises Mitglied der Familie; dieser besingt im Kreise der Seinen die Thaten ihrer Vorfahren und die des gegenwärtigen Stammhauptes, — Großthaten, die dem Gebildeten oft genug mit Grausamkeit und schauderhafter Treulosigkeit befleckt erscheinen, in den Augen dieses Volkes jedoch nichts Unehrenhaftes haben. Diese, in Strophen getheilten, Gesänge werden nach einer einfachen Tonweise psalmodirt und in gewissen Zwischenräumen durch gellenden Schrei unterbrochen. Ihr Brokovalas, ein Kriegermarsch, den schon die Gefährten Skanderbeg's beim Beginn der Schlacht sangen und der vielleicht noch aus Pyrrhus Zeiten stammt, macht einen wahrhaft schreckenerregenden Eindruck.

Vermöge ihrer Lebensweise müssen die Albanesen nothwendig stark und unempfindlich gegen rauhe Witterung, wie gegen jeglichen Wechsel der Jahreszeiten werden. Die Krisis, die ihr

Lebensende herbeiführt, ist gewöhnlich die einzige Krankheit, welche sie durchzumachen haben, weßhalb auch die Aerzte von ihnen höchlichst verachtet werden. Das ganze Land besitzt kaum etwa 10 griechische Doctoren, welche auf den Universitäten von Pisa, Wien und Paris gebildet sind. Die Chirurgie ist ganz in den Händen von Hexenmeistern, welche, mittels ihrer Salben und einiger cabbalistischen Gebete, alle Wunden heilen zu können vorgeben. Die Hauptpflanzschule dieser Kaloïatri, oder Feldscherer, ist der Bezirk Zagori im Pindusgebirge; dort haben sich durch Tradition unzählige Heilverfahren erhalten, deren Wirkung in der That zuweilen an's Wunderbare gränzt. Die Kaloïatri vertreiben mittels ihrer Heilkräuter die furchtbarsten Säbelschmarren; sonderbar genug lassen sie während dieser Cur den Patienten nichts als Branntwein trinken, damit, wie sie sagen, das Fleisch lebendig erhalten werde und der Brand nicht dazu komme. Chronische Krankheiten werden weniger gut behandelt: oft begnügt man sich damit, solche Kranke in die Dorfkirche zu bringen, wo der Pope Gebete über sie spricht, ist aber ihr Zustand zu bedenklich, als daß man sie dahin schaffen könnte, so werden nur ihre Kleider an die geweihte Stätte gebracht. Oft nehmen selbst die Muselmänner zu diesen frommen Heilversuchen ihre Zuflucht. Die Weiber lassen sich durch ihre Schwangerschaft nicht in ihren gewohnten Geschäften stören, ja sie kommen zuweilen während ihrer Feldarbeit nieder; dann stecken sie das Neugeborene in ihren Brustlatz und eilen heim in's Bette, nicht sowohl wegen Unpäßlichkeit, als weil es Sitte ist, daß die Wöchnerin einige Tage lang sich nicht sehen lassen darf. Sieben Nächte hindurch machen die Nachbarn vor ihrer Wohnung Lärm, um sie und ihr Kind am Einschlafen zu verhindern, indem sie fürchten, die bösen Geister könnten ihnen während des Schlafes etwas anthun. Wahnsinnige und Besessene werden nur von Mönchen behandelt, welche sie in Fesseln legen und so lange geißeln, bis sie die Namen aller Teufel, die in sie gefahren sind, ausgesagt haben; diese Namen werden dann nebst Bannflüchen auf Papierschnitzel geschrieben und so den Flammen preisgegeben.

Unübersehbar ist der tausendfältige Aberglaube der Albanesen. Der Priester spricht feierlich den Fluch über das Un-

gezieſer des Feldes aus, beſchwört den Hagel, vertreibt Stürme. Oft findet man längs der Straßen Bäume, in deren Aſtwinkeln Steine liegen; es ſind dieß Votivſteine, welche der gemeine Mann deßhalb darbringt, damit die Geiſter des Waldes durch dieſe Gabe bewogen werden ſollen, ihn von der Müdigkeit zu befreien. Auch ſieht man häufig auf Brunnen eine Niſche, die für eine Statue beſtimmt zu ſein ſcheint; dort legt Der, welcher ſich an der Quelle geletzt hat, eine Blume, einen Stein, einen grünen Zweig, oder einige Barthaare nieder, als Huldigungsgabe für den guten Genius (Kalodaimon) der Einöde. Ganz beſondere Scheu hat der Albaneſe vor dem böſen Blick. Sobald er glaubt, von einem ſolchen verwünſchten Blick getroffen zu ſein, faßt er ſogleich Eiſen an und feuert eine Piſtole ab, denn ſonſt, meint er, würde er ſich unfehlbar unterwegs verirren, am Rande eines Abgrundes ſtraucheln und in die Schluchten hinabfallen, wo die Vrokolaks — Vampyre und Blutſauger — hauſen. Der Vrokolak — ganz verſchieden von den ſerbiſchen Wukodlaks, worunter man nur todte Menſchen oder auch lebende, in welche nur zeitweilig ein wandelnder mörderiſcher Dämon gefahren iſt, verſteht — iſt ein unvergänglicher Geiſt; er kommt zuweilen aus der Erde hervor, in Geſtalt einer ſchwarzen Schlange, um die Menſchen, welche auf dem Raſen ihre Nachmittagsruhe halten, zu ſtechen; ein Schwur bei dieſer Schlange gilt für den größten Fluch. Wenn der Albaneſe eine längere Reiſe antritt, näht ihm ſein Weib in ſeine Kleider einige Stücken von ihren eigenen Gewändern, ſo wie ſie ihrerſeits das, was ihrem Gatten am theuerſten iſt, bei ſich behält; dieſe Gegenſtände hat ſie immer unter Augen, um daraus eine Vorbedeutung zu entnehmen. Bellt des Nachts, ohne beſondere Veranlaſſung, ein Hund, ſo iſt ſie in bangſter Sorge, denn ſie glaubt, daß er die Wehklagen ſeines Herrn erwiedere, der eben in der Sandwüſte von Tunis oder Palmyra gefangen genommen, oder vielleicht gar ermordet werde. Dieſer ganze Aberglauben läßt ſich weit beſſer aus der eigenen Rohheit der Albaneſen als durch ihre orientaliſche Erziehung erklären. An ihren Sitten und Gebräuchen dürfte man wohl weniger den Einfluß des Orients als den des europäiſchen Alterthums wahrnehmen. Nichts iſt z. B. dem frommen Sinne

des Morgenländers widriger als die Jagd, und doch ist diese Lieblingsbeschäftigung des germanischen Herrenstandes zugleich auch das Hauptvergnügen des Albanesen. Die Heimath der Mirditen ist das einzige türkische Land von dermaßen unorientalischen Sitten, daß man dort — wie in den Tagen Ali-Paschas der Fall war — ungescheut Thiergefechten zusieht.

Dieses Volk kennt nur das Hirtenleben, ein Handwerk zu betreiben, scheint ihm verächtlich. Die jungen Burschen streifen mit ihren Heerden in den Bergen umher, während die Begs oder Stammhäuptlinge in Palanken wohnen. Die Bewohner von Oberalbanien treiben indessen doch Weinbau, und die von Epirus Olivenbau; auch schlagen sie Eichen in ihren Wäldern und bringen sie an die Küste, wo sie von den österreichischen und englischen Schiffsmäklern aufgekauft werden. Die hellenisirten Albanesen in den Städten, wie z. B. in Janina, widmen sich dagegen ausschließlich den Gewerben; es sind dieß die Künstler der europäischen Türkei: sie ziehen in allen Provinzen umher, und oft sieht man diese wandernden Zunftgenossen — gleich jenen lahmen Betschwestern Homer's, welche der Spur des Unheils nachgehen — die Städte wiederaufbauen, die ihre Landsleute, die kriegerischen Hirten, zerstörten.

Jede einigermaßen zahlreiche Familie hat ihr Wappen, und jeder Stamm sein Banner, welches er seinen Söhnen mitgiebt, wenn sie zusammen weit hinaus in den Krieg ziehen. Die Armirung dieser immer nur ungeregelten Rotten besteht in einem kurzen Säbel oder Handschar, dessen Griff wo möglich mit Silber oder Perlmutter verziert ist, in zwei bis drei sehr langen Pistolen mit zugespitzter kupferner Kolbe und einer, gewöhnlich damascirten Flinte. Die beliebtesten Waffen sind der Carabiner, Djeferdane (d. h. Pathengeschenk) genannt, und die lange, 12 Pfund schwere albanesische Flinte, die sogenannte Arnaüka, deren Lauf mittels 30 Ringen aufgeschäftet ist und 300 Schritt weit trägt. Bajonette kennt der Albanese nicht, und seine Pistolen ladet er mit denselben Patronen wie die Flinte. Die Häuptlinge legen zuweilen noch die reiche mittelalterliche Toka an, einen mit Silber- oder Goldplatten belegten und an den Schultern mit einer Art von Flügeln versehenen, bosniakischen Küraß; die Metallplatten die-

ses Prunkküraſſes ſind aber mehrentheils ſo dünn, daß ſie kaum einen Säbelhieb abhalten. Als das beßte Schutzmittel vor Wunden gelten dem Krieger ſeine Amulete, die er ſtets bei ſich trägt und oft auf ſeine Nachkommen vererbt.

Das Kriegsleben iſt des Albaneſen Stolz und Wonne; da ſchöpft er neue Kräfte; unter Tauſenden, die in den Kampf ziehen, findet man kaum dreißig Kranke. Wenn indeſſen ihre Dienſtzeit abläuft, während ſie noch in fremden Landen ſind, ſo dürfte es ſchwer ſein, die ſtolzen Schipetaren bei ihrer Fahne zurückzuhalten. Ihr Nationalſtolz flößt ihnen eine tiefe Verachtung gegen die Türken ein: „Osmenlis einai kalos dia to tschorba," pflegen ſie zu ſagen, d. h.: „Der Osmanli taugt nur für die Schüſſel". In weit höherem Grade noch verachten ſie den Europäer; ſie hegen nur zu ihrem eigenen Volksſtamme Zutrauen oder zu Denjenigen, welche bei ihnen eingebürgert ſind.

Die geſellſchaftliche Verfaſſung der Albaneſen läßt ſich nicht ſtreng unter einen Begriff bringen, denn ſie ſchließt faſt alle Regierungsformen in ſich, ohne daß eine einzelne dabei vorwaltete. In der That iſt das albaneſiſche Volk die einzige menſchliche Geſellſchaft in Europa, welche jetzt noch ein Leben führt wie unſere Väter in den Zeiten der mittelalterlichen Geſetzloſigkeit und der Fahrten der Normannen. Da die Civilgewalt nur auf dem Rechte des Schwertes beruht, ſo erhält jeder Kriegshäuptling in Friedenszeiten obrigkeitliches Anſehen und erſcheint, ſo jung er auch ſein mag, wie ein Patriarch des Alterthums, als ein geheiligtes Weſen. Willig folgen ihm die Glieder ſeines Stammes in die Kirche wie in's Feld; dafür muß er aber auch ſie wie ſeine eigenen Kinder betrachten. Jeder albaneſiſche Phis oder Clan hat ein Hauptdorf, Phar oder Djeta genannt, welches erſtere Wort aus dem Griechiſchen, das letztere aus dem Slawiſchen ſtammt und ſoviel als Familienherd bedeutet. Ueberall, wo dieſes Volk in unmittelbare Berührung mit den Europäern gekommen iſt, wie auf den ehemaligen venetianiſchen Inſeln und im Königreich Neapel, wo noch viele albaneſiſche Colonieen vorhanden ſind, haben die Phare allmählig einen feudalen Zuſchnitt angenommen, allein im inneren Albanien haben ſie ihren, allen jenen Völkerſchaften eigenthümlichen, demokratiſchen Charakter beibehalten.

Vermöge ihres allzu abschließenden Familiengeistes, haben die Albanesen sich in eine Menge kleiner Hausstände oder Phare so zu sagen abgepfercht. Jedes dieser Häuflein hält sich hinter den Zinnen seiner Kula (eines festen Thurmes) für sicher und glaubt aus übertriebener Familieneitelkeit, den benachbarten Pharen trotzen und ihnen Genugthuung verweigern zu dürfen, wenn eins seiner Mitglieder denselben Unrecht zugefügt. So führt das Uebermaß von Freiheit und Macht der Familien nothwendig das Recht der Selbsthülfe herbei, und zieht ein einziger Mord oft hundert andere nach sich. Diese Familienfehden werden Tschetas genannt, ein tartarisches Wort, welches noch heutiges Tages von den Turkomannen in Anatolien zur Bezeichnung des Ueberfalles einer Karawane gebraucht wird. Ein bei der Tscheta gelegter Hinterhalt heißt Tschack. Nach dem, was gegenwärtig in Algier zwischen den mit den Franzosen befreundeten und den ihnen feindlichen Stämmen vorgeht, kann man sich ein Bild entwerfen von den Razzias in Albanien, der Herzegowina und Montenegro. Die kriegführenden Phare rauben einander ihre Heerden, zerstören ihre Häuser, entwurzeln ihre Fruchtbäume; nur die Kirchen und die Weiber werden verschont. Inmitten der wüthendsten Tschetas bleibt das Weib geheiligt und kann unangefochten sich von einem Orte zum anderen begeben.

Wenn zwei Albanesen von verschiedenen Clans einander begegnen, so fragen sie einander: „kum phis?“, d. h. „weß Stammes?“ und legen dabei die Hand an die Pistole, denn Jeder argwöhnt, der Andere könne einem Stamme angehören, der dem seinigen einen Kopf schuldig ist. Die ganze sociale Sittenlehre dieser Völker beruht auf dem schauderhaften Grundsatz: „Wer sich nicht rächt, heiligt sich nicht“, d. h. der wird verdammt werden, weil er durch seine Feigheit Andere zur Gewaltthätigkeit angespornt hat. Der nächste Verwandte des Ermordeten hat die Verpflichtung, denselben zu rächen, ja wenn einer von zwei Brüdern seinen Vater ermordet, so muß der andere seinen leiblichen Bruder den väterlichen Manen opfern; thut er es nicht, so vererbt sich die Verpflichtung zur Rache auf seinen Sohn und so weiter fort bis auf den letzten Sprößling des Stammes. Auf dem Todtenbette zählt der Greis die Köpfe

zusammen, die seinem Clan abgeschlagen worden, und macht es seinen Söhnen zur heiligen Pflicht, dieselben zu rächen. Oft sieht man, wenn bedeutendere Phare einander befehden, ein Kampfgetümmel von Hunderten von Menschen. Außerdem giebt es auch Nationalfehden mit den benachbarten Landschaften Bosnien, Macedonien und Montenegro. Eine solche Tscheta besteht aus mindestens 3000 Kriegern, welche, in drei Haufen vertheilt, an hellem Tage keck eine feindliche Feste bestürmen. Haben die Einwohner nicht in einer Schlucht außerhalb ihres Ortes dem herannahenden Feinde auflauern und ihn niederschießen können, so verschanzen sie sich daheim und warten die Ankunft ihrer Verbündeten ab. Von den Küstenbewohnern werden die Tschetas oft zur See unternommen, so z. B. von den Albanesen am Busen von Volo, welche den thessalischen Griechen solche Furcht einflößen, und von denen am acrocerauniſchen Vorgebirge. Ihre Tartanen (italienische Segelschiffe), welche ihre unheilvolle Bestimmung unter den sanften Namen „Hindin," „Ricke," „Taube," verbergen, durchstreichen mit fabelhafter Geschwindigkeit die Wellen und entziehen die furchtbarsten Piraten des Mittelmeeres jedweder Verfolgung. Andere Tschetas haben nur zum Zwecke, an den Gränzen zu plündern: diese werden mit dem traurigen Namen kurbeta (Frohndienst) bezeichnet; denn man bedauert Diejenigen, welche daran Theil nehmen, gleichwie etwa im Kirchenstaate das Volk die poveri brigandi bemitleidet.

Uebrigens sind die Tschetas, gleichwie die mittelalterlichen Fehden, durch mancherlei Ehrengesetze eingeschränkt: so darf z. B. während der Weinlese, der Saatzeit und überhaupt in gewissen landwirthschaftlichen Epochen Niemand den Anderen auf freiem Felde überfallen; nur im Dorfe mögen sie aufeinander schießen; ruft aber dann der Unterliegende „Nu vras!" (tödte nicht!), so muß der Gegner augenblicklich seiner Wuth Einhalt thun. Geräth ein Reisender in ein solches Kampfgetümmel, so wird das Feuer so lange eingestellt, bis er in Sicherheit gebracht ist. Sobald ein äußerer Feind sich regt, hören diese inneren Fehden von selbst auf; in dem Falle endlich, daß ein schon geschwächter Phar von seinem Gegner mit gänzlicher Vernichtung bedroht wäre, treten die benachbarten Phare zusammen und zwingen den Sieger zum Frieden.

Die Verträge zwischen den Pharen werden durch Pliaks (Greise) vermittelt: diese versammeln sich gewöhnlich zu 12 bis 24 an der Zahl, lassen sich im Kreise auf einem Hügel nieder und bilden einen sogenannten krveno kolo (die Blutrunde) unter Vorsitz eines Priesters des Stammes, welcher die Rache übt. Darauf erscheinen unter dem Geläute der Dorfglocken die Weiber in ihrem schönsten Schmucke, und es werden vor der mit Fahnen geschmückten Kirche feierlich Gebete gesprochen. Zwölf Mütter vom Stamme der Beleidiger werfen sich, ihre Säuglinge im Arm, wehklagend den Beleidigten zu Füßen, während die Richter im Kolo die krvina (den Blutpreis) festsetzen. Alle Wunden, alle Todten werden genau aufgezählt und zu Gelde angeschlagen, ein Gebrauch, welcher an die Bußgelder in den alt-germanischen und fränkischen Gesetzbüchern und an die ältesten russischen Gesetze — die sogenannten prawda russkaja — erinnert. Endlich muß der Beleidiger, mit der Mordwaffe um den Hals, hervortreten und auf den Knieen zu dem Priester hinrutschen; dieser nimmt die Waffe ab und schleudert sie fort, worauf die Verwandten des angegriffenen Theils dieselbe aufnehmen und zerbrechen. Das Familienhaupt stampft, schluchzt, blickt gen Himmel und spricht dann, zu dem Beleidiger gewendet, der flehend seine Kniee umfaßt: „Meine Seele ist noch nicht zur Vergebung geneigt." Endlich hebt er unter Thränen seinen Gegner auf, drückt ihn an seine Brust und stürzt sich mit ihm dem versöhnenden Priester in die Arme Beide Phare beschwören nun einen ewigen Frieden und werden um so innigere Freunde, da — wie sie sich ausdrücken — „ihr Blut sich vermischt hat." Der beleidigte Theil wird zu dem nächsten Kinde, welches in dem Phar seines Gegners zur Welt kommt, zu Gevatter gebeten; dann richtet dieser letztere ein glänzendes Gastmahl aus, bei welchem unter Musik und Tanz. ganze Schafe, ja zuweilen sogar ganze Ochsen aufgetragen werden. Ehe die Gesellschaft auseinander geht, zahlt der Beleidiger seinem Gegner einen Theil und oft auch den Gesammtbetrag des Bußgeldes aus.

Bei einem solchen Socialzustande ist begreiflicher Weise keine geregelte Regierung möglich, weßhalb auch die Pforte schon seit längerer Zeit dem albanesischen Stammleben auf alle

Weiſe entgegenzuarbeiten ſucht. Vor allen werden die lehnsmäßig organiſirten Stämme, welche erbliche Häupter oder Begs haben, mit Strang und Schwert verfolgt, und ſchon ſind dieſe Begliks faſt ſämmtlich aufgehoben, nur einige unbedeutendere, wie die von Kaſtoria, Antivari u. e. a. beſtehen noch; — dafür aber leben Tauſende von abgeſetzten Begs mit ihrem Gefolge im Gebirge, und wenn ſchon ihnen nichts übrig bleibt, als Schafe zu hüten, ſo hören ſie doch darum nicht auf, ſich als unumſchränkte Herren zu betrachten. Sobald es einem von ihnen gelungen iſt, eine hinlänglich zahlreiche Schaar zu ſammeln, ſo ſtellt er am Eingange ſeiner durch Felsſchluchten geſchützten Weideplätze Wachen aus und erklärt ſich von Neuem für unabhängig. Von nun an wird ſein Clan als Freiſtätte betrachtet, wo Jeder, der ſeinem Herrn entflohen, eine Zuflucht ſucht, als Bruder bewillkommnet wird; der neue Uskoke erhält eine Hütte, eine Heerde und hat, als vorgeſchobener Poſten, Wachdienſt zu thun. Werden dieſe kleinen Clans von dem kaiſerlichen Nizam auseinandergeſprengt, ſo gehen diejenigen Krieger, welche fortfahren wollen, als Albaneſen — d. h. als weiße oder freie Männer zu leben, zu den emancipirten „Schwarzen" über, nämlich nach Montenegro, welches Jedem, ſei er Muſelmann oder Chriſt, ein ſicheres Obdach gewährt.

So iſt das innere Leben der Albaneſen beſchaffen; nur Diejenigen, welche helleniſche Sitten angenommen haben, ſtehen auf einer über dem Clanweſen erhabenen Bildungsſtufe. Sie allein haben einen Begriff von einem Gemeinweſen, welches die Vorſchule bildet zu den Ideeen vom Vaterland; indeſſen zeigen ſich an dieſem Gemeinweſen doch noch manche Spuren vom Patriarchenthum: ſo wird zwar ihre Miliz — die ſogenannten Armatolen — von Hauptleuten befehligt, welche von der Geſammtheit gewählt werden, allein der Biſchof vertritt bei ihnen die Stelle des Familienhauptes und waltet faſt als unumſchränkter Herrſcher, was auch ſein Titel „Despot" anzeigt. So iſt die Freiſtätte der Gemeinde nicht, wie die der Clans, eine Schafhürde, ſondern ein Tempel.

Gleichwie ehedem die griechiſchen Stämme ſich in vier Volkshaufen mit vier verſchiedenen Mundarten, der äoliſchen, joniſchen, attiſchen und doriſchen, theilten, ſo ſondern ſich die Stämme

der Schipetaren in vier Hauptgruppen, welche den vier albanesischen Landschaften ihre Namen gegeben haben. Schon bei Arrian, Plinius und Strabo finden sich diese vier Völkerhaufen als scythische Stämme, welche aus dem Kaukasus hervorgekommen, erwähnt unter den Namen Gogen oder Mardaïten, Lesghier oder Toxiden, Japygen und Chamis. Aus diesen vier Ur-Völkerschaften sind entsprossen die heutigen Ghegen, die Tosken, Ljapiden und Schamiden. Jener erstere Volksstamm spaltet sich in zwei Aeste, von denen der eine sich zur sunitisch-muselmännischen, der andere zur römisch-katholischen Religion bekennt. Die christlichen Ghegen führen noch den besonderen Namen Mirditen, und es ist dieß der lebensvollste, jugendlichste Theil des albanesischen Volkes.

Die Ghegen haben das ganze rothe und nördliche Albanien inne, welches sich von Skadar (Skutari) bis nach Prisren und von Elbassan bis an die Quellen der Bojana erstreckt. Die mohammedanischen Ghegen sind rings um das Gebiet des Wessiers von Skadar gelagert, an der Bojana und längs der Küste bis Antivari. Sie haben Dulcigno, Croja, Alessio, Tirana, Durazzo besetzt und breiten sich von da in das Innere aus, bis Skumbi und zum See von Ohrida. Da die muselmännischen Ghegen friedlicher und umgänglicher sind als die übrigen Albanesen, so wird ihnen von den Türken der Ehrentitel Osmanlis beigelegt. Im Kriege greifen sie den Feind mit furchtbarer Heftigkeit an, kämpfen meist zu Pferde, während die übrigen Albanesen nur als Fußtruppen und Plänkler sich hervorthun, sind geübt, in geschlossenen Gliedern zu marschiren, und wissen ihre langen Lanzen trefflich zu handhaben. Ungeachtet dieser ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften, stehen die muselmännischen Ghegen unter ungleich härterem Drucke als ihre Bruderstämme. Auf den Namen Mirditen machen sie keinen Anspruch. Ganz anders ist es mit den Gebirgs-Ghegen oder Malisoris, welche zum größten Theile Christen und weit freiheitsliebender sind; hinter ihren Felsen könnten sie jedem Unterdrücker trotzen, wenn sie nicht unglücklicher Weise mit Muselmännern untermischt wären. Diejenigen Phare, welche die Berghöhen bis gen Jakowa und Prisren inne haben, sind die tödtlichsten Feinde des serbischen Volksstammes, und ihre

größte Wonne iſt es, Serbien mit Krieg zu überziehen. Deſſenungeachtet haben dieſe Phare eben ſo ganz und gar die Sitten der Serben angenommen, daß ſie ſich von denſelben nur durch ihre weiße Fuſtanella unterſcheiden, welche äußerſt maleriſch gegen ihre Chlamys oder Kepe abſticht. Dieſe letztere, eine Art Reiſemantel, iſt mit einer ſpitzen Kapuze verſehen, welche dazu dient, den Regen abzuhalten. Nur die Chriſten tragen eine ſolche ſchwarzwollene, kurze, pelerinenförmige Kepe, welche dieſen Bergbewohnern einige Aehnlichkeit mit den Kreuzrittern giebt. Ihre Flokota (ein ärmelloſes Unterkleid, deſſen ſie ſich bei der Feldarbeit bedienen) iſt ganz der Gunjatz der montenegriniſchen Slawen. Die, nach dem Zeugniß alter Gemälde, ſchon von Skanderbeg's Kriegern getragene rothe Mütze, mit ihrer zu beiden Seiten aufwärts gebogenen Ausſchweifung, welche zum Aufbewahren von Geld und Patronen dient, haben ebenfalls die maliſoriſchen Ghegen mit den Montenegrinern gemein. Die Weiber dieſer Stämme könnte man leicht für wirkliche Slawinnen halten: ihr Haupthaar, bald wie in Bosnien, in drei Zöpfe getheilt und mit Blumengewinden und Piaſtern geſchmückt, bald wie bei den Donaubewohnerinnen mittels langer Nadeln mit eirunden Kuppen aufgeſteckt; ihre Halsbänder von Glasperlen, ihre metallenen Armſpangen und Gürtel, ihre mit ſeidenen Troddeln gezierten Hemden, Alles erinnert an die nette Tracht der Töchter des Balkan. Vielleicht dürfte man an ihrem Anzuge noch mehr Phantaſtiſches finden als an dem der Slawinnen. Ein Jahrmarkt zu Skadar gleicht einer Maskerade, ſo buntſcheckig ſind die Trachten der Weiber; einer der auffallendſten Anzüge, wie er bei einigen Pharen üblich iſt, beſteht darin, daß die Schönen rings um ihren Leib vier Schürzen knüpfen und dieſelben beim Gehen im Winde flattern laſſen.

Der angeſehenſte unter den maliſoriſchen Pharen iſt der der Klementi, ein römiſch-katholiſches Hirtenvölklein, welches die dreifache Quelle des Zem und die Flecken Niktotzi, Skotzi und Wukoli in Beſitz hat. Der katholiſche Biſchof der Klementis wohnt in Saba oder Sarda, dem alten Ardes, deſſen Ruinen noch zu ſehen ſind. Von dieſem Stamme ſcheint die erlauchte Fürſtenfamilie Albani entſproſſen zu ſein, welche, im 16. Jahrhunderte nach Rom geflüchtet, dem päpſtlichen Hofe

ſo viele Cardinäle, der Welt den Papſt Clemens XI. und den Künſten die durch Winkelmann verewigte wundervolle Villa Albani lieferte, deren antike Meiſterwerke, nunmehr zerſtreut, die vorzüglichſten Muſeeen Europas zieren. Der mächtige Phar der Klementi war auf Anregung Venedigs von lateiniſchen Miſſionären gegründet werden, welche die Uskoken und Abenteurer dieſer Gebirgsgegend um ihr heiliges Banner verſammelten. Im Jahre 1740 erlitt der Stamm einen harten Schlag durch die Auswanderung mehrer Tauſende ſeiner Glieder, welche dem ſerbiſchen Patriarchen Arſenius Joannowitſch in das ungariſche Syrmien folgten. Dieſe Auswandrer erbauten ohnweit Mitrowitza die großen Ortſchaften Nikinze und Hertkowze, in welchen ſie, mitten unter den ihnen befreundeten Serben, ihre Sitten und Gebräuche unverſehrt erhalten haben. Weniger klug haben ſich dagegen die Klementis in Albanien benommen, indem ſie, auf Anreizung fanatiſcher italieniſcher Miſſionäre, lange Zeit im Bunde mit den Türken gegen die Schismatiker von Montenegro blutige Kriege führten, deren Folgen ſie jetzt zu büßen haben.

Nicht minder unabhängig und wohl mächtiger noch als die Klementis ſind diejenigen katholiſchen Ghegen, welche die vorzugsweiſe ſogenannte weite Fläche „Mirdita“ bewohnen; in ganz Albanien ſind ſie wegen ihrer Redlichkeit und Tapferkeit, ſo wie wegen ihrer großen weittragenden Gewehre berühmt. Die Mirditen haben unter allen ihren Landsleuten ihre angeſtammten Sitten noch am reinſten erhalten, ja die Meiſten unter ihnen kennen noch nicht einmal den Gebrauch des Hemdes. In allen ihren Handlungen ſpricht ſich ihre Sitteneinfalt aus: ſie ſind keiner Verſtellung fähig, ſondern legen ihren Haß wie ihre Freundſchaft offen an den Tag, ſind in ihrem gewöhnlichen Umgang äußerſt ſanft, oft aber auch finſter und ſchweigſam; ihre Rache iſt unverſöhnlich, dagegen aber ſind ſie im Uebrigen ſo mildthätig, daß eine verarmte mirditiſche Familie jederzeit bei ihren Nachbarn Unterſtützung findet. Der franzöſiſche Renegat Ibrahim-Effendi verſichert, daß er oft Gelegenheit gehabt habe, die Moralität und Menſchenfreundlichkeit der mirditiſchen Truppen im Heere Ali-Paſchas zu bewundern; dem Philhellenen Urquhart dagegen erſchienen ſie im Jahre 1832 als die Dümm-

ſien und Plumpſten unter allen Albaneſen, unſtreitig jedoch nur darum, weil ſie am wenigſten griechiſche Bildung angenommen haben. Da ſie vorzugsweiſe ſich dem Landbau widmen, ſo greifen ſie nur ungern zu den Waffen; Gewerbe und Handel liegen bei ihnen ganz darnieder, gleichwohl unterhalten ſie, um ihren Landesproducten Abſatz zu verſchaffen, einige Agenten auf den Märkten von Trieſt, Venedig und Livorno. Dieſe Handlungsreiſenden bringen bei ihrer Rückkehr zu den Ufern des Drin ihren Landsleuten einige — und zwar iſt dieß die einzige — Kenntniß über Europa mit. Die Weiber der Mirditen ſind ſo wenig verweichlicht, daß ſie, ſobald es Noth thut, ſelbſt zu den Waffen greifen und den Tod nicht ſcheuen; von ihrem ſechszehnten Jahre an gehen ſie mit Piſtolen im Gürtel und in Begleitung fürchterlicher Doggen, den Abkömmlingen jener treuen alt-epiroſiſchen Moloſſerhunde. Wenn ſie ſo ſchlank und ſtolz durch die weiten Wälder ſchreiten, gemahnen ſie an die keuſche Diana und laſſen keinen Zweifel, daß ſie gleich der Göttin des Alterthums einen zudringlichen Aktäon zu züchtigen wiſſen werden.

Die Süd-Mirditen ſowohl als die Nord-Mirditen bekennen ſich zum römiſchen Cultus, welchem jedoch griechiſche Gebräuche beigemiſcht ſind; ihre Geiſtlichkeit iſt dermaßen unwiſſend, daß viele Prieſter nicht einmal leſen können, weßhalb denn auch die vom Papſte, oder vielmehr von Oeſterreich ausgeſandten Franziskaner über dieſe Hauspfaffen und verbauerten Pfarrer, welche von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, eine unbedingte Herrſchaft ausüben. Die Zahl der in drei Phare vertheilten Süd-Mirditen beläuft ſich auf 70,000 Seelen, worunter 12,000 ſtreitbare Männer. Aus ihrem Stamme entſproßte zu Ak-Seraï der furchtbare Georg Kaſtriota, genannt Skanderbeg, den ſie immer noch unter dem Namen des „Drachen von Albanien" beſingen. Seit 1595, um welche Zeit der Sohn jenes Helden nach Italien auswanderte, iſt der mittägliche Theil des Landes von dem Biſchofe, oder vielmehr infulirten Abte, von Droſch in Gemeinſchaft mit der Kriegerdynaſtie Doda beherrſcht werden. Der älteſte dieſer Familie, welcher zu Droſch ſeinen Sitz hat, wird gemeiniglich von allen Süd-Mirditen als Oberhaupt anerkannt; auf dieſe Weiſe concentriren dieſelben ihre Macht und gelangen dadurch zu achtunggebietendem An-

sehen. Die Nord-Mirditen sind, obgleich an Zahl stärker, doch weniger mächtig, weil sie weniger zusammenhalten und unter mehren wählbaren Oberhäuptern stehen. Südlich von dem Ghegen-Stamme oder den Roth-Albanesen, wohnt der Stamm der Tosken, welche lange Zeit die einzigen Albanen (Weißen) waren. Sie haben das Gebiet der Partheni (Ur-Albanesen) inne, einen unfruchtbaren Kalkboden, der kaum hinlänglich Futter für das Vieh liefert, welches die toskischen Hirten, bei ihrem gänzlichen Mangel an Ackerbau, an ihre Nachbarn gegen Getreide vertauschen müssen. Uebrigens zeichnet sich der Toske vor dem trübsinnigen untersetzten Ghegen durch seinen schlanken Wuchs, seine Zierlichkeit und seinen lebhaften Geist aus, dabei aber hat er in seiner ganzen Erscheinung, mehr als alle anderen Albanesen, etwas Großsprecherisches. Seine Augen leuchten von Schlauheit, aber ihre schiefe Richtung verräth die Falschheit, welche die Grundlage seines Charakters bildet. In der That gelten auch die Tosken mit Recht für die Treulosesten unter den Albanesen.

Die christlichen Phare dieses Stammes bekennen sich zur griechischen, die muselmännischen aber zur schiitischen Religionspartei (der Secte des Ali), und es stehen diese letzteren in schroffen Gegensätzen zu den Türken, welche als Suniten die Anhänger Ali's verabscheuen. Die Christen haben Musasche, Tomoritza, Argenik und andere unbedeutende Orte inne, die Hauptstädte aber gehören den Muselmännern. Ein Hauptzweig derselben, welcher sich nach Norden hinzieht, führt vorzugsweise vor den übrigen Albanesen den Namen Arnauten. Diese mit bulgarischen Uskoken vermischten Halb-Albanesen hausen in dem Gebirge zwischen Pristina und Kalkandelen und verheeren oft Macedonien; ehedem bildeten sie den Kern der algierischen Miethstruppen und mehr als einmal haben ihre Häuptlinge den Dey entthront. Dieß sind die Tosken, deren vollendetstes Musterbild wir in dem berüchtigten Ali von Janina erblicken.

Der dritte Stamm, der der Ljapis, Lapen oder Japiden, sticht gegen die übrigen durch seine körperliche und geistige Häßlichkeit ab. Dieses verkrüppelte Volk hat die acrocerauniſchen Felsen längs dem adriatischen Meere zwischen dem

Gebiete der Schamis und der Tosken inne. Die Ljapis stehen, nach der Aussage Ibrahim-Effendi's, noch auf einer so niederen Culturstufe, daß unter ihnen kein Ulema, kein Derwisch, ja nicht ein Geschöpf, welches lesen könnte, anzutreffen ist. Bis auf den heutigen Tag hat man noch nicht verhindern können, daß sie durch trügerische Nachtfeuer die europäischen Schiffer zwischen die Klippen locken und dann die Scheiternden ausplündern. Sie haben einen unwiderstehlichen Hang zum Raube, der ihr gewöhnlicher Broderwerb ist. In ganz Albanien streifen sie umher und stehlen auf höchst geschickte Weise bei Nacht Schafe, indem sie die Wächterhunde mit Opiumkuchen einschläfern und dem Schafe, damit es nicht blöken kann, mit den Zähnen die Luftröhre durchbeißen. Die Ljapis scheinen von den alten rohen Chaonen herzustammen, welche sich, nach dem Zeugniß der griechischen Dichter, von Eicheln nährten. Indessen ist doch zu bemerken, daß die süße Eichel, welche noch heutzutage von den Bewohnern Ljapuriens, mit Milch angemacht, verzehrt wird, eben kein schlechterer Nahrungsstoff ist als die Kastanie, aus welcher mehre albanesische Stämme und auch die Corsen ihr Brod bereiten. Die Ljapis an der Küste leben auch von Fischfang; sie schwimmen wie die Fische, und ihre Weiber selbst bringen die Hälfte ihres Lebens im Wasser zu; bei diesen deutet schon ihre schwarze öhlige Haut, ihr schlaffer Busen, ihr unförmiger Unterleib auf eine durchaus thierische Lebensweise hin. Die albanesische Wildheit wird bei diesem Stamme durch seine außerordentliche Stumpfsinnigkeit gedämpft, welche um so greller seine Sittenlosigkeit hervortreten läßt. Die Ljapis scheinen keinen Begriff von der Heiligkeit der Ehe zu haben: bei ihnen heirathen Muselmänner Christinnen, ohne daß sie dieselben zu bekehren suchten, denn sie kennen selbst nicht einmal die gewöhnlichsten Gebete des Koran. Die übrigen Albanesen haben vor den Ljapis einen solchen Abscheu, daß ihr Name selbst als Schimpfname gilt; sie scheinen Abkömmlinge von „Schwarzen", d. h. von entlaufenen Sclaven der „Weißen", zu sein.

Der vierte Stamm, der der Schamis oder Schamiden, scheint sich durch allmählige Niederlassungen von Schipetaren unter den Hellenen gebildet zu haben und ursprünglich zum Vermittler zwischen den Griechen und Alt-Albanesen bestimmt gewe-

sen zu sein. Sein von dem griechischen Bezirke Janina und der, gleichfalls griechischen, Küste zwischen Arta und den suliotischen Pässen eingeschlossenes Gebiet besteht aus einer verworrenen Hügelkette, welche äußerst fruchtbar und leicht zu vertheidigen ist. Die Schamiden sind größtenheils sunitische Mohammedaner. Sie zerspalten sich in den Ast der Massarakier und den der Aïdoniten, der Bewohner der acherontischen Landschaft Aïdonien, oder des weiland Plutonischen Reiches. Ehedem waren die Schamiden der gewerbthätigste, aufgeklärteste und reichste der vier Stämme, denen sie auch in Freiheits- und Vaterlandsliebe nicht nachstanden; leider aber hat europäischer Luxus sich unter ihnen eingeschlichen und ihre angestammten Sitten untergraben; sie sind argwöhnisch, habsüchtig und ungastfreundlich geworden, so daß der Reisende nur mit Mühe in ihren Dörfern ein Obdach findet. Der Schamide ist hierin ganz das Gegentheil von dem Ghegen, der den Fremden mit offenen Armen empfängt, ihn, sobald er Brod und Salz mit ihm genossen, als Wla (Bruder) betrachtet und selbst das Leben für seinen Gast einsetzt.

Dieß sind die verschiedenen Volksstämme der vier albanischen Landschaften. Was die fremden Ansiedler, Bulgaren, Illirier*) und Walachen, betrifft, welche sich unter den Eingeborenen niedergelassen haben, so sind sie von ihnen gesondert geblieben und haben ihre eigene Sprache, Tracht und Sitten beibehalten. Nur die Männer sind in diesen Colonieen der schipetarischen Sprache kundig, die Weiber, die nicht von ihrem Herde wegkommen, brauchen sie nicht zu lernen. So hält jede Völkerschaft fest an ihrem Volksthume, und so zeigt sich in Albanien das Stammleben — die eigentliche Grundlage der morgenländischen Gesellschaft — in einer Vollkommenheit, welche nur noch durch das Kastenwesen Indiens übertroffen wird.

*) Dieser Volksname darf nicht mit dem, was der Europäer gemeiniglich Illyrier nennt, verwechselt werden. Diese letzteren sind ganz verschieden von den Iliriern, welchen Namen sich die katholischen Serben beilegen.

Zweites Kapitel.

Geographische Beschreibung der vier albanesischen Landschaften. — Reiseschilderungen.

Albanien zerfällt in vier Landschaften, welche nach ihren Bewohnern die Namen Ghegarien oder Mirdita, Toskarien oder Musasche, Ljapurien und Schamurien führen. Wie die Stämme, die darin hausen, so sind auch diese Landschaften wesentlich von einander verschieden: während Toskarien alljährlich einen strengen Winter durchmacht, und das von dem Chimäragebirge überragte Ljapurien fast beständig mit finsteren Regen- und Gewitterwolken bedeckt ist, erfreut sich Schamurien in seinen Thälern von Acherusia, seinen Wäldern von Dodona und an seiner Meeresküste eines stets heiteren Himmels und eines ewigen Frühlings. Die Stürme halten dort immer nur einige Stunden an; die Fröste Rumeliens, die Heuschreckenschwärme Macedoniens, der Brand, der in Morea das Getreide vernichtet, das Gewürm, welches die griechischen Weinberge verheert, alle diese Landplagen sind in Schamurien und an der Küste von Epirus unbekannt. Die Sonnenhitze, die man dort für unerträglich halten möchte, wird stets durch frische, sanfte Lüfte gemildert, welche von den Schneegipfeln und von den tausendjährigen Wäldern, mit Wohlgerüchen geschwängert, in die Thäler herniederwehen; die neapolitanischen Landschaften könnten kaum lieblicher sein.

Die Pest, welche zuweilen zu Schiffe von Konstantinopel und Tunis nach Albanien herübergebracht wird, kann in diesem glücklichen Himmelsstriche sich nie einnisten; dagegen wüthet hier, gleichwie in Macedonien, die am Bosporus unbekannte Wasserscheu der Hunde und Wölfe. Die Atmosphäre ist in manchen Sumpfgegenden so sehr mit schädlichen Dünsten geschwängert, daß sie im Sommer gänzlich gemieden werden müssen. Das durch Insecten und faule Pflanzenstoffe verunreinigte Flußwasser ist durchaus ungenießbar, und darum ist Quellwasser jenen Gegenden unentbehrlich. Die, wenn schon häufigen, Erdbeben sind in Albanien nicht so verheerend wie an den grie-

chischen Küsten und auf den Inseln des Archipels; die unterirdischen Feuer, welche das Land erschüttern, machen dasselbe durchaus nicht ungesund; die unzähligen Berghöhlen strömen keine schädlichen Dünste aus, und der furchtbare Acheron selbst, der sich zwischen vulkanischen Thälern und erloschenen Kratern dahinwälzt, bringt nicht mehr dem Menschen den Tod.

Von der Nissawa-Gora an und dem 9500 Fuß hohen Glubotin dachen sich die Gebirge Albaniens fast insgesammt gegen das Meer hin ab; sie werden immer unfruchtbarer und kalkiger und laufen fast durchgängig in schroffe Vorgebirge und senkrechte Felsmauern aus, an welchen die Wogen wüthend branden. Obgleich diese Gebirgszüge an mehren Puncten die Höhe der Pyrenäen erreichen und die der Apenninen durchweg übertreffen, so sind sie doch nicht mit den Alpen zu vergleichen: es entspringen aus ihnen nur kleinere Flüsse, welche sämmtlich von Osten nach Westen oder von Nordosten nach Südwesten strömen. Der größte derselben ist der Dril oder Drin, der aus dem schwarzen und dem weißen Drin entsteht. Ersterer entspringt in den zagoriatischen Gebirgen, bildet nach einem achtstündigen Laufe unterhalb Ohrida den größten See Albaniens und vereinigt sich dann bei Stana mit dem weißen Drin, der von dem in dem serbischen Bezirke Pristina gelegenen Berge Bora — einer Strebemauer des Skardus — herabkommt. Nach ihrer Vereinigung fließen die beiden Drin, unter dem Namen der albanesischen Drina, erst gegen Nordwesten, dann gegen Südwesten, und trennen so die schipetarischen Stämme von den ilirischen. Wie der Drin, welcher an der unzugänglichen Gebirgskette Ora-Laka (Geister-Gebirge) hinläuft, der König der albanesischen Ströme ist, so wohnt auch an seinen Ufern das Königsvolk Albaniens, der edle Stamm der Mirditen. Nächst dem Drin ist hier der bedeutendste Fluß die Bojana, welche aus dem See von Skadar hervorkommt; dann die Wojussa (der Aoos der Alten); dieser, zwischen zwei Felsmauern eingezwängte, Fluß ist der tiefste von allen auf der griechisch-slawischen Halbinsel. Die Flüsse im Süden: der Mati, der Berothino, die Kalamas, die Longowitza, die Pawla, der Acheron oder Glykys, sind bloße Bergströme. Man gelangt über dieselben auf Brücken, deren Wölbung (sogenannte

Ohrgewölbe oder auch Eſelsrücken) zuweilen funfzig Fuß über dem Waſſerſpiegel erhaben iſt. Wenn man dieſe ſchmalen, mit ſpitzen Steinen gepflaſterten, und oft nicht einmal mit einem Geländer verſehenen, Brücken zu Pferde paſſiren muß, kann man ſich des Schauderns nicht erwehren.

In keiner türkiſchen Provinz iſt das Reiſen mit ſolchen Gefahren verknüpft wie in Albanien. Ueberall wittert hier der Fremde, der noch nicht mit dem Leben und Treiben dieſer furchtbaren Stämme vertraut iſt, Unrath; ſelbſt wenn er den Karaüls — den Polizei-Wachthäuſern, deren es ſehr viele im Lande giebt — naht, kann er ſich des Schauderns nicht erwehren. Dieſe Militairpoſten beſtehen bald aus bloßen Kolibas, — Laubhütten — bald aus Kulas, d. h. zweiſtöckigen, viereckigen, ſteinernen Thürmen auf einem Felſenvorſprunge, welcher einen Engpaß beherrſcht. Dort ſitzt der wachhabende Kavaſe mit untergeſchlagenen Beinen auf ſeinem luſtigen Balkone, ſpielt die Tambura und beſingt dazu die Thaten der Klephten, ſeiner Waffenbrüder oder ſeiner erlauchten Ahnen, während aus dem Erdgeſchoſſe der Kula das Klagelied der Räuber, die er gefangen genommen, zu ihm herauftönt und ſich mit ſeinem Geſange vermiſcht. Die Gränzen der freien Bezirke ſind durchweg mit lauernden Haiduken beſetzt, die ſtets bereit ſind, jeden Osmanli zu überfallen, der es wagen ſollte, in dieſen Freiſtätten ſich als Gebieter aufzuwerfen. Selbſt der Reiſende, der bei ihnen vorſpricht, erſcheint ihnen, wenn er nicht griechiſch, oder eine andere chriſtliche Sprache des Orients ſpricht, dermaßen verdächtig, daß ſie ihm weder Nahrung noch Obdach gewähren. Langt er Abends mit Gefolge in einem Dorfe an, ſo quartieren ſich alsbald Weiber und Mädchen aus und bereiten ihre Schlafſtellen auf freiem Felde. In keinem Theile des Morgenlandes findet man ſo ſchlechte Hane (Gaſthäuſer) wie in dieſem Lande. Im Süden ſind dieſelben aus Stein aufgeführt und, wie kleine Feſtungen, mit Zinnen verſehen, in der Mirdita dagegen ſind ſie bloße geräumige Ställe: dort wird Feuer angezündet und gekocht, mitten unter den Pferden, welche oft, wenn ſie von Fliegen geplagt werden, mit einem Hufſchlage den Kochtopf des Reiſenden, und ſomit ſeine Hoffnung auf baldigen Genuß, über den Haufen werfen. Beſſer iſt es, man ſchläft unter einer Pla-

tane, oder ſchlägt in der Wüſte ſein Zelt auf, wenn man nur ſeinen Führer wachen läßt, um vor Schakals ſicher zu ſein.

Neben der geographiſchen Eintheilung Albaniens in vier Landſchaften, müſſen auch noch die beiden großen geiſtigen Abtheilungen hervorgehoben werden, von denen die eine Ghegarien (oder Mirdita) und Ljapurien, die andere Schamurien (oder Epirus) und Toskarien in ſich begreift. Unter den vier Landſchaften zieht unſtreitig Ghegarien oder Mirdita zunächſt die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich.

Dieſer ausgedehnte Landſtrich, welcher für ſich allein faſt das halbe Albanien einnimmt, iſt, zu ſeinem Unglück, nicht von einem einzigen Volksſtamme bewohnt. Zwei Sprachen, die ſchipetariſche und die iliriſche, ſtreiten dort mit einander um die Herrſchaft. Die bulgariſchen Colonieen, deren Sitten von denen der Albaneſen ſo ganz verſchieden ſind, machen eine gleichmäßige Regierungsweiſe unmöglich, und der gegenſeitige Haß der lateiniſchen und griechiſchen Chriſten bringt vollends Alles in Verwirrung. Um von dieſem Wirrwarr einen Begriff zu bekommen, muß man von Saloniki aus die 150 franzöſiſchen Meilen, welche dieſe große Stadt von Skadar (Scutari) ſcheiden, langſam durchmeſſen. Der Wanderer, welcher die Klephten fürchtet, kann ſich an eine Karawane anſchließen und über Avret-Hiſſar, Doïran, Strumdſcha, Iſtib, Kiuprili, Skopia, Kalkandelen, Prisren und Daeſchiani gehen, oder auch über Kumlekeü, Dmirkapi, Kafadartzi, Prilipe, Monaſtir, Ohrida und Elbaſſan. Der angenehmſte Ruhepunct auf dieſem letzteren Wege iſt das Ufer des ſchönen Seees von Ohrida. Die Stadt dieſes Namens, welche von mehren Tauſenden von Chriſten und einer türkiſchen Beſatzung bewohnt iſt, beſteht aus vereinzelten Häuſern und nimmt, wie alle albaneſiſchen Städte, einen großen Flächenraum ein. Ohrida (im Griechiſchen ſo viel als ein hochgelegener, feſter Ort), angeblich von Kadmus erbaut, wurde von Juſtinian, dem griechiſch-ſlawiſchen Kaiſer, der während ſeiner langen Regierung dieſe ſeine Vaterſtadt mit Gnaden überhäufte, mit Waſſerleitungen, Bädern und herrlichen Säulengängen geſchmückt. Von aller ſeiner Herrlichkeit hat aber Ohrida nichts erhalten, als einige Kirchentrümmer und eine verfallene Ringmauer, die zu wiederholten Malen von Skanderbeg erſtürmt worden iſt. Der

kleine Konak des Ajans (Gouverneurs) der Stadt, an welchem zwei griechische Statuen, die der Venus und des Mercur, angebracht sind, lehnt sich an diese römische Ringmauer und ist zwar in mitteralterlichem Style mit Thürmen und Mauerkränzen ausgeschmückt, trägt jedoch noch über seinem Thore eine lateinische Inschrift. Diese ehrwürdige Ruine krönt den Berg Pieria, den ersten Sitz der Musen, zu der Zeit, wo dieselben noch ein Hirtenleben führten, wo das Hellenenthum noch in seiner Kindheit lag, noch nicht die slawisch-scythischen Windeln abgestreift hatte. Die Landschaft hieß damals Päonien und war die Heimath des Gottes Pan und seiner Hirten. Diese sangen ihre Idyllen am Ufer des lieblichen Seees, der von der Klarheit seines Wassers den Namen Lychnis (der Durchsichtige) erhielt, wie er denn auch heutzutage noch in einer Tiefe von 12 Faden sein Bett von feinem Sande dem Blicke darbietet. Mirditische, und zwischenhinein bulgarische, Dörfer umkränzen den 7 franz. Meilen langen See, der sich bei Stronga endigt, einer Stadt von 3000 Einwohnern, größtentheils Hirten und Zeidlern, welche so sanft und friedfertig sind, wie die Mythe uns den Aristäos schildert. Diese Slawen, geborene Dichter, beleben die Einöde mit ihren schwermüthigen Gesängen. So sieht man sie, mit weißwollenem Gewande angethan, an der Spitze ihrer Heerden ziehen, die ihren Tönen folgen. Der Lituus, mit dem sie ihre Gesänge begleiten, ist eine von ihnen selbst gefertigte Flöte; sie ist ganz das Abbild von der, auf welcher die Hirten des Theokrit — mit denen sie überhaupt in ihrem Wesen viel Aehnlichkeit haben — bliesen.

Auf dem Wege von Ohrida nach Prisren kann man am deutlichsten die moralische Verschiedenheit der beiden Hirtenvölker, der mehr zum Ackerbau sich neigenden Bulgaren und der mehr krieg- und jagdliebenden Schipetaren, wahrnehmen. Wenn man durch Gegenden kommt, in welchen die Jäger hausen, blinzt man unwillkürlich nach Fels und Büschen, ist in steter Besorgniß, es möchte ein Flintenlauf daraus hervorgucken. Wie viel besser befindet man sich dagegen unter den Bulgaren! Wo man da Halt macht, steigen die Hirten von den Hügeln hernieder und bringen dem Fremden ihre Glückwünsche zur Reise; sie lagern sich im Kreise um den Teppich, auf welchem der Franke ruht.

und unterhalten sich mit ihm von Allem, was ihnen theuer ist, oder singen ihm eins von jenen slawischen Liedern, deren Erinnerung so lange noch wehmüthig nachklingt. Mit welcher Seelenruhe sah ich in diesen unermeßlichen Wäldern die Sonne auf- und untergehen! Dort hat noch das uranfängliche freie Naturleben sich erhalten, wo der Mensch jeden Menschen als Bruder betrachtet, wo selbst die Thiere des Waldes nicht vor ihm fliehen. Im Schooße dieser herrlichen Waldeinsamkeit schienen alle meine Wünsche zu schweigen: ich schlief auf meiner Matte ein, wo gerade die Nacht mich überkam, und ich erwachte am Morgen über dem lieblichen Gezwitscher der Vögel, welche zutraulich um mein Lager herumhüpften. Bald flüchtete sich ein vom Wolfe verfolgtes Reh unter den Leib meines Pferdes, bald trat ein funfzehnjähriges Mädchen, schön wie ein Engel und seelenallein, in der Einöde an mich heran und reichte mir Waldbeeren, ohne Bezahlung dafür nehmen zu wollen. Anderwärts brachten Zigeuner mir unaufgefordert Holz und zündeten mein Nachtfeuer an, ohne dafür auf Belohnung Anspruch zu machen. Während in dem übrigen Albanien die Zigeuner, weil sie in Unterdrückung leben, äußerst roh sind, zeichnen sie sich in diesen Thälern durch unerschütterliche Sanftmuth aus. Ist nicht der Mensch überall gut, wo er keinen anderen Herrn als Gott zu fürchten hat?

Indessen hat doch dieses Land, der Schauplatz der langwierigen Kriege zwischen Skanderbeg und den Mirditen, auch öfters seine Drangsale gehabt. Unzählige Trümmer zeugen dort von den ruhmwürdigen Kämpfen eines Volkes, welches entschlossen ist, frei zu leben oder zu sterben. Von der Pelusia — im Slawischen Swetigrad, d. h. die heilige Feste — des großen Kastrioten *), die hoch auf einem Berge lag, sind auch nur noch einige Mauerreste übrig; von der in die Lüfte ragenden Burg Petralba steht nur noch ein dicker Thurm zwischen ungeheueren Trümmerhaufen. In denjenigen alten Festen der Mirditen, welche der Krieg verschont

*) Mit diesem griechischen Namen wird Skanderbeg in Albanien durchgehends bezeichnet.

hat, haben sich einige Ueberreste von lateinischem Hausrathe erhalten, namentlich der große, kunstvoll durchbrochene Armstuhl, das Symbol der Würde des Hausvaters, dem es allein vergönnt war und noch ist, darauf zu thronen.

Obgleich dieses Volk in Gesittung vorgeschritten ist, haben sich doch bei ihm manche Spuren von patriarchalischem Leben erhalten. Die Dienstboten werden von dem Hausherrn wie seine Kinder behandelt; ihm allein kommt es zu, wie ein Priester des Alterthums das Festlamm zu schlachten, welches dann, in einem Stücke gebraten, von der gesammten Hausgenossenschaft draußen vor dem Burgthore verzehrt wird. Während die leichten griechischen Weine, welche in Albanien für französische gelten, die Runde machen, ergreift der Pliak (Hausherr), der mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Teppiche sitzt, die mirditische Laute, rührt sie mit raschem Schlage und besingt, wie einst Achill vor seinem Zelte, seine eigenen Thaten und die der Palikaren, welche, von seiner Stimme begeistert, alsbald Tänze aufführen, wie sie Homer beschreibt. Als Gegensatz zu der Einfachheit dieser häuslichen Scene betrachte man nun den Häuptling eines Phars, wenn er diplomatischen Agenten Audienz ertheilt: sie liegen vor ihm auf den Knieen, die Hände unter ihre herabgeschlagenen Aermel verborgen; alle ihre Bewegungen haben einen solchen bittstellerischen Ausdruck, wie wir ihn auf byzantinischen Gemälden abgebildet finden. Bei diesem alterthümlichen Volke scheint die Kirche allein sich stets zu verjüngen; die unzähligen Kapellen, welche die mirditischen Thäler schmücken, haben, von fern gesehen, einen so frischen Glanz, daß man glauben möchte, sie seien eben erst gebaut. Ihr Schiff, in Form eines lateinischen Kreuzes, und ihre Thürme, wodurch sie sich von den griechischen Kirchen unterscheiden, erfreuen für den ersten Augenblick den reisenden Europäer, betrüben ihn aber, sobald er die wahren Interessen der Mirditen kennt. Der griechische Cultus ist nun einmal auf der Halbinsel zu sehr eingebürgert, als daß man wünschen sollte, die Griechen-Slawen möchten sich insgesammt in den Schooß der lateinischen Kirche begeben, zumal sie bei dieser letzteren weit weniger Befriedigung finden als bei ihrer Nebenbuhlerin.

Eine Vereinigung beider Kirchen würde am sicherſten zur Volkseinheit führen.

Die fruchtbaren Thäler des Drin, wo der nordiſche Illirier ſich mit dem Mirditen des Südens vermiſcht, bildeten ſonſt das alte Dardanien und nunmehr Ober- und Nieder-Dibra, welchen Namen man von dem ſlawiſchen dobrii (gut) herleiten könnte, wenn man ihn nicht lieber mit Anquetil-Duperron*) von den Tibaren, einer perſiſchen Völkerſchaft, abſtammen laſſen will. Dringt man von Dibra aus in das nordöſtliche Gebirge vor, ſo ſtößt man auf andere, gleichfalls unabhängige Phare, welche von wählbaren Kneeſen regiert werden; doch ſind dieß muſelmänniſche Phare, vom Stamme jener furchtbaren Arnauten, welche ſo oft die Karawanen von Saloniki und die ſerbiſchen Heerden von Koſſowo überfallen. Der Schildberg (Kalkandelen) gehört zu dieſer Kette; dort hauſen die Lakowlaks, die in Macedonien und Bosnien als Räuber gefürchtet ſind. Dieſer Phar lehnt ſich an das Schneegebirge Schardag, welches Serbien von Albanien ſcheidet. Die ſteilen Abhänge des Schardag mit ihren Ueberreſten von Wäldern, welche der Blitz oder die Hirten verbrannt haben, werden häufig — gleich wie bei uns der Mont-Cenis — von furchtbaren Wirbelwinden heimgeſucht, welche, von mehren entgegengeſetzten Seiten zugleich toben, ganze Karawanen gegen die Felſen ſchleudern oder in den Abgrund ſtürzen. In dieſer Wildniß verborgen, liegt Prisren, eine Stadt mit 15,000 Seelen, von muſelmänniſchen Begs beherrſcht, welche, grauſamer als die Bären und Adler des Schardag, ihre ſerbiſchen Rajas aufs härteſte bedrücken. Hoch über der Stadt erhebt ſich amphitheatraliſch das Gemäuer des ehemaligen Schloſſes der Könige von Serbien, welches, gleich einem Diadem, die Felſen von Prisren krönt; aber in dieſen Mauern hauſen nur noch Tyrannen, welche alljährlich von aufſäſſigen Mirditen beſtürmt werden; indeſſen können dieſe, in Ermangelung von Kanonen, der Feſte nichts anhaben, obgleich dieſelbe von Süden und Oſten her angreifbar iſt und mit der ſchlech-

*) In den Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Tome XLV.

teſten Kanone zuſammengeſchoſſen werden könnte. Die angränzenden Bosniaken und Serbier tragen den Phiſtan und leben wie ächte Albaneſen in ſteter Fehde, woher auch das 30 Meilen lange Gebiet zwiſchen Prisren und Skadar Nichts als eine ungeheuere Wüſte iſt, ein wildes Durcheinander von unwirthlichen Felſen, von öden Steppen, wo der Menſch als Nomade leben und Tag und Nacht bereit ſein muß, ſein Leben zu vertheidigen. Die einzigen Gegenſtände, welche der Eingeborene gegen ſein Pelzwerk und Pökelfleiſch von den Kaufleuten eintauſcht, ſind Blei und Waffen.

Erſt in der Nähe von Skadar ziehen ſich an der Straße kleine Dörfer hin, beſtehend aus Hütten, die wie bloße Weidenkörbe ausſehen, in ihrem Inneren aber ein friſches, kraftvolles Volk bergen, welches, geſtärkt durch den Anblick ſeiner bis zur Schneelinie hinanſteigenden Berge, ſtets zur Arbeit und zum Geſange aufgelegt iſt. Wären die verheerenden Tſchetas der Montenegriner nicht, der mirditiſche Landmann würde dieſe mit Wein und Oliven überſäete weite Fläche, die von dem Fuße des Gebirges ſich bis zum See von Skadar hinſtreckt, in ein Eden verwandeln. Jener See mit ſeinen reizenden Ufern gewährt einen herrlichen Anblick, nur darf man, um dieſe Reize ruhig zu genießen, nicht darauf fahren, denn in dem Kaik, der aus einem einzigen Baumſtamm gefertigt iſt, ſchwebt man in ſteter Angſt, bei der geringſten falſchen Bewegung umzukippen, und wer einmal in das Kräuterich, wovon der See wimmelt, verſunken iſt, der iſt verloren und wäre er der geübteſte Schwimmer.

Von Weitem erſcheint die halb ſlawiſche Hauptſtadt der Ghegen und Mirditen ganz wundervoll: die unzähligen Kuppeln der Bazars und Moſcheeen ziehen ſich amphitheatraliſch hinauf bis zu dem felſigen Gipfel, auf welchem die ſerbiſche Feſte Roſapha thront.- Dieſer alte Grad, welcher 350 Fuß hoch in den Lüften ſchwebt, wurde im 15ten Jahrhundert von Anton Loredan und einer Handvoll Venetianer gegen 60,000 Janitſcharen vertheidigt, und dieſe wurden nicht eher der Feſte Meiſter, als bis ſie ſich den Bedingungen fügten, welche ihnen die Belagerten vorgeſchrieben. Selbſt heutiges Tages noch könnte man die Feſtung unüberwindlich machen, ſo aber ſind

von ihren Geschützen kaum zehn im Stande, und ihre 3000 Köpfe starke Besatzung besteht nur aus Kindern und Greisen. Der Pascha, welcher darin residirt, ist, für einen Türken, äußerst civilisirt: er hat schon einige Stühle in seinem Selamlik (Empfangszimmer), dessen Fenster jedoch noch nicht mit Scheiben versehen sind. Am Fuße der Festung befindet sich das Hospital und die neue Kaserne des Nizam.

Skadar, das alte Scodra, — wie es zu Pyrrhus und der Römer Zeiten hieß — italienisch Scutari, türkisch Iskenderiah (d. h. Alexandria, als Stadt des Beg Alexander oder Skanderbeg), ist das Hauptbollwerk Albaniens. Da die Stadt nur sieben franz. Meilen vom Meere entfernt liegt, könnte sie ein Handelsplatz ersten Ranges werden, so aber beschränkt sich ihre ganze Betriebsamkeit gegenwärtig auf eine unbedeutende Fabrikation von Waffen und groben Zeuchen, und ihre Bevölkerung beläuft sich kaum auf 20,000 Seelen. Nördlich von Skadar und von seinem See ragen aus der Einöde einige türkische Festen empor, welche unabläßig von den Montenegrinern bestürmt werden; diese sind: Jabljak, auf der Höhe einer Insel der Moratscha; weiterhin, auf einem Felsen, Spuje und diesem gegenüber Podgoritza, eine alte Festung und Hauptort dieser beständig mit Blut getränkten Wüstenei. Seit Kurzem hat man in jener Gegend römische Alterthümer entdeckt: so zu Bjelopaulitsch Grabmäler, zu Nikschitscha und Drivasso andere Trümmer; zu Duke bei Piperi Ueberreste eines angeblich kaiserlichen Palastes; endlich hat Kowalewski im Jahre 1838 nordwestlich von Podgoritza auf montenegrinischem Gebiet die dem Diocletian so theure Stadt Dioclea mit ihren Säulen, Thoren, an welchen lateinische Inschriften befindlich, und ihrer vollständigen Ringmauer wiederaufgefunden.

Die Seeküste, welche diese Fläche umrandet, heißt Krajna, was s. v. a. Gränze bedeutet, denn es ist dieß das slawische Finisterre. Dort liegt Antivari, der Hafen von Skadar und Stapelplatz für die Ausfuhr aus dem Flußgebiet der Drina. Diese mirditische Stadt, welche muthmaßlich ihren ersten Ursprung Einwanderern aus Bari in Unteritalien verdankt, liegt am Fuße eines Felsens, auf dem ein Schloß,

noch ganz so erhalten, wie es die Serben erbauten, als sie diese Küste den Venetianern entrissen. Ihre Thürme, welche einen wichtigen Engpaß schließen, sind in der Gewalt eines Beg, welcher sein Erbrecht behauptet hat und — wie man sagt — noch die Schilder und Helme seiner mittelalterlichen Ahnen aufbewahrt. Olgun, das alte Olchinium — vordem aber Colchinium genannt, weil es angeblich von Seefahrern aus Colchis gegründet sein soll — jetzt Dulcigno, ist nichts mehr als ein Nest von Piraten, die sich für Kaufleute ausgeben und nur mit Mühe von den Triester Kreuzern in Zucht gehalten werden. Alessio, der Hauptort des alten, muthmaßlich ilirischen Stammes der Lessi, auf einem Uferfelsen an der Mündung der Drina erbaut und von griechischen Kaufleuten und mirditischen Fischern bewohnt, birgt noch in seinem halbverfallenen Castell die in eine Moschee verwandelte Kirche, in welcher Skanderberg begraben ward; aber das Grab ist leer, denn die Türken haben die Gebeine herausgenommen und sie unter einander als Amulete vertheilt. Durtz (Durazzo), das alte Dyrrachium, wo der römische Senat und das patrizische Heer des Pompejus von Cäsar belagert wurde, hat seine berühmte byzantinische Citadelle, deren Riesentrümmer von schönen Platanen beschattet sind, eingebüßt, sowie nicht minder seinen gepriesenen Hafen, der, fast ganz versandet, den Seeräubern eine sichere Zuflucht gewährt. Indessen ist Durtz, vermöge seiner Lage, dazu berufen, dereinst das St. Jean d'Acre dieser neuen Maroniten zu werden. In besseren Zeiten könnte dieses sich zum natürlichen Mittelpunct und zur Hauptstadt der Mirditen gestalten; denn diese werden Skadar nie in ausschließlichen Besitz bekommen, da ihnen dort das slawische Element zu kräftig entgegenarbeitet; von jener Küste dagegen sind die Slawen verschwunden. Die dortigen Bewohner, sämmtlich Katholiken, sind ihren italienischen Mönchen blindlings ergeben und betrachten die Küste der Abruzzen, die sie jenseits des Meeres gewahren, als ihre Heimath, als ihr gelobtes Land. Frankreich hatte seit dem Jahre 1640 einen Consul in Durazzo. Der Waroſch, — der handel- und gewerbtreibende Stadttheil — welcher sich unterhalb der Festung ausbreitet, zählt nur noch einige

Tausende katholische Einwohner. Ihre, dem heiligen Rochus gewidmete und im Jahre 1809 von einem französischen General erneuerte Kirche wurde von Normannen gegründet und diente einem lateinischen Erzbischof als Kathedrale; dieser hat aber vor den Verfolgungen der muselmännischen Begs nach Korbina, im Bezirke von Kroja, flüchten müssen, wo ihm nöthigen Falls die mirditischen Flinten Schutz gewähren.

Das freie Gebiet von Schunavia und die unabhängigen mirditischen Phare nehmen die ganzen fruchtbaren Hochebenen ein, welche sich von der Küste bis zum Drin, und von den Bergen Puscha und Kerubi bis zu der alten Burg von Elbassan erstrecken. Dieses Gebiet bildete ehedem ein großes Paschalik, dessen Oberhaupt in Kroja seinen Sitz hatte, in der alten Hauptstadt der Könige Albaniens, dem letzten Bollwerk der orientalischen Christen, dem heutigen Ak-Serai (s. v. a. das weiße Schloß). Auf diesen großen Weidetriften haben die Sprößlinge Skanderbeg's, um ihre Freiheit zu behaupten, sich zu dem unstäten Klephten- und Hirtenleben bequemen müssen. Ihre halbnomadischen Rotten halten sich in der Nähe der Thäler auf, in welchen die Matis wohnen, einer der mächtigsten mirditischen Stämme, welcher die beiden Ufer des Mati in unbeschränktem Besitze hat. Jener vier und zwanzig franz. Meilen lange Fluß entspringt auf dem Hochgebirge, wo die Mirditen im Schatten der Urwälder ihre gesetzgebenden Versammlungen halten; dort residirt ihr Prink (Oberhaupt) auf seinem ländlichen Hofe im Dorfe Oroscher (au rocher), welchen Namen die französischen Ritter, als sie Meister dieser Hochebene waren, dem Orte gegeben haben sollen, an dem sie sich zu versammeln pflegten, um die Angriffe der Muselmänner abzuwehren; indessen kann jener Name, der auch Orosch ausgesprochen wird, ebenso gut vom griechischen oros (Berg) herstammen. Das freie Gebiet der Mirditen erstreckt sich bis zum Wojwodlik Elbassan, woselbst die gleichnamige Stadt — jetzt mit 4,000 Einwohnern anstatt der früheren 40,000 — noch immer als Stapelplatz für die Waaren dient, welche aus dem Inneren nach dem Hafen von Durazzo gebracht werden; daher auch die Schicksale beider Orte stets einander bedingt haben. Elbassan ist — 18 franz. Meilen

von Ohrida und 12 von Berat — reizend gelegen am tobenden, geschlängelten Tobi (dem Genfus der Alten); seine Burg, umgeben mit vier großen Warten, auf welchen graubärtige Begs Wache halten, ist nur noch eine bloße Vogelscheuche für die umwohnenden lateinischen und griechischen Rajas, welche durch lange Unterdrückung verwildert und mit allen Wechselfällen des Klephtenlebens vertraut geworden sind. Die Türken in Elbassan leben daher auch in steter Unruhe, und ebenso geht es denen, die die weiterhin gelegene Wolkenburg Kavaja besetzt halten, denn um dieselbe streifen oft die mirditischen Hirten auf ihren raschen Rennern umher.

Südlich von diesen Hochgebirgen fängt eine neue Landschaft, Toskarien, an, welche früher als das übrige Albanien bevölkert worden zu sein scheint. Die Hauptstadt derselben ist Berat oder Belgrad (die weiße Stadt), welches wohl die Albanopolis des Ptolemäus und die Parthenia des Polybius sein mag und deren Namen die Athenienser entlehnt zu haben scheinen, als sie die Burg der Minerva „Parthenon" nannten. (!). Belgrad ist der Sitz eines Paschas und eines griechischen Erzbischofs, ist von Wein- und Olivenpflanzungen umgeben und zählt in seinem Waroſch 7000 bis 8000 Einwohner. Sein Grad, auf hohem Felsen malerisch gelegen, scheint der Schlußstein von ganz Albanien zu sein, denn er hat es in seiner Gewalt, die beiden Hauptstädte, Skadar im Norden und Janina im Süden, zu verbinden oder von einander abzuschneiden. Obgleich diese Feste für uneinnehmbar gilt, dürfte sie sich doch nicht lange halten lassen, theils wegen Wassermangels, theils wegen ihres großen Umfanges und vorzüglich wegen eines dabei gelegenen Berges, von welchem aus der Feind sie leicht in Grund und Boden schießen könnte. Schon in dieser Stadt giebt sich der den lateinischen Mirditen feindselige griechische Einfluß kund; dessenungeachtet aber üben dort die mohammedanischen Albanesen eine unbeschränkte Gewalt aus; ja sie zwingen selbst die griechischen Frauen, auf der Straße stets die Hände über die Brust zu kreuzen und den Jaschmak und Feridschi, — den muselmännischen Schleier und Mantel — zu tragen.

Die Landschaft Toskarien wird auch Musasche ge-

nannt, zu Ehren des berühmten Helden Musa*), gleichwie gleichwie Mirdita im Slawischen, dem Skanderberg zu Ehren, Skandaria heißt. Beide Landschaften standen früher in der innigsten Wechselverbindung mit einander; Musasche wurde 3 Jahrhunderte hindurch von abtrünnigen Nachkommen Skanderbeg's regiert, bis im Jahre 1820 der letzte derselben, Ibrahim, Wessier von Berat, von Ali in Janina umgebracht ward. Bis auf den heutigen Tag noch treiben die Kolbans — mirditische Ochsenhirten — ihre Viehheerden auf die Triften ihrer ehemaligen toskischen Bundesgenossen.

Dieses Land steht mit Europa nur durch einen einzigen Hafenplatz in Verbindung: dieß ist nämlich die Stadt Avlona oder Vallona, berühmt durch die Kreuzzüge der Normannen, welche ihr ein Glied der französischen Familie der Balsichiden zum Beherrscher gaben. Ihre halb türkischen, halb venetianischen Gebäude bergen noch 6000 Menschen, — Christen, Juden und Muselmänner — welche alljährlich durch die Sommerfieber aus ihren Wohnungen vertrieben werden. Nicht weit von Avlona stehen die öden Ringmauern Apollonia's, — von den Korinthern an der Küste der barbarischen Illyrier erbaut — welches Vellejus Paterculus eine „große, prachtvolle Stadt" nannte. Den Tempel des Apollo haben die Einwohner in eine Kirche und ein Kloster zu Ehren der Jungfrau von Pollini verwandelt. Von dem Reichthum der alten Apolloniaten zeugen noch die ungeheueren Trümmerhaufen, unter welchen man häufig Münzen, kostbare Vasen und Statuen findet. In diesen Ruinen von Apollonia, wo einst die Priester Homers die dem Gotte des Lichts und der Poesie geheiligten Widder hüteten, pferchen heutzutage die mirditischen Ochsenhirten allherbstlich ihre Heerden ein. Niemals wagen sie sich über diesen Punct hinaus; denn das jenseitige Gebiet gilt ihnen, wie schon ihren Urahnen, für ein fremdes Gebiet, — Hellas.

---

*) Wir müssen hier Herrn Pouqueville widersprechen, welcher in seiner „Reise in Griechenland" den Namen Musasche von der griechischen Stadt Museion herleitet, welche er für die Stadt der Moschi, die jetzige Moschopolis, hält. Allein Musasche ist eine neuere Benennung, welche erst nach dem Untergang von Museion aufgekommen ist.

Alle jene Thäler ſind, bei außerordentlicher Fruchtbarkeit, doch ungeſund wegen der Verſtockung des Waſſers; nur das Thal von Argyrina oder Drinopolis iſt davon ausgenommen, und es könnte dieſes ein wahres Paradies werden. Es liegt im Schutze des Argenik-Gebirges, wo wahrſcheinlich im Alterthum die Griechen ihre Silberminen hatten, und wird beſpült von dem Celydnus, der von dem Dzumerka oder Tomoros herabkommt. Die feſte Stadt Canina (das alte Oeneus), mit 3000 Einwohnern, ſchließt dieſes Thal, deſſen oberer Theil bei Argyro-Caſtro endet. Dieſe Stadt der alten Argyren, auf drei ſchroffen Höhen erbaut, iſt von Schluchten durchſchnitten, über welchen die burgartigen Konaks der Begs ſchweben. Mehre Brücken, welche über dieſe Abgründe geſchlagen ſind, ſetzen die Häuſer der befreundeten Stämme mit einander in Verbindung. Hier, wie ehedem in den italieniſchen Städten, ſchießen oft die Bewohner zweier Nachbarhäuſer auf einander. Unterhalb des Grad, der Nichts iſt als ein buntes Gemiſch vereinzelter Thürme, in welchen mehre Tauſende Muſelmänner ſtecken, breitet ſich der Waroſch, die eigentliche Polis von Argyrina, aus, eine handeltreibende, chriſtliche Stadt, welche durch die unabläſſigen Fehden der Begs bis auf einige hundert Häuſer zuſammengeſchmolzen iſt. Nahe dabei ſieht man in dem Dorfe Gorandgi eine merkwürdige Höhle mit einem unterirdiſchen See; weiterhin die verfallene Stadt Libokhowo, welcher wenigſtens noch die Lieblichkeit ihrer Lage geblieben iſt. Die berühmte Zunft der Suterrazzi (Waſſerkünſtler), welche ſich aus vorchriſtlichen Zeiten herſchreibt, ſtammt aus Argyrina. Im Mittelalter waren die Suterrazzi die privilegirten Brunnenmeiſter von Konſtantinopel; die Sultane ſchützten ſie in ihren Rechten, und ſo findet man in allen Provinzen des Orients Spuren ihres Wirkens. Wenn man ſo ſieht, wie die Suterrazzi das von ihren Urahnen überkommene techniſche Verfahren ſtets unverändert und ohne es weiter zu vervollkommnen beibehalten, möchte man ſie für eine Biberfamilie halten. Ihre merkwürdigen, oft 15 bis 20 franz. Meilen langen Waſſerleitungen, deren Gefälle ſo weiſe berechnet iſt, ſehen einander ſo völlig gleich, daß man die von geſtern kaum von den vor 2000 Jahren errichteten unterſcheiden kann.

Der Bezirk von Argyrina zählt noch gegen 4000 Suterrazza welche unterhalb Kormowo in den Dörfern Chlezi, Nakowi, und Dorati — angesessen sind.

In dieses freundliche Thal mündet der düstere Engpaß von Tepeleni, wo das Städtchen dieses Namens in einem Trichter von Kalkbergen versteckt liegt und die Stürme so furchtbar wüthen, daß man auf den kahlen Wänden dieses Abgrundes nie hat einen Baum ziehen können. Inmitten dieser Stürme wuchs der grimme Ali-Pascha auf, dessen Henkersarbeit den Fehden der toskischen Stämme ein Ziel gesetzt hat. Weiter oben, in dem von der Belitza bespülten Thale Arberia, gewahrt der Reisende die Stätte, wo einst die Stadt Gardiki, blutigen, schaurigen Andenkens, stand. Die Wojussa (im Slawischen s. v. a. Strom des Krieges und der Wehklagen) entspringt auf den Klephtenhöhen des Pindus, und durchströmt jene Einöden, in welchen man nur noch unstäte Hirten findet, die jederzeit darauf gefaßt sind, zu tödten oder getödtet zu werden. Zwischen zwei nackten Felsufern eingezwängt, zerreißt die Wojussa mit ihren schäumenden Wogen die Seitenwände der Berge Merchika und Melchiowa, gleichwie der Peneus in Thessalien die Granitmassen zerspaltet, deren Bruchstücke den Ossa und Olymp bilden; weit entfernt aber, die kühlenden Schatten eines Tempe-Thales um sich zu verbreiten, vermag der nichtsnutzige Strom der Tosken nicht einmal die Weiden, die an seinen Ufern gepflanzt werden, zu befruchten. Sein breites Bett füllt sich durch den Zufluß der vielen, aus den Felsriffen hervorsprudelnden Quellen und Bergbäche, welche die Griechen Katachtonia matia (unterirdische Augen) nennen. An der Wojussa aufwärts gelangt man nach Klesura, einer in einem wichtigen Engpaß mehr als tausend Fuß über dem Strome erhabenen Feste, dem Hauptort des Desnitza-Bezirkes. Die Bewohner dieser Gegend zeigen dem Reisenden ein von Franzosen gegründetes, verfallenes Kloster, in dessen Nähe Pouqueville die letzten von Ali verbannten Sulioten antraf, wie sie Hunger sterbend, um einen 60jährigen Popen versammelt waren, der vor dem Gedanken schauerte, daß er seine Schaar überleben werde. Weiterhin liegt Premiti, mit seiner aus Justinian's Zeit stammenden Akropolis, welche

ſich an den Berg Merchika (den Oerope der Alten) anlehnt, unweit zweier, von unzugänglichen Mauertrümmern gekrönten Granitſpitzen. Die einſtmaligen freien Bürger dieſer Stadt ſind verſchwunden, und an ihrer Stelle hauſen muſelmänniſche und chriſtliche Zigeuner. Dieſe Feſten, ſo wie auch Furka, Lenovico und ſo viele andere Schlupfwinkel der kriegeriſchen Stämme, haben ſich ergeben und den von Berat ausgeſandten türkiſchen Truppen ihre Thore öffnen müſſen. Im Namen der öffentlichen Ordnung knechten jetzt osmaniſche Paſchas die Tosken, deren zügelloſe Freiheit nur noch an der Küſte unter den Seeräubern einen Tummelplatz findet. Dieſe Letzteren, welche ſich beſtändig aus italieniſchen und öſterreichiſchen Renegaten ergänzen, entführen heimlich ganze Schaaren von Mirditen und Griechen, ſperren dieſe Unglücklichen in ihre Raubneſter, wo Niemand ſie ausfindig zu machen vermag, und brauchen ſie zu Sclavendienſten.

Wir wollen nun dieſe unwirthliche Küſte verlaſſen und uns zu den betriebſamen Schamiden (Epiroten) begeben. Schamurien gehört zu der großen Landſchaft, welche die Hellenen Epeiros (Feſtland) nannten. Dieſer Theil Albaniens zählt die meiſten Griechen unter ſeinen Bewohnern; die Hauptſtadt des Landes, Janina oder Joanina, iſt faſt ausſchließlich von ihnen bevölkert.

Janina, von dem Sebaſtokrator Michael Lukas gegründet, im zwölften Jahrhundert von den Normannen und Neapolitanern zerſtört, dann von den ſerbiſchen Königen wiederaufgebaut und endlich von dem Despoten Thomas erweitert, iſt, ſeit die Türken dieſe Stadt den Byzantinern entriſſen haben, bedeutend befeſtigt worden. Obgleich ihr Trauergeſchick nur mit dem von Karthago und Numantia verglichen werden kann, hat ſie doch kein einziges hiſtoriſches Denkmal aufzuweiſen, und ſelbſt diejenigen, welche der nur allzu berühmte Ali-Paſcha errichtet hat, ſind verſchwunden. Janina zählte unter der Herrſchaft dieſes Tyrannen mehr denn 40,000 Einwohner, gegenwärtig aber, mit Inbegriff der Beſatzung, kaum 20,000, und ſeine weitläufigen Ringmaueen umſchließen Trümmerhaufen, wüſte Stätten und verödete Straßen. Eine Kaſerne des Nizam ſteht jetzt an der Stelle des einſt über der

Stadt thronenden Schlosses Litharitza, wovon nur noch ein aus ungeheueren Werkstücken aufgeführter fünfstockiger dicker Thurm übrig ist. Das geschleifte Serail Kulia, obschon immer noch Wohnsitz der Nachfolger Ali-Paschas, hat keine Vertheidigungswerke mehr als den Turbeh (Mausoleum), dessen Anblick immer noch Schauder erregt. Ein Canal trennt die Insel Kulia von dem Castro, welches, mit seinen Trümmern und seinen unbrauchbaren Geschützen, den ganzen in den See vorspringenden Hügel einnimmt, und unterhalb des Wallgrabens dehnt sich der handeltreibende Stadttheil aus. Vor dem Eingange des Castro ließ Ali seine Schlachtopfer hängen, spießen, schinden und lebendig verbrennen. Diese von Europäern befestigte Citadelle war damals eine Festung ersten Ranges, jetzt aber steht Janina von allen Seiten offen, und die Stadt muß sich darein fügen, jedweden Herrn, den die Pforte ihr aufzudringen für gut findet, bei sich aufzunehmen. Obgleich sie in das tiefste Elend versunken ist, ist sie doch — Dank den betriebsamen Hellenen — immer noch für die europäische Türkei die Stadt der Künste und der Luxuswaaren. Ihre Goldstoffe, Saffians, ihre Seidenwaaren, ihre bunten Tücher, ihr Backwerk und ihre eingemachten Früchte sind im ganzen Reiche gesucht. Die dortigen Schneider sind unübertrefflich in der Kunst, unter schönen Kleidern die Schönheit des Körperbaues hervortreten zu lassen. Nirgends sind die griechischen Weiber anmuthiger, nirgends aber auch arbeitsamer und züchtiger. Janina hat zwei große Straßen, die sich rechtwinklig durchschneiden, sieben Kirchen und vierzehn Moscheeen, ein Hospital, eine kleine Bibliothek und eine griechische Schule. Die Schule, in welcher Griechisch, Lateinisch und Französisch — und zwar unentgeltlich, wie in allen morgenländischen Unterrichtsanstalten — gelehrt wird, ist von zwei epirotischen Philanthropen, Namens Capelan und Sosimos, mit einem Capital, welches sie in der Moskauer Bank niedergelegt haben, gegründet worden.

Janina ist die höchstgelegene Stadt von Epirus: mag man von Arta her durch den Engpaß der fünf Brunnen oder von Corfu längs den acrocerauischen Höhen kommen, so steigt die Straße ununterbrochen bergan bis zu der Hochebene, deren Mittelpunct diese Hauptstadt einnimmt. Nichts ist lieblicher

als jener Kessel, umgeben von grünen Bergen, welche in Absätzen bis zu den Schneegipfeln des Pindus hinansteigen; leider aber ist der herrliche See der die Stadt bespült, durch die osmanische Nachlässigkeit in einen stinkenden Sumpf verwandelt. Dieser See besteht aus zwei Theilen, wovon der obere Drako heißt; der untere, Labchistas (bei den byzantinischen Schriftstellern Libisdas) genannt, läuft in stagnirende Lagunen aus, welche unvermerkt unter den Felsen des Tomoros verschwinden, zwei Meilen weiterhin aber in einer Schlucht wieder zum Vorschein kommen und den Velchis, einen Nebenfluß der Kalamas bilden. Unter den Zuflüssen des Drako-Seees ist bemerkenswerth der Bergstrom Dobra-Woda oder Krio-Nero (frisches Wasser), welcher aus einer Höhle des eisigen Berges Matzikeli entspringt; von da fließt er vorüber an dem hochverehrten Kloster der beiden „geldlosen Heiligen" (ἅγιοι ἀνάργυροι), nämlich des Cosmas und Damianus, zweier Aerzte, die, weil sie unentgeltlich ihre Kunst ausübten, nach ihrem Märtyrertode, bei den Neu-Griechen eine Art von Dioskuren geworden sind. Der Umgegend von Janina fehlt weiter nichts, als eine Strecke urbaren Landes, welche im Stande wäre eine große Stadt mit Nahrung zu versorgen; gegenwärtig werden Getreide und Lebensmittel größtentheils aus Thessalien bezogen, und dieses Land hat es somit in seiner Gewalt, Epirus auszuhungern.

Die vierte albanesische Landschaft, Ljapurien, auch Acrocerauniен genannt, liegt im westlichen Epirus an der adriatischen Küste. Sie wird gebildet aus der Abdachung des Chimära-Gebirges, dessen schroffe, zerrissene, 5000 bis 6000 Fuß hohe Gipfel häufig so heftige Hagelwetter und Stürme anziehen, daß Bäume zersplittert, Dörfer niedergerissen und Heerden in den Abgrund gestürzt werden. Das Land ist aber auch ganz öde und unbebaut und wimmelt von wilden Thieren; heißhungrige Wölfe laufen dort nicht selten gegen die Wohnungen der Menschen förmlich Sturm. Sogar die Inseln an der Küste bleiben, obgleich sie sich für den Handelsverkehr trefflich eignen, unbenutzt liegen. Harz, Wolle, die Putarge, — ein aus Seefisch-Rogen bereitetes Nahrungsmittel — die Vallone und der Sumasch sind die einzigen Producte

Ljapuriens. Die Ljapis bringen dieſelben nach den Skalomas (den zum Ausladen der Schaluppen beſtimmten kleinen Buchten) und vertauſchen ſie gegen die aus Calabrien herüberkommenden Waffen, groben Tücher und Mäntel. Alle Schlöſſer an dieſer Küſte ſind mit großherrlichen Truppen beſetzt, welche hier Tag und Nacht verrammelt, in klöſterlicher Abgeſchiedenheit leben. Nach dem Beiſpiele der griechiſchen Palikarenhäuptlinge haben die Befehlshaber ihre Soldaten, um ſie doch zu etwas zu benutzen, zu Hirten gemacht und laſſen ſie die Ziegenheerden auf den grünenden Feſtungswällen hüten. Zu Skanderbeg's Zeiten bekannten ſich die Ljapen noch zur römiſch-katholiſchen Kirche, und ſpäter erſt ſind ſie theils zur griechiſchen Kirche theils zum Islam übergetreten; übrigens iſt der Einfluß, den das Slawenthum auf ſie geübt, noch an ihren Ortsnamen bemerkbar.

Der Hauptfluß Ljapuriens iſt die Suſchitza, welche im kimariotiſchen Gebirge entſpringt. An ihren vulkaniſchen Ufern giebt es reichhaltige, ſchon ſeit Jahrhunderten gangbare Schwefel- und Erdpechgruben, von deren immer ergiebigerer Ausbeute alljährlich bedeutende Schiffladungen voll nach Corfu, Malta und Italien abgehen. Die Gelehrten halten die Suſchitza und ihre Nebenflüſſe, auf deren Oberfläche die ausſtrömenden Schwefeldünſte ſich häufig bei Gewittern entzünden, für den Nymphäum des Plutarch, deſſen Feuerfluthen durch die Gefilde ſtrömten, ohne der Vegetation den geringſten Schaden zuzufügen. Die ergiebigſte jener Erdpechgruben iſt zu Selenitza, unweit des Dorfes Carbonaro, wo der Strom der Ljapis ſich in die Wojuſſa ergießt. Dort liegen auf einem Flächenraum von drei Meilen im Umfang die Trümmer einer Stadt, die der Slawe Gradiſchta nennt; man glaubt es ſeien dieß die Ueberreſte der einſt ſo blühenden Byllis, welche Neoptolemus, König der Myrmidonen, an der Gränze Illyriens gründete. Die Alterthumsforſcher haben auch in dem ſogenannten Porto-Raguſeo das alte Oricum entdeckt; der Türke, der die Wichtigkeit dieſes Ortes zu würdigen ſcheint, nennt ihn Liman-padiſcha, d. h. Kaiſerhafen. Dieſer große Hafen im Winkel einer Bucht iſt der einzige von allen an der albaneſiſchen Küſte, welcher am adriatiſchen Meere mit Cattaro wett-

eifern könnte. Gegenwärtig wird Porto-Raguſeo nur von einigen Kauffahrerkähnen beſucht; denn man iſt dort nie ſicher vor den ruchloſen Ueberfällen der Ljapis, welche, da ſie zu feig ſind, um offne Seeräuberei zu treiben, die Schiffe auf Klippen locken und dann die Geſcheiterten ausplündern.

Der Hauptſtamm der Ljapis iſt der der Kimarioten, eine Räuberhorde, die mehrentheils in dem acrocerauniſchen Gebirge oder am Strande unweit des Vorgebirges Chimerium Seeräuberei treibt. Die homeriſche Akropolis Kimara, unterhalb welcher griechiſche Kaufleute ihre Waarenlager haben, dient ihnen als Pferch für ihre Heerden und als Verſteck für ihre Beute. Auf Kimara folgt die Stadt Drimades und nächſt dieſer Paleaſſa, das alte Paleſte, wo Cäſar in einer Bucht, die jetzt Kondami heißt, landete. In Paleaſſa ſteht noch das Gemäuer eines pelasgiſchen Tempels, in welchem — wenn anders der Angabe der Archäologen zu trauen iſt — ſich der grauenhafte Altar der Eumeniden befand. Dieſe Geſtade werden, wie die Ljapis behaupten, immer noch von den Paganias (Wehrwölfen) heimgeſucht, welche Nachts, mit Kobolden auf dem Rücken, umherſtreifen. Der nahgelegene große römiſche Hafen Panormus (Porto-Palermo) iſt noch nicht ganz verſandet und gewährt dem Thale von Delvino einen bequemen Ausweg. Dieſer Thalkeſſel, der einzige in dem acrocerauniſchen Gebiete, der einigermaßen cultivirt iſt und wo Citronen, Oliven und Granaten vollauf wachſen, könnte, unter beſſerer Pflege, ein wahrer Hesperidengarten werden. Inmitten dieſer reizenden Landſchaft erhebt ſich an einem Bergabhange die Stadt Delvino, welche, obgleich ſie nur 600 Häuſer zählt, einen Flächenraum von einer franz. Quadratmeile einnimmt. Das Caſtro von Delvino, auf der Kuppe eines einzelſtehenden Felſens, zu welchem man nur auf einem gefahrvollen Fußpfade gelangt, iſt die Reſidenz des Paſcha. Unterhalb der ſtolzen Behauſung der Begs liegt der beſcheidene Waroſch mit ſeinen griechiſchen Buden und dem bauermäßigen Palaſte des Biſchofs. Einige Meilen von Delvino iſt in wüſter Gegend eine hochgewölbte Brücke, welche man von weitem für einen Triumphbogen hält, über die reißende Piſtritza geſchlagen, und ringsherum liegen Trümmerhaufen,

die den Namen Pheniki tragen. Dort, wie zu Nikopolis, findet man unter den zierlichsten Ueberresten griechischer Kunst achteckige Pfeiler und gothische Kapitäler aus den Zeiten der normannischen Herrschaft: also war Phenice, welches Polybius für eine der bedeutendsten Städte von Epirus erklärt, noch in Flor, als die französischen Barone abendländische Institutionen in jene Gegend verpflanzten.

Auf epirotischer Seite bezeichnet das mittelalterliche Nest Agio-Wasili (Stadt des heil. Basilius) die Gränze von Acroceraunien; gegen Corfu aber dienen den Ljapis die gefährlichen Klippen, welche an der Küste von Butrinto (das alte Buthrotum) emporstarren, als Bollwerk. Der Archäolog findet sicherlich eine reiche Ausbeute in der pelasgischen Akropolis von Buthrotum, deren doppelte Ringmauern einen wirren Haufen von heidnischen, christlichen, maurischen, byzantinischen, normännischen Ueberresten einschließen, die sämmtlich noch undurchforscht sind. Die Feste liegt unweit des jetzigen Hafenortes von Buthrotum, Gerovoglia genannt, welchen die Venetianer und ihre Nachfolger, die französischen Republikaner, besetzten, unbekümmert um die Hirten, welche in der Umgegend ihre Heerden hüteten: es genügte ihnen, die dreieckige Feste, die über ihrem Kaufhause — der nunmehrigen türkischen Duane — errichtet war, militärisch zu bewachen. Welcher hochherzige Künstler wird sich der Mühe unterziehen, diese Unzahl von unbekannten Denkmalen zu zeichnen? —

Der Küstenstrich von Butrinto bis Prevesa ist, obgleich dem Namen nach zu Schamurien gehörig, doch fast ganz griechisch. Es blühten dort vor Zeiten unabhängige hellenische Gemeinden; die der Philatis (Verbündeten) haust noch immer in dem Thale der Kalamas (Thyamis), deren beide Ufer sie bis nach Keracha — einem Flecken und Hafen, der dem friedlichen, betriebsamen Völkchen als Stapelplatz dient — in Besitz hat. Die Philatis haben ihr Ländchen in eine Oase umgeschaffen. Hirse-, Reis- und Tabakfelder wechseln dort mit Gärten, und diese sind nach allen Richtungen hin von Gräben durchschnitten, welche mit dem Wasser der Kalamas getränkt werden. Die Stadt der Philatis war noch vor 30 Jahren mit schönen Wasserleitungen und vielen Brunnen

geschmückt; sie stieg terrassenförmig den hohen Berg hinan und bildete auf diese Weise für jede Familie der Gemeinde einen eigenen Stadttheil; jetzt liegt die Stadt in Trümmern. In das Thal der Kalamas mündet das von Kurendas, wo in dem Orte Paleo-Castro die großartigen Ueberreste von Passaron — der Hauptstadt von Epirus zu den Zeiten des Aemilius Paulus — sich erhalten haben.

Die Philatis hatten nach und nach eine Menge unabhängiger Gemeinden in ihr Bereich gezogen, wie z. B. Gomenizza mit seiner kleinen von Klippen umgebenen Bucht, in welche Kriegsschiffe sicher einlaufen können, — dieß ist das Sayades der Alten, dessen schmale Rhede den Kanal von Corfu beherrscht; — das durch seine Berge geschützte Margariti, das von seinen derben Hirten vertheidigte Paramythia und das Städtchen Lorux mit seinen schroffen Ringmauern. Diese kleinen Republiken waren verbündet mit Parga, welches im schlimmsten Falle ihren Bürgern eine Zuflucht gewährte. Parga war, obgleich nur von 8000 Seelen bevölkert, mächtig durch Einigkeit, durch seinen Handel und durch die vortheilhafte Lage seiner Festung; indessen hatte es, um die Türken erfolgreicher abwehren zu können, sich unter den Schutz der Venetianer begeben müssen, welche es seitdem beständig vertheidigten und acht Mal von den sturmlaufenden Osmanlis befreiten. Diese Republiken, welche noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts ihre Selbstständigkeit behaupteten, haben ihr ganzes Gemeinwesen eingebüßt, und in demselben Maße ist auch ihr Gewerbfleiß und Handel zurückgegangen; aus Ackerfeldern werden allmählig Sümpfe, und vor den daraus entstehenden Fiebern kann der Landmann sich nur durch die Flucht retten. Sie verlassen ihre Hütten, die nur noch dumpfe Löcher sind, und lagern sich auf den Weidetriften, wo sie ihre Hängematten an den höchsten Bäumen befestigen, um sich vor den Ausdünstungen des Bodens möglichst zu bewahren und die erfrischenden Lüfte des Himmels einzuathmen.

Ein Fußpfad, welcher sich an furchtbaren Abgründen hinschlängelt, führt von der verfallenen Stadt Lorux nach Suli. Dort thut die immer vorherrschender werdende griechische Sprache dem Europäer kund, daß er — die äußerste Gränze des Schipe-

tarengebietes erreicht hat. Indeſſen gehört Suli mit ſeinen Umgebungen in politiſcher Hinſicht noch zu Albanien, und überdieß knüpfen ſich an jene Gegend zu viele hiſtoriſche Erinnerungen, als daß der Reiſende ſie unbeachtet laſſen ſollte. Das Land der Sulioten, welches zu der alten Selleïs gehört haben muß, iſt reich an merkwürdigen Ruinen: ſo findet man hier die Trümmer der Stadt Pandoſia bei dem Dorfe Sevaſto und die wohlerhaltenen Denkmäler von Kaſſiopea, unweit des Abgrundes von Zalongos, in welchen ſich die ſuliotiſchen Heldenweiber, von den Türken verfolgt, hinabſtürzten. Die Berge von Kaſſiopea, zwölf Meilen von Janina entfernt, beſpült von dem ſchwarzen Fluſſe (Mauropotamos), dem Acheron der Alten, und angränzend an unabhängige, überaus rohe Phare, namentlich an den von Dervigniana, — dieſe Berge waren eine Freiſtätte, ein natürliches Bollwerk für die, welche ſich der Verfolgung der Türken entziehen wollten. Dieſe Flüchtlinge, welche ſich Sulioten nannten, hatten dort an 20 große Dörfer gegründet. Eins derſelben, das ſüdlich gelegene Skuitia, bewachte die einzige Schlucht, durch welche man in dieſes Gebiet gelangte, und bemeiſterte ſie dergeſtalt, daß keine feindliche Schaar ſich in jenen Engpaß wagen konnte, ohne vernichtet zu werden. Unter den übrigen Dörfern, welche gleichfalls am Rande von Abgründen oder auf ſchroffen Bergkegeln angelegt waren, zeichneten ſich aus: Mega-Suli, Agia-Paraskevi, Vunen-Zavruchon, Milos, Laka, Kiaſa, Zagari. Leichte Holzbrücken dienten zur Verbindung dieſer verſchiedenen Poſten, deren Stätte der Grieche jetzt kaum mehr anzugeben weiß; ſelbſt die Feſte Paraskevia oder Sancta Veneranda iſt verſchwunden. Nur das neue, wegen ſeiner Schroffheit unangreifbare Fort des Ali-Paſcha thront noch auf dieſen verödeten Bergen und bewacht den Lauf des Acheron, der in einer Tiefe von 800 Fuß unter dem Schloſſe dahintobt. Außer den eigentlich ſuliotiſchen Dörfern lagen noch viel mehre in den entfernteren Thälern um den Berg herum zerſtreut, freundliche Aſyle, duftend von Myrthen, Quendel, Salbei, Thymian, vom hohen Lorbeer, Rosmarin, von der den Bienen ſo lieben Meliſſe und von der Narciſſe, aus welcher die griechiſchen Jungfrauen ihre Kränze winden. Dieſe Hirtendörfer

wurden, da ſie von allen Seiten offen und wehrlos waren, von ihren Bewohnern, ſobald ſie den Anzug eines Feindes ahnten, geräumt, und dieſe flüchteten dann mit ihrer Habe in das Innere von Suli. Aber dieſes 10 Meilen lange und 2 bis 3 Meilen breite Gebiet konnte, in Ermangelung von Quellen und Getreide, keine längere Abſperrung aushalten; ſobald eine Blokkade möglich ward, mußte Suli auf ſeinen Untergang gefaßt ſein. Die Gräuel, welche bei der Vertilgung dieſer Republik verübt wurden, bilden eine der ſchauerlichſten Epiſoden der neueren Geſchichte, eine Epiſode, würdig des Ali-Paſcha und jener Schluchten, die ſchon das Alterthum verfluchte (infames scopuli Acroceraunae), und wohin die Griechen den finſteren Erebus, Cocytus und Acheron verlegten.

Dieſer letztere Fluß ſtürzt und verliert ſich, bei ſeinem Ausgange aus den Päſſen von Suli, in Höhlen, in deren Nähe ſelbſt das Pflanzenleben faſt ertödtet zu ſein ſcheint. Dieſe düſteren Thäler bildeten, nach der Vorſtellung der Griechen, das Reich des Orcus und des Chaos, oder Aidonien, das Reich Pluto's, welches, laut Homer, das Gefilde der Schatten und der Sühnen war (παραμυθίων πέδιον). Heutzutage noch trägt der Bezirk Paramythia den Namen Aidonien, und ſeine albaneſiſche Akropolis, von türkiſchen Kanonen ſtarrend, iſt den Griechen noch eben ſo ſchauerlich wie damals, wo ſie dort das Gekreiſch der Eumeniden zu vernehmen glaubten. Die Schlucht, welche der Avernus geweſen zu ſein ſcheint, heißt gegenwärtig St. Georgenquelle; denn ſchäumend wie das Roß des Drachentödters brauſt der Quell breit wie ein Strom aus der Berghöhle hervor und ſtürzt ſich dann, nach einem Laufe von wenigen Stunden, in den Acheron. Der Acheron, auf den Gletſchern des Berges Tymphe entſprungen, durchfluthet das unwirthliche Thal von Kurendas, ſtrömt an den Meteoren (Höhen) von Suli hin, deren ſchimmernde Felſen man von hoher See aus gewahrt, und verliert ſich endlich in den acheruſiſchen Sümpfen. Dieſe Sümpfe liegen um das Dorf Glykys Limen herum, welchem die Venetianer, wegen ſeines Leuchtthurms den Namen Porto-Fanari gaben. Porto-Fanari war einſt die dem Pluto geweihte Stadt und hieß Ephyra oder Cichyra. Diejenigen,

welche der Mythe einen historischen Grund unterlegen, sagen: der Gemahl der Proserpina habe die Molosser beherrscht, sei von den Fürsten Theseus und Pirithous angegriffen worden, habe sie aber besiegt und in den Kerker von Cichyra eingesperrt, woselbst sie vom Cerberus bewacht worden seien. Hieraus wollen Jene den Ursprung der Vorstellung von der Unterwelt herleiten.

Jener kleine Hafen verdankt seinen Namen Glykys dem süßen Wasser, mit welchem er trotz der Nähe des Meeres angefüllt ist. Bemerkenswerth ist daselbst das Kloster Aï-Donati (Sanct Donat), erbaut aus Steinen des Tempels des Aïdon (Pluto), wovon noch sieben schöne Säulen aus ägyptischem Granit stehen. Von diesem Tempel aus zog der fromme griechische Glaube an dem unterweltlichen Strome aufwärts durch die acherusischen Sümpfe, deren phosphorische Dünste, die Nachts die Gewässer beleuchteten, den Dichtern die Idee von dem feuerfluthenden Phlegethon eingaben. Die Kapelle der Agia-Glykys — der sanften Heiligen, ein griechischer Beiname der Maria — ertönt heutzutage von dem Lobe der Jungfrau, welche in der Religion der jetzigen Einwohner von Cichyra die Stelle der Proserpina einnimmt. Endlich haben auch die Alterthumsforscher den Cocytus, einen Nebenfluß des Acheron, in dem Bergstrom Vava, der von den Hügeln von Margariti herabkommt, wiederaufgefunden. Auf diese Weise wird der gelehrte Meletius Lügen gestraft, wenn er — ein geborener Janinese — die ganze homerische Unterwelt in die Nähe seiner Vaterstadt versetzt; allein man sollte dabei nicht außer Acht lassen, daß es auch bei Neapel andere Orte gleiches Namens giebt, und daß die Alten mehr als einen Eingang in das Reich der Todten hatten.

Die fruchtbare Hochebene am Fuße des Pindus, der äußerste Theil des griechischen Albaniens, heißt immer noch das elyseïsche Gefilde. Dort kann man mit Wollust alle Reize des Landlebens genießen, zumal wenn die schönen epirotischen Bäuerinnen, mit Mairosen geschmückt, in das Gehölz ziehen, um dort die Hochzeit der Flora und des Frühlings mit Tänzen zu feiern. Unter den Dörfern der elyseïschen Gefilde sind bemerkenswerth: Bonila, dessen ganze Bevölkerung aus

unglücklichen Bulgaren besteht, welche Ali-Pascha in seinem Feldzuge gegen Paswan-Oglu aus ihrer Heimath entführte; ferner Rhodostopos (Ort der Rosen) und Protopapas, eine kleine, auf kahlem Fels malerisch gelegene Feste. Diese prachtvolle Fläche erstreckt sich etwa 5 bis 6 Meilen lang zwischen dem See Drako und den Strebemauern des Pindus, welche letztere nicht weniger anmuthig sind als Elysium. Gestattete der Despotismus den Bewohnern dieser Thäler eine freie Culturentwickelung, es würden dort bald schöne Städte sich aufthun; das Genie und die Betriebsamkeit der Griechen würden dort neu belebt werden; die Haine des Pindus und Elysiums würden, wie vordem, ein glückliches, friedliches Völkchen bergen. So aber lebt jetzt der Grieche dort in steter Furcht, und wenn die Stürme, die in den Eichen Dodonas sausen, ihn nicht schauernd durchfrösteln, bebt er, wenn er nur den Fußtritt eines Osmanli hört. Hinter diesen furchtsamen Griechen sitzen indessen noch die unbändigen griechischen Stämme des Agrafa-Gebirges, die wohl im Stande wären, ein ganzes Heer aus diesen Thälern hinauszujagen. Ein neuer Theseus und Pirithous, welche sich nach Epirus hineinwagten, würden dort nicht besser empfangen werden als ihre Vorgänger von den heldenmüthigen Räubern am Cocytus und Acheron. Sollte das Türkenreich zerstückelt werden, Albanien würde noch lange Zeit seine Unabhängigkeit behaupten können; denn eine europäische Regierung würde sich schwerlich zu dem ungeheueren Kostenaufwande entschließen, welcher erforderlich wäre, um Bergvölker, die von Natur gegen jedwede Fremdherrschaft sich sträuben, in ihren unnahbaren Verschanzungen anzugreifen.

Drittes Kapitel.

Innere Umwälzungen bei den Mirditen und Tosken. — Geschichte dieser Stämme seit dem Tode Ali-Paschas.

Eine historische Darstellung Schipetariens würde Vieles, was für uns noch rücksichtlich der gegenseitigen Beziehungen der

Sprachen und Völker des europäischen Morgenlandes in Dunkel gehüllt ist, aufklären; aber wer anders als ein Eingeborener wäre im Stande, eine solche Geschichte zu liefern? Für uns Abendländer tritt eine einzige Thatsache aus dem Chaos der albanesischen Annalen klar hervor: daß nämlich zu allen Zeiten das Schipetarenvolk bestimmt gewesen zu sein scheint, das letzte Bollwerk der griechisch-slawischen Freiheit zu bilden. Sie waren es, die den Römern am längsten Widerstand leisteten und, obgleich früher als die Griechen angegriffen, doch erst später als diese sich unterwarfen. Dem Joche des Sultans haben sie sich nie unbedingt gefügt. Seitdem osmanische Hinterlist ihre Volksverfassung untergraben hat, werfen sie sich mit ihrer ganzen Kraft auf den Krieg, und oft genug sind sie auf Schlachtfeldern der Schrecken des Orients wie des Occidents gewesen. Auffallend ist es indessen, daß alle großen Männer, welche aus albanesischem Stamme entsprossen sind, am Ende immer sich in Slawen oder Griechen umgewandelt und ihren Namen und ihren Ruhm einer jener beiden Nationen vermacht haben. Diese charakteristische Erscheinung hat wohl lediglich ihren Grund in der ursprünglichen Bestimmung der Albanesen, welche die Vorsehung als Vermittler zwischen zwei großen Völkerstämmen der classischen Halbinsel aufgestellt hat.

Aller Bemühungen ungeachtet, hat die Herkunft der Albanesen noch nicht ermittelt werden können. Nach der Meinung der Mirditen, welche sich für das edelste und nächst ihnen die Franzosen für das ruhmreichste Volk der Erde halten, wäre der Albanese der Milchbruder des Franzosen; die Geschichte dagegen führt uns — weniger galant — auf den Kaukasus zurück und zeigt uns dort das alte Albanien, — im Süden von Armenien, im Osten von dem kaspischen Meere begränzt — das Land der Scheteschips und Iberien (das kaukasische Epirus), jetzt Grusien genannt. Die Hauptstadt jenes Uralbaniens hieß Albanum, sie lag ungefähr an derselben Stelle, wo die neuere Stadt Baku, und der Fluß Samur muß der Albanus der alten Geographen sein. Die wichtige Stadt Ksamakhia (jetzt Schamakhia) war höchst wahrscheinlich die Wiege der Schamiden, und der Stamm der

Toxiden, den der Reisende Chardin in Mingrelien aufgefunden hat, entspricht muthmaßlich den europäischen Tosken oder Toxiden. Die Auswanderung dieser Stämme fällt in die vorgeschichtliche Zeit: nach Pouqueville veranlaßte die Unternehmung Jason's gegen Kolchis einen Rachezug der colchidischen Albanen gegen die griechische Halbinsel, wo sie von Macedonien aus hereinbrachen und am adriatischen Meere Colchinium (jetzt Dulcigno) gründeten.

Die heutigen mirditischen Phare scheint schon Ptolemäus, im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, zu bezeichnen, wenn er von den freien Bergvölkern spricht, welche um Albanopolis (Elbassan) wohnen, und Plinius theilt dieselben in zwölf Stämme. Diese Stämme, welche die damaligen Geographen keiner Beachtung würdigten, waren rings von Völkerschaften, die die Römerherrschaft anerkannten, eingeschlossen; die Mirditen aber kümmerten sich nicht um jene politische Eintheilung und lächelten, wenn sie von ihren Berghöhen gewahrten, wie die vermeintlichen Herren der Welt ideale Gränzen zogen, weiter als ihr Schwert reichte, und Volksthümer vernichten wollten, welche doch eben so wenig als Klima und Ströme sich bei Seite schaffen lassen. Unter den griechischen Kaisern lebten die Mirditen in stiller Zurückgezogenheit fort; ihre Sitten waren ihre Gesetze und ihre Greise betrachteten sie als ihre Oberhäupter; als aber der Türke erschien, wurden sie genöthigt, auf die Weltbühne vorzutreten.

Nachdem die asiatischen Eroberer durch die Einnahme Janinas i. J. 1431 Herren Albaniens geworden waren, sahen sie wohl ein, daß sie diese Stämme nicht zur Unterwerfung bringen würden, wenn sie nicht Zwietracht und Glaubensabfall unter ihnen hervorriefen und so dereinst muselmännische Phare den christlichen entgegenstellten. Diese Maßregel hatte zwar bei den civilisirteren und durch Luxus verweichlichten Süd-Albanesen den erwünschten Erfolg, in den rauhen Gebirgen Mirditas aber schlug sie gänzlich fehl Endlich stellte sich Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, an die Spitze der Mirditen und stürzte sich mit ihnen in den Kampf auf Leben und Tod. Unter zwei auf einander folgenden Herrschern schlug er die Türken in jedem Treffen. Die Geschichts-

schreiber haben den Georg zu einem großen Könige gemacht, der ein ausgedehntes Reich beherrscht habe, in Wirklichkeit aber besaß er nur Kroja, Lissa, Durazzo und denjenigen Theil von Musasche, der sich am rechten Ufer des Berathino hindehnt; er war nur Kriegsoberhaupt eines Bundes von lateinischen Herzogen, Grafen, Baronen und Herren, welche während der Kreuzzüge sich in Besitz sämmtlicher Burgen von Mirdita gesetzt hatten. Wir wollen hier nicht die Wunder von Tapferkeit berichten, welche Skanderbeg während seines vierundzwanzigjährigen Wirkens vollbrachte; das Andenken an jenen Helden machte den Namen der Mirditen eben so gefürchtet als geachtet und sicherte ihnen eine mehrhundertjährige Unabhängigkeit, welche, wenn auch nicht rechtlich anerkannt, doch factisch geduldet ward.

Die Bundesgenossenschaft der schipetarischen Stämme löste sich zwar nach Skanderbeg's Abtreten auf, doch feuerte der edle Freiheitsdrang der Mirditen die übrigen Albanesen fortdauernd zur Nacheiferung an.

Die große Stadt Janina wußte ihre Privilegien zu wahren und übte eine Selbstregierung wie eine Republik; erst im Jahre 1716 mußte sie sich zur Abgabe des Haratsch bequemen. Die christlichen Stämme an der Küste, welche von den Mirditen unterstützt und von den Venetianern reichlich mit Waffen und Schießbedarf versehen wurden, unternahmen anstatt ihrer Tschetas förmliche Kreuzzüge, und seit dieser Zeit dauert der kleine Krieg ohne die geringste Unterbrechung fort. Während die Mirditen die türkischen Festungen im Norden belagerten, hielten die Phare Kimara, Margariti und die Philatis die Türken zu Janina in Athem. Die Seele dieser Seeexpeditionen war der an das ruhmgekrönte suliotische Gebirge lehnende Hafenort Parga. Die Sulioten wurden immer mächtiger, so daß Ali-Pascha endlich glaubte, die gesammten muselmännischen Streitkräfte Albaniens gegen sie aufbieten zu müssen. Erst nach zwölfjährigem Kampfe gelang es ihm, die Sulioten zu vernichten; ihr Untergang zog nach einander auch den der Küstenstämme nach sich, und Parga selbst wurde im Jahre 1819 von den Engländern an den Pascha von Epirus verschachert.

Während die christlichen Phare des hellenisirten Albaniens sich unter das Joch der von Ali-Pascha gegen sie aufgehetzten muselmännischen und toskischen Stämme beugten, war das mirditische Albanien der Schauplatz von nicht minder tragischen und in socialer Beziehung eben so folgenreichen Begebenheiten, welche aber schließlich zum Vortheil der Christen ausschlugen. Um sich einen vollkommenen Begriff von jenen Ereignissen zu machen, welche Europa so gar nicht beachtet hat, obgleich sie für das zukünftige Geschick der adriatischen Küsten und der Türkei von der größten Wichtigkeit sind, müssen wir bis auf die französische Revolution zurückgehen.

Joseph II. regierte in Wien und suchte den Freiheitsdrang der Völker zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Mirditen ersehnten einen neuen Skanderbeg, und der Wessier von Skadar, Mahmud Basaklia, der, ein Abkömmling des albanesischen Helden, eine große Zuneigung für die Christen erheuchelte, gewann mit leichter Mühe die Herzen der mirditischen Stämme. Im Jahre 1786 machte Oesterreich dem Wessier Mahmud den Vorschlag, ihn als unumschränkten Herrn von Albanien anzuerkennen, sobald er sich taufen ließe; da trug er nicht länger Bedenken, das Signal zur Empörung zu geben; er berief alle seine Hauptleute, Ghegen und Mirditen, Muselmänner und Christen, zu einem großen Sobor (Nationalversammlung) nach Podgoritza und schwur mit ihnen auf das Evangelium und auf den Koran, die Feinde ihrer Freiheit auf Leben und Tod zu bekämpfen. Ein ragusanischer Senator, Namens Bernardo Caboga, überhäufte im Namen seiner Republik den Mahmud-Basaklia mit Danksagungen und Glückwünschen, und Joseph II. sandte ihm feierlich ein großes Kreuz von massivem Silber. Gleichzeitig aber sprach der Groß-Mufti in Konstantinopel den Bannfluch über den Empörer aus; er erklärte ihn als Fermanlia (Geächteten) und verschloß ihm für ewig das Paradies der Gläubigen. Der Seraskier von Rumelien brach mit 30,000 Türken auf und langte mit Blitzesschnelle vor Skadar an, wo Mahmud, der ihn noch nicht erwartete, kaum 200 Mann beisammen hatte. Im Vertrauen auf seine mirditischen Bundesgenossen, und in der Hoffnung, daß dieselben unverzüglich das feindliche Heer

angreifen würden, ſchloß Mahmud ſich im Roſapha ein. Und er täuſchte ſich nicht; die rumeliotiſchen Paſchas, die mit ihren Truppen ſich dem Invaſionsheere angeſchloſſen hatten, um Mirdita zu verheeren, wo ſie jeder ein beſonderes Lager bezogen hatten, wurden am beſtimmten Tage und zu gleicher Stunde von den mirditiſchen Stämmen überfallen. Es war eine förmliche ſicilianiſche Vesper; nicht ein einziger Türke entrann dem Blutbade; ſelbſt die kleinen Feſtungen, die ſie bis dahin innegehabt hatten, wurden ihnen entriſſen, und ohne Erbarmen ließen die lateiniſchen Mirditen die Beſatzungen bis auf den letzten Mann über die Klinge ſpringen. Der Weſſier Mahmud war ſeinerſeits ſo glücklich, mittels Feuerbooten die ganze türkiſche Flottille, welche in der Bojana vor Anker gegangen war und Skadar einſchließen und aushungern wollte, zu verbrennen. Durch eine andere Kriegsliſt entledigte er ſich auch der 2000 Oeſterreicher, welche der eiferſüchtige Kaiſer den Mirditen, vorgeblich als Hülfstruppen, zugeſchickt hatte. Da nämlich der Weſſier bald die Umtriebe des kaiſerlichen Agenten Brognard und ſeiner Helfershelfer gewahr wurde, tödtete er ſie und ſandte ihre Köpfe als Verſöhnungszeichen an die hohe Pforte. Der Divan war erfreut über die Sinnesänderung des ſchwarzen (d. h. aufrühreriſchen) Mahmud; der über ihn ausgeſprochene Bann wurde aufgehoben, und der Weſſier blieb triumphirend auf ſeinem Roſapha, wie ein Herrſcher auf ſeinem Throne. Endlich führte ihn ſein Unſtern und der unſinnige Haß zwiſchen den lateiniſchen Mirditen und den Schismatikern im Jahre 1795 gegen die Montenegriner ins Feld; dieſe flohen vor ihm bis in die Schluchten von Cetinje, dort aber ſchloſſen ſie ihn ein, nahmen ihn gefangen und enthaupteten ihn.

Ali von Janina hatte den Krieg des Sultans gegen den Weſſier von Skadar geſchickt zu ſeinem Vortheile benutzt, hatte ſich Ohridas bemächtigt, alle mirditiſchen und iliriſchen Bewohner dieſer Stadt niedergemetzelt und darauf lauter ihm ergebene Creaturen darin angeſiedelt. Ohrida nebſt Mezzowo beherrſchen aber die einzigen Päſſe, durch welche man von Konſtantinopel und Macedonien aus nach Albanien gelangt; hatte Ali erſt dieſe beiden Puncte in ſeiner Gewalt, ſo konnte

er die Mirditen abſchneiden, ſie durch ſeine Emiſſaire auf alle Weiſe bearbeiten und Zwietracht unter ihnen ausſtreuen. Indeſſen vereitelten die Mirditen ſeine Beſtrebungen, und ſo ſah Ali ſich genöthigt, zu Weiberränken ſeine Zuflucht zu nehmen. Er verheirathete im Jahre 1819 die ältere Tochter ſeines Sohnes Weli an den neuen Paſcha von Skadar, den jungen Muſtaï oder Muſtapha. Epiroten und Mirditen in buntem Verein feierten dieſe Hochzeit zu Janina mit den roheſten Orgien, aber Muſtaï verließ Skadar nicht, ſondern ſchickte anſtatt ſeiner einen Beg von Dibri mit 800 Reitern, um die Braut heimzuholen. Bei Abſchließung dieſer Heirath rechnete Ali freilich darauf, auch die Früchte davon zu ernten, nämlich Muſtaï's Stelle einzunehmen und den Mirditen toskiſche Oberhäupter zu geben; doch der Himmel fügte es, daß im Gegentheil der junge Muſtaï die Herrſchaft des „alten Löwen" erben, und die Mirditen in die Stelle der entkräfteten Tosken einrücken ſollten. Als Ali im Jahre 1821 ſtarb, konnte kein Paſcha mehr dem Muſtaï den Rang ſtreitig machen, und der Schwiegerſohn des Tyrannen von Epirus war ſeinen Gegnern um ſo gefährlicher, je feſter ſeine Freunde an ihm hingen.

Der bald darauf gegen die Griechen losbrechende Kampf war den Albaneſen ſehr willkommen, und ſie ſuchten ihn auf alle Weiſe in die Länge zu ziehen. So ſchonten ſie z. B. Miſſolunghi, welches ſie mehrmals einzunehmen Gelegenheit hatten; denn dieſe Stadt war, wie ſie ſich ausdrückten, ihr Saraf (Banquier). Es iſt gar nicht zu berechnen, wie viele Millionen während der fünf Feldzüge gegen Griechenland nach Albanien gefloſſen ſind. Uebrigens war die Bereitwilligkeit, mit welcher die Albaneſen zu den Waffen griffen, dem Sultan keineswegs mißfällig, denn indem er dieſelben ausſchließlich zu dieſem mörderiſchen Kampfe verwendete, ſchwächte er den übermächtigen Stamm der Schipetaren.

Im Jahre 1828 verſprachen die Ruſſen dem Weſſier von Skadar, daß, wenn er ihnen beiſtehen würde, ſie ihn als unumſchränkten Herrn von Albanien anerkennen wollten. Sofort empörten ſich, auf Anſtiften des Muſtaï — nunmehr des mächtigen Muſtapha — die muſelmänniſchen Ghegen

und Mirditen gegen das Türkenjoch; als es aber zum Frieden von Adrianopel kam, in welchem der Czaar Albaniens mit keiner Sylbe gedachte, da ward Mustapha inne, daß er von den Russen, wie sein Vorgänger von den Oesterreichern, hintergangen sei. Die Geldsäcke des Paschas von Aegypten, der in seine Empörung mit verwickelt war, tröfteten den Mustapha bald wieder und setzten ihn in Stand, der Strafe, welche die Pforte ihm zugedacht, zu entgehen, indem er damit Rottenführer besoldete, die für ihn kämpfen mußten. Der Wessier hatte einen guten Vorwand, um diese Rotten zu dulden, denn nachdem mit Griechenland Friede geschlossen war, streifte die beurlaubte albanesische Soldateska raubend und plündernd im Lande umher, und die ganze Gegend wäre verödet worden, wenn nicht jene kleinen Häuptlinge sich mit einander verbündet hätten, um wenigstens einigermaßen Ordnung zu schaffen.

Aus dieser Oligarchie entstand bald ein Triumvirat, welches Weli-Beg, Seliktar-Poda und sein Schwiegersohn Arslan-Beg bildeten. Diese drei Häuptlinge blieben aber nicht lange mit einander einig. Der schlaue Seliktar, Befehlshaber von Mittel-Albanien, sammelte die Ueberbleibsel von Ali's Anhange und den toskischen Pharen, die den Verlust ihrer Freiheiten nicht verschmerzen konnten und überdieß entrüstet waren, daß sie bei ihrem Eintritte in den Nizam ihre theure Fustanella mit fränkischen Beinkleidern vertauschen sollten. — Weli-Beg, Seliktar's persönlicher Feind, war lediglich aus Haß gegen diesen seinen Rivalen für den Sultan und die Reformen. Er gebot über Janina, Mezzowo, Arta und den Hafenplatz Preveſa. Indessen war sein Gehorsam gegen die Pforte nur erheuchelt und zu Janina hielt er den Pascha dieser Stadt, den neunzehnjährigen hoffnungsvollen Jüngling Emin Sadrazem Zadeh, der in dem noch bewohnbaren Theile des Palastes des „alten Löwen" residirte, fast wie einen Gefangenen. Weli's Partei war übrigens schwach; dagegen waren aller Patrioten Augen auf Arslan-Beg, den mächtigsten der Triumvirn, gerichtet. — Arslan, ein Sohn des Meuchardars (Siegelbewahrers) des Ali-Pascha, 25 Jahre alt, schön, tapfer, begeistert für Ruhm

und Poeſie, verdankte ſeinen Ruf einem kühnen Zuge, den er an der Spitze von 5000 Albaneſen bis mitten nach Griechenland hinein unternommen hatte, um durch dieſe Diverſion den in Attika und Negroponte eingeſchloſſenen Türken Luft zu ſchaffen. Dieſe That brachte ihm das Paſchalik Zeituni in Theſſalien ein. Inzwiſchen begingen die unter ſeinem Befehl ſtehenden 5000 Klephten, denen er Alles nachſah, unter ſeinen Augen ſolche Gräuel, hauſten in Kodgana, Trikkala und mehren anderen von griechiſchen Rajas bewohnten Städten ſo fürchterlich, daß der Divan ſich im Jahre 1830 bewogen fand, ihn als Fermanlia zu erklären. Unmittelbar nach dieſer Aechtung begab ſich der Großweſſier nach Adrianopel, woſelbſt er alle rumeliotiſchen Beis, Agans und Spahis zu dem Feldzuge gegen Albanien verſammelte. Mahmud, Paſcha von Lariſſa, zog ſeinerſeits an der Spitze von 10,000 Mann gegen Arslan's Klephten heran und ſchlug ſie. Arslan, der damals nur einen außerhalb der albaneſiſchen Gränze befindlichen Vorpoſten innehatte, ſuchte nunmehr ſich ſeinem Vaterlande zu nähern.

Alle, ſelbſt die kleinſten albaneſiſchen Feſten waren voll rebelliſcher Truppen; dieſe vertheilten Streitkräfte gehörten aber leider drei verſchiedenen Parteien an, von denen immer eine die beiden anderen hemmte. Ein anderer nicht minder großer Nachtheil entſprang für Albanien daraus, daß die Häupter dieſer Parteien Muſelmänner waren, und der Weſſier von Skadar ſelbſt, der einzige Anſtifter aller dieſer Unruhen, ſich nicht offen zum Chriſtenthume zu bekennen wagte. Hätte er ſich dazu entſchließen können, ſo würde er ſchon dadurch allein ſich zum ſelbſtſtändigen Fürſten Mirditas und des größten Theiles von Albanien gemacht haben; ſo aber blieb er immer ſchwankend, und als der Großweſſier Mehmed Reſchid-Paſcha herannahte, hatten die Chriſten nur die Wahl, ſich für die eingeborenen muſelmänniſchen Begs oder für die Pforte zu entſcheiden. Natürlich traten ſie auf Seite der Pforte, da dieſe nur aus der Ferne ſie knechten konnte. Der Großweſſier wurde, mit Beihülfe der theſſaliſchen Armatolen und der griechiſchen Klephten des Pindus, ohne große Mühe der Rebellen Meiſter. Ueberdieß lagen dieſe letzteren, anſtatt ſich

im entscheidenden Augenblicke zu versöhnen, selbst mit einander im Streite. Arslan rückte vor, um die Pässe von Mezzowo zu besetzen und so Janina von Thessalien, woher diese Stadt ihre Lebensmittel bezog, abzuschneiden; als Weli dieß merkte, wollte er ihm zuvorkommen und seine Stellung behaupten, Seliktar-Poda aber bedrohte den letzteren, indem er die Tosken aufwiegelte, im Rücken, und so stand Weli zwischen zwei Feuern. Seine eigenen Offiziere verhehlten ihm nicht, wie sehr sie für Arslan eingenommen seien, welchen alle als den Helden der Nation betrachteten; sie sprachen laut ihre Verachtung gegen die unzweckmäßigen Reformen des Sultans aus, der die Fustanellen verbot und anstatt des Fleischtopfes der Ortas, der recht eigentlich die Kriegskameradschaft bezeichnete, die Trommel, das gebieterische Organ des absoluten Willens, einführte. Weli schwieg kluger Weise zu diesen Sticheleien; endlich aber, da ihm nur noch 5000 Freiwillige übrig blieben, während Arslan eine viermal größere Macht aufzuweisen hatte, glaubte er, mit seinem Nebenbuhler in Unterhandlung treten zu müssen, worauf dieser auch einging. Nach langem Hin- und Herreden küßten Arslan und Weli einander auf die Stirn und riefen ihren Truppen zu: „Brüder, es ist Friede!" Da ertönten von allen Seiten Freudenschüsse, und die Begs beider Parteien traten zu einander und bildeten eine große Versammlung, in welcher die Gründe, die den Frieden wünschenswerth machten, dargelegt und rückhaltslos besprochen wurden. Das Resultat dieser Berathung war, daß man mit einander in Eintracht leben müsse. Alsbald stürzten beide Heere so zu sagen einander in die Arme, und anstatt wüthenden Gemetzels gab es nun brüderliche Umarmungen.

Es schien einen Augenblick, als hätte die Einigkeit der beiden Parteien gute Früchte getragen: der Divan erließ eine völlige Amnestie für alle Klephten und nahm ihren Oberbefehlshaber wieder unter die Zahl der wahren Gläubigen und guten Bürger auf. Allein diese Amnestie war nur ein Fallstrick, und derselbe Schurkenstreich, den man dem Klephtenkönig Ali gespielt hatte, sollte in noch größerem Maßstabe an seinen Nachfolgern verübt werden; kein einziger dieser Tapferen sollte den trügerischen Schlingen der Osmanlis ent-

gehen, die mit unheilvoller Consequenz alle nichtchristlichen Zweige des albanesischen Stammes zu vertilgen trachteten. Mehmed Reschid lud alle Stammesältesten und Begs ein, ihre Aussöhnung mit der Regierung durch ein großes Banquet bei Monastir zu besiegeln, und es erschien dabei die Blüthe der muselmännischen Albanesen, 400 bis 500 an der Zahl, an ihrer Spitze Arslan und Weli-Beg. Das Fest war glänzend; zum Beschluß des Mahles spielte die Militairmusik europäische Stücke, — wildfremde Töne für die Ohren der Schipetarenhäupter — während ein nach fränkischem Zuschnitt organisirtes Regiment sich wie als Ehrenwache rings um sie in doppelten Reihen aufstellte. Bald aber ertönte die Trommel zum Angriff. Arslan ward zuerst den Fallstrick gewahr und rief dem Weli-Beg zu: „Freund, wir haben Koth gegessen!" Dieser erwiederte mit unerschütterlicher Zuversichtlichkeit: „Das Alles gehört noch zur europäischen Kriegskunst." Indem aber schmetterte ein allgemeines Gewehrfeuer die glänzende Ritterschaft nieder, und ein Bajonettangriff gab denen, die sich noch rührten, den Todesstoß. Weli sank von neunzehn Kugeln durchbohrt; nur Arslan entkam, indem er sein Pferdchen über die Soldatenreihen hinwegspringen ließ, allein der Pascha Khior Ibrahim, der ein nicht minder rasches Pferd ritt, setzte ihm nach, holte ihn nach einer Stunde Wegs ein und tödtete ihn im Zweikampfe.

Die Köpfe aller dieser edlen Klephten, der letzten Hoffnung des muselmännischen Albaniens, wurden abgeschnitten, eingesalzen und von den Tataren nach Stambul gebracht, ihre Leiber aber fielen den Hunden und Adlern zur Beute. Es waren dieß dieselben Helden, die durch ihre Tapferkeit den Sieg und die Befreiung der Griechen um mehre Jahre hingehalten hatten. — Griechenland jauchzte darum vor Freude bei der Nachricht von diesem Blutbade: die wehklagenden Manen einer Million Hellenen waren von der Pforte selbst gerächt worden, die ein unheilvolles Geschick dazu zu treiben schien, wie Saturn, ihre eigenen Kinder aufzuzehren.

Solches waren in Albanien die Ereignisse des Jahres 1830; das folgende Jahr aber war von nicht minderer politischer Wichtigkeit. Der letzte der schipetarischen Triumvirn,

Seliktar-Poda, war zwei Tage nach dem Blutbade von Monastir mit seinen Buren in Janina eingerückt, hatte, nach hartnäckigem Gefechte in den Straßen der Stadt, welche dabei zum Theil in einen Aschenhaufen verwandelt ward, die Anhänger Weli's daraus vertrieben und, in erheuchelter Unterthänigkeit gegen die Pforte, dem Großwessier das Haupt Mussefi's, des Bruders von Weli-Beg, überschickt. Zugleich hielt auch der ehrgeizige Häuptling den jungen Pascha Emin auf dem Castro von Janina in Gewahrsam, spielte dort selbst den Herrn und glaubte nun, „die einzige Sonne" Albaniens zu sein; im Gegentheil aber wurde durch die Stellung, welche Seliktar sich anmaßte, der Krieg nur noch mehr in die Länge gezogen. Die beiden einzigen Städte dieses Landes, welche neben ihrer militärischen Wichtigkeit auch hinsichtlich ihres Handels von hoher Bedeutung sind, Skadar und Janina, wollten keine türkische Besatzung einnehmen, und der Großwessier sah sich daher genöthigt, einen förmlichen Feldzug gegen die Albanesen zu unternehmen. Sechszehntausend Taktikis (europäisch disciplinirte türkische Truppen) wurden gegen Janina ausgesandt, welches der Divan immer als den wichtigsten Punct Albaniens betrachtete; sie hatten Befehl, die Stadt von allen Festungen, aus denen sie Zufuhr hätte erhalten können, und besonders vom ionischen Meere und den englischen Handelsplätzen, abzuschneiden. Alle diese Festen capitulirten nach einander; der alte Seliktar selbst konnte, vom Hunger und vom Schwerte zugleich bedroht, sich nur durch die Flucht retten, und Janina öffnete dem Sultan seine Thore. Die muselmännischen Phare waren aufgelöst; denn nachdem alle ihre Häupter umgekommen, bildeten sie nur noch eine todte Masse.

Der Divan, der sich schmeichelte, durch die Vernichtung der muselmännischen Phare allem Streite ein Ende gemacht zu haben, ward indessen bald gewahr, daß er bei Monastir und Janina nur die Vorhut des albanesischen Volkes geschlagen habe; die christlichen Stämme standen noch unversehrt da, und sie gerade, die obendrein in dem Wessier von Skadar, Mustapha, — seit dem Tode des „alten Löwen" gleichsam König des Landes — eine Stütze fanden, sollten das Herz

des Volkes werden. Als ihr Oberhaupt ſah, wie alle von ihm beſoldeten kleinen Häuptlinge nach einander hingewürgt wurden, trat es endlich im Jahre 1831 aus dem geheimnißvollen Dunkel, in welches es ſich bis dahin gehüllt hatte, hervor, pflanzte auf dem Roſapha das Banner ſeines Stammes auf, und ſiehe, 30,000 Ghegen und Mirditen ſtrömten auf ſeinen Ruf herbei, unter Kriegsgeſängen, welche ſtolz gemahnten, wie die 700 Lärmſchüſſe Schelaldin's, des Großvaters von Muſtapha, 700,000 Schipetaren um ihn verſammelt und wie dieſe das Vaterland von den zwieſachen Schlägen der eingedrungenen Osmanen und Bosniaken errettet. Eben ſo hofften auch Muſtapha's Streiter, die „weiße Erde" von ihrem fremden Zwingherrn zu befreien, und ſo rückte der Paſcha, auf ſeine Mirditengewehre vertrauend, dem Mehmed Reſchid bis Prilipe entgegen, welches er beſetzte. Dieſe Stadt iſt nur 8 franzöſiſche Meilen von Monaſtir entfernt, wo damals der Großweſſier, von Geld, Lebensmitteln und Schießbedarf entblößt, mit nur 5000 unbewährten Soldaten ſtand, inmitten der kriegeriſchen ſerbiſchen Stämme, welche bereit waren, auf das erſte Zeichen ſich unter Muſtapha's Fahnen zu reihen. Wäre der Weſſier der Mirditen ſtracks auf Monaſtir losgerückt, wo Tauſende geheimer Anhänger ſeiner harrten, er hätte die Herrſchaft der Türken in Europa zertrümmern können, allein er raſtete vier ganze Tage, um zu Prilipe — dem Capua jenes zweiten Hannibal — die ſlawiſchen Bäder und Feſtmahle zu genießen. Der thätige Mehmed Reſchid nutzte dieſe Friſt, berief ſämmtliche macedoniſche Begs zu ſich nach Monaſtir und überzeugte ſie bald, daß ſie dem ruſſiſchen Sclavenjoche verfallen würden, wenn ſie fortführen, durch ihre Aufſäſſigkeit den Untergang des Reichs zu befördern. Die Begs, durch ſeine Rede gerührt, ſchwuren, unter ihm zu ſiegen oder zu ſterben. Darauf, zu den griechiſchen Primaten gewandt, ſetzte Mehmed Reſchid ihnen auseinander, daß ſie nie eine beſſere Gelegenheit finden würden, ſich an ihren ſchipetariſchen Feinden zu rächen, und daß ſie dazu nichts weiter zu thun hätten, als ihm eine für einen Feldzug von wenigen Tagen hinreichende Summe zu zahlen. Nie hat der Grieche einen Aufruf an ſeine Vaterlandsliebe unerwiedert

gelassen, und auch die zu Monastir folgten ihm, obgleich ihr Schatz durch zehnjährige Erpressungen erschöpft war; sie sprachen deßhalb ihre Weiber an, die ihnen bereitwillig ihre Ducatenketten, Armbänder und ihren ganzen Erbschmuck übermachten, so daß sie nach Verlauf einiger Stunden dem Großwessier 250,000 Piaster überbringen konnten. Er nahm nur 100,000 davon an und gab das Uebrige den Griechen zurück; darauf führte er seine Truppen, angeblich zu einer Heerschau, aus der Stadt auf dem Wege nach Prilipe zu, marschirte aber immer vorwärts und machte erst gegen Abend Halt. Da nun rief er den Seinen zu: „Kinder, die Heerschau wird morgen in der Frühe zu Prilipe stattfinden!" und wirklich überfiel er, indem er sich in der Dunkelheit unvermerkt der Stadt genähert hatte, bei Sonnenaufgang die Albanesen und ihre sechs Paschas im Schlafe. Eilends stellten sich zwar die den Osmanlis an Zahl bei Weitem überlegenen Mirditen und Ghegen in Schlachtordnung auf, bald aber, als sie sahen, wie die Kartätschen ihre Reihen lichteten, erhoben sie ein Wuthgeschrei, warfen ihre Flinten weg und stürzten mit dem Yatagan gegen die Bajonettreihen der Taktikis los. So von den Letzteren sicher gefaßt, sanken sie haufenweise nieder; so viele ihrer verschont blieben, retteten sich durch die Flucht und machten erst in den Engpässen von Babussa Halt. Dort warfen die mit Fustanellen angethanen albanesischen Krieger Schanzen auf und erwarteten zehn Tage lang die behosten und mit Bajonetten ausgerüsteten osmanischen Gelbschnäbel. Endlich erschien das Rekrutenheer, wurde aber mehrmals durch die Flintenfalven der in einem, das Thal beherrschenden Kloster aufgestellten Mirditen von einem Sturme auf die Befestigungswerke zurückgeschreckt. Schon weigerten sich die Taktikis, den Kampf fortzusetzen, ja die unregelmäßigen Truppen, denen das neue Kriegssystem ein Gräuel war, wollten sogar den Großwessier zu einer schmachvollen Flucht zwingen, als 300 griechische Palikaren und epirotische Christen sich erboten, die Schanze zu nehmen oder im Kampfe mit dem Erbfeinde ihrer Nation zu fallen. Diese 300 neuen Spartaner erklimmten unter dem Beifallsrufe des ganzen Heeres den Berg und bemächtigten sich, trotz dem Kugelregen, des Klosters. Jetzt

wollten auch die Taktikis nicht hinter den orientaliſchen Veteranen zurückbleiben und ſtürmten die von den Ghegen vertheidigten Höhen. Nach einem furchtbaren Handgemenge ward das ghegiſche Lager eingenommen, aber die Beſiegten hatten dabei weniger gelitten als die Sieger; dieſe fühlten ſich zu geſchwächt, um auch noch die mirditiſchen Verſchanzungen zu ſtürmen, deren Beſatzung die darauffolgende Nacht benutzte, um ſich zurückzuziehen.

Der alte Muſtapha hatte während des ganzen Kampfes ruhig in einem prachtvollen Zelte, das einſt ſein Großvater von einem Sultan erbeutete, geſeſſen; als aber der Strom der Fliehenden ihn mit fortriß, ließ er das koſtbare Zelt in Flammen aufgehen und ritt in vollem Jagen nach Skadar, wo er ſich in dem Roſapha einſchloß. Währenddeſſen befleckte Mehmed Reſchid ſeinen Siegerruhm, indem er ſeinen Soldaten, als Belohnung, Kiuprili zur Plünderung preisgab. Es war in dieſer Stadt Niemand zurückgeblieben als die Weiber, die auf die Unverletzlichkeit des Harems, und der alte Kadi, der auf die Unantaſtbarkeit ſeiner amtlichen Würde vertraute; aber die Weiber wurden in ihren orientaliſchen Harems von den europäiſchen Taktikis entehrt, und der Leichnam des Kadi von ihnen durch die Straßen geſchleift. Entrüſtet über dieſe Gräuelſcenen, verlangten die 300 Epiroten, als Lohn ihrer Tapferkeit, daß ihnen geſtattet wäre, das bei jener Stadt gelegene griechiſche Dorf vor den Wütherichen zu ſchützen; dieß erlangten ſie denn auch, aber die Vertheidigung des Ortes gegen ihre bisherigen Kriegskameraden koſtete ihnen mehr Blut als die Erſtürmung des Kloſters. Das Heer brach endlich auf und zog durch Mirdita, deſſen chriſtliche Bewohner, denen es ganz erwünſcht ſein mußte, wenn die Muſelmänner ſich einander zu Grunde richteten, ihm kein Hinderniß in den Weg legten, und ſo ward Skadar mitten im Winter belagert. Der gutmüthige Muſtapha war nichts weniger mehr als kampfluſtig, er ſtudirte franzöſiſch und achtete es unter ſeiner Würde, ſich wie ein Barbar herumzubalgen. Er capitulirte alſo und fand Gnade vor dem Sultan, indem er ihm die Plane des Vicekönigs von Aegypten verrieth, welcher alle albaneſiſchen Empörer in ſeinem Solde hatte und ſo dem

Großwessier, der vor Begierde brannte, am Nil zu kriegen, in einem entfernten Theile des Reiches zu schaffen machte. Der abgesetzte, aber begnadigte Greis begab sich nach Stambul, und im Frühjahre 1832 stiegen die fränkisch-behosten Taktikis, zum großen Aergerniß der Mirditen, die geheiligte Treppe des Rosapha hinan.

Dieses denkwürdige Ereigniß war das erste Anzeichen einer plötzlichen Umgestaltung Albaniens. Der Sieger ließ nämlich im Namen der europäischen Civilisation den Befehl ergehen, daß sämmtliche Ritterburgen des Landes mit Pulver gesprengt werden sollten, und so flogen zu Skadar, Janina, Arta, Durazzo und an anderen Orten alle die alten Bollwerke in die Luft. Beim Anblick der rauchenden Trümmer ihrer Kulas sagten die muselmännischen Burgherren mit Thränen im Auge: „Unsere Zeit ist vorüber; Gott allein ist groß!" Darauf gaben sie ihren Kindern französische Bücher in die Hände, um ihnen eine Stelle im Nizam zu sichern; denn, wie sie glaubten, erschlossen sie ihnen hiermit das Geheimniß der neuen Aera, die jetzt für den Orient anheben sollte. Der Großwessier hatte heilsame Reformen im Sinne: er ordnete das Steuerwesen, versprach den christlichen Rajas, daß sie in Zukunft nur 60 Piaster von jedem Herde abgeben, und daß ihre Dorfschaften, ohne Einmischung der Muselmänner, sich selbst regieren sollten; während er aber so ein ganzes Jahr auf die Umgestaltung Albaniens verwendete, bemächtigte sich der Vicekönig von Aegypten Syriens. Als Mehmed Reschid, dorthin berufen, mit einer Menge von Albanesen in Asien anlangte, war bereits Alles zu spät; er fand das osmanische Heer in der traurigsten Verfassung und ward somit geschlagen und gefangen genommen. Seine Veteranenschaar, die ihn anbetete und „Vater" nannte, beweinte ihn, ohne im Stande zu sein, ihn zu rächen; — mit dem Besieger der Schipetaren ist, wahrscheinlich für immer, der Glücksstern der Osmanlis untergegangen.

Seit dem Ende des Jahres 1833 war von allen den erkünstelten Anordnungen, welche der Großwessier in Albanien getroffen hatte, keine Spur mehr zu finden, und im Jahre 1834 versank das Land wieder in so grauenvolle Anarchie,

daß ſeine beklagenswerthen Bewohner „die glücklichen Zeiten Ali-Paſchas" zurückwünſchten. — „Wenigſtens hatten wir doch damals nur einen Tyrannen," meinten die Tosken; „der Himmel gebe ihn uns wieder, und wir wollen mit Inbrunſt den Staub von ſeinen Füßen küſſen!" Die helleniſirten Schipetaren im Süden waren darauf angewieſen, ſich an das neue Königreich Hellas anzulehnen, welches ohne Epirus und die theſſaliſchen Gebirge — die Rheingränze der griechiſchen Patrioten — immer kein vollkommenes Ganzes bildet. So empörten ſich denn, von den Hellenen aufgewiegelt, die Albaneſen im Jahre 1835, und wenn dieſes weit ausgeſponnene Aufruhrgewebe, deſſen Hauptfäden noch nicht an's Tageslicht gekommen ſind, nur im Geringſten von der griechiſchen Regierung gefördert worden wäre, ſo würde Janina ohne Zweifel den König Otto zum Herrſcher von Epirus ausgerufen haben. Allein der König, deſſen kleiner Thron noch nicht feſt genug ſtand, fürchtete, ſich dem Sultan gegenüber zu compromittiren, und ſo ward der Aufſtand der Chriſten in Albanien gedämpft; doch war er wenigſtens in ſo fern wichtig und folgereich, als in ihm ſich ein Wechſel der Rollen kundgab: jetzt waren es nicht mehr die Muſelmänner, welche an der Spitze der Volksbewegung ſtanden, ſondern die griechiſchen und mirditiſchen Chriſten. Von den Tosken war hinfort keine Rede mehr, und die Zuſammenrottungen der Klephten in Toskarien, wo ſie im Jahre 1836 Wegelagerung trieben und Berat beunruhigten, hatten durchaus keine politiſche Bedeutung.

Anders war es mit den mirditiſchen und iliriſchen Aufſtänden in den Jahren 1839 und 1840, wo der türkiſche Nizam mehre Niederlagen erlitt. Da die muſelmänniſchen Begs von Prisren, Ipek und Priſtina ſich bei dieſer Gelegenheit mit den Chriſten verbunden hatten, ſo glaubte die Pforte, ſich den Fanatismus der lateiniſchen Mirditen zu nutze machen zu können, und forderte ihren Fürſten Nikalo auf, ſich die Gunſt des Sultans durch einen Feldzug gegen die Mohammedaner von Prisren zu verdienen. Die Mirditen weigerten ſich aber, gegen ihre Verbündeten zu kämpfen, und bald darauf wurde in Dibri ein Mordverſuch gegen den jungen

Nikalo unternommen. Dieses schändliche Attentat setzte die dibrischen Häuptlinge dermaßen in Bestürzung, daß sie aus einander stoben; einige hielten es für das Beste, zu Kreuze zu kriechen, und überantworteten dem Befehlshaber von Rumelien die beiden Hauptanstifter des Aufstandes, welche sofort nach Anatolien geschleppt wurden. Mirdita schien, wenn auch nicht unterjocht, doch wenigstens in Friedenszustand versetzt, nur mit Ausnahme der an Montenegro gränzenden Stämme, welche den blutigen Krieg mit diesem Freistaate ununterbrochen fortführten. Im Jahre 1839 verheerten die Montenegriner weit und breit das Gebiet von Skadar; eine einzige ihrer Rotten brachte von Hoti allein 600 Menschenköpfe mit, nebst einer Heerde von 1000 Ochsen, worauf die unglücklichen Bewohner dieser Stadt, um vor neuen Brandschatzungen sicher zu sein, flehentlich um ihre Einverleibung in den montenegrinischen Staatsverband baten, was ihnen denn auch gewährt wurde. Im nächsten Jahre folgten mehre bedeutende Gemeinden dem Beispiele der von Hoti, und so begann Montenegro Albanien zu zerbröckeln. Seitdem hat sich die Zwietracht zusehends gesteigert, und die Montenegriner üben mehr und mehr über Albanien eine drohende Schirmherrschaft aus. Die Anarchie scheint tief in der fehlerhaften Verfassung dieses Landes begründet; eine Verfassung aber, welche unvermögend ist, gesetzliche Ordnung mit Freiheit in Einklang zu bringen, muß am Ende alle moralische Kraft des Volkes aufzehren, indem sie mehr und mehr die Liebe zum Vaterlande schwächt. So gehen Volksthümer zu Grunde, und so verschmelzen auch die Albanesen mehr und mehr mit den Nachbarstämmen.

Viertes Kapitel.

Verfall der muselmännischen und Aufblühen der christlichen Stämme. — Wiederherstellung der ehemaligen Verhältnisse Frankreichs zu Albanien. — Einfluß Oesterreichs. — Die Zukunft der Schipetaren.

Die Niedermetzelung der Begs im Jahre 1830 hatte für Albanien dieselben Folgen wie die Vertilgung der Janitscharen

für das gesammte Türkenreich. Seit jener Zeit athmeten die Rajas wieder auf, und hatten die freien Stämme Mirditas nicht mehr so häufige muselmännische Razzias zu fürchten. So haben sie denn auch angefangen, die Offensive zu ergreifen: nur die zu nahe an Skadar gesessenen Dukaginen und die den Montenegrinern zunächstgelegenen malisorischen Klementis sind nicht aus ihrem Gleise gewichen; die Dibris dagegen haben von Jahr zu Jahr ihren Bund erweitert und 1840 auch sich mit den schismatischen Serben in Bosnien verbrüdert, was sie, wenn sie klug gewesen wären, schon längst hätten thun müssen. Gegenwärtig sind die Albanesen von Rujaï, Glugowik, Suodol, Ugrelo und Dugopolje völlig frei und erkennen keine anderen Oberhäupter an als die von ihnen selbst gewählten Greise. Die Meisten bezahlen keinerlei Abgaben und gestatten keinem Türken, sich auf ihrem Gebiete ansässig zu machen; Andere, die dem Drucke der Paschas leichter ausgesetzt sind, verstehen sich dazu, ihnen einen geringen Tribut zu zahlen und einen Beamteten von ihnen einzunehmen, welcher als Ajan in ihrem Dorfe fungirt; indessen stehen diese Bevollmächtigten durchaus in keinem Ansehen und werden meistens von den Eingeborenen streng überwacht. So genießt der Ajan, welchen der Wessier von Skadar über Gusinje gesetzt hat, nicht einmal das Recht, dieses Städtchen zu betreten, sondern muß vor dem Thore wohnen. Die katholischen Malisoris leiten ihre völlige Abgabenfreiheit davon her, daß Sultan Amurath ihnen dieselbe als Belohnung für einen Sieg über die Slawen, zu dem sie ihm verholfen, für ewige Zeiten gewährt habe; kurz das ganze nördliche Albanien erfreut sich bereits einer eben so großen und wohl noch größeren Freiheit als Serbien, oder ist wenigstens auf dem Wege, solche zu erringen.

Süd-Albanien ist — mit Ausnahme Ljapuriens und des Pindus — von lauter helleniſirten Stämmen besetzt. Diese schismatischen Stämme haben oft harte Kämpfe mit ihren katholischen Brüdern zu bestehen gehabt und von den Mirditen, die doch das griechische Kreuz auf ihrer Fahne tragen, werden sie so sehr gehaßt, daß diese oft mit den Türken gemeinschaftliche Sache gegen sie gemacht haben. Die Mirditen neigen

sich — und darin sind sie den übrigen Albanesen ganz entgegengesetzt — ausschließlich zu den Franken, als ihren katholischen Glaubensgenossen, hin; zu diesen nur hegen sie unbegränztes Vertrauen, den übrigen Christen dagegen gewähren sie kaum für eine Nacht ein Obdach. Die unheilvolle Religionsspaltung greift so tief ein, daß, selbst wenn die Mirditen und schismatischen Albanesen unter einer Fahne kämpfen, sie einander auszuweichen und zu tücken suchen. Während des Kampfes gegen die Griechen sind diese inneren Zwistigkeiten den Schipetaren äußerst verderbenbringend gewesen und haben mehr als einmal ihnen Niederlagen zugezogen.

Die Mirditen, welche slawische Zähigkeit mit albanesischer Lebendigkeit in sich vereinigen, sind zuletzt ihrer Nebenbuhler, der hellenisirten Albanesen, Meister geworden; dieses, gegenwärtig wenigstens 150,000 Seelen starke, Völklein ist die Hauptpulsader Albaniens geworden, indem hier, wo — Dank der herrschenden Sittenstrenge — alle Familien fast gleich begütert und gleich zahlreich sind, sich eher als in den übrigen Landestheilen eine einheitliche, patriarchalische Republik zu bilden vermag. Wollten die Mirditen fernerhin ihr ganzes Heil vom Abendlande her erwarten, so würden sie ihrem Verderben entgegengehen. Ihr nur allzusehr erprobtes Unvermögen, eine eigene Nation zu bilden, macht es ihnen zur Pflicht, sich mit ihren nördlichen Nachbarn zu verbünden, da sie sonst früher oder später von denselben unterjocht werden würden. Uebrigens hegen die Mirditen gegen die Slawen keineswegs eine so unsinnige Abneigung wie gegen die Griechen: obgleich sie immer noch ihre schipetarische Sprache sprechen, sind sie doch durch ihre Berührung mit dem benachbarten Bosnien und Montenegro halbe Slawen geworden und sind fast alle der illirischen Mundart kundig; leider nur reizen ihre lateinischen Missionäre sie häufig zu Razzias gegen die schismatischen Slawen auf. Vor Zeiten waren die Schismatiker und Katholiken einander weit mehr befreundet als in unserem aufgeklärten, duldsamen Jahrhunderte. Der Pater Lequien *) erzählt, daß im Jahre 1649 die Bischöfe von

*) Oriens christianus unter dem Artikel Lissus oppidum (Alessio).

Lissus und Kroja mit ihren Diöcesanen dem von den Türken bedrängten Montenegro zu Hülfe eilten und die Feinde sämmtlich niedermachten. Im Grunde haben Mirditen und illirische Slawen, was ihre Sitten anlangt, Vieles mit einander gemein; selbst die Sprache der Ersteren scheint nur noch ein buntes Gemisch von Slawonischem, Griechischem und Italienischem zu sein. Der lateinische Ritus ist, wie gesagt, die einzige Ursache der zwischen ihnen und den Serben bestehenden Entfernung; kann aber wohl die Religion länger zur Zwietracht Anlaß geben, wo keine andere Wahl ist, als, mit einander verbündet, frei zu leben, oder, gesondert, dahinzusterben?!

Die gegenwärtigen Verhältnisse der Mirditen zu den Serben von Montenegro erinnern in mehrfacher Beziehung an die der Maroniten zu den Druſen auf dem Libanon: gleichwie nämlich die Katholiken in Syrien, so sind auch die Mirditen, als ein durch innere Zwistigkeiten zusammengeschmolzener Kriegerverein, in Gefahr, einem gleich kriegerischen Volksstamme zu unterliegen, welcher zwar in sich selbst demokratisch, dabei aber bestrebt ist, über seine schwächeren Nachbarn eine aristokratische Herrschaft auszuüben; nur sind hier diese Aristokraten nicht, wie auf dem Libanon, eine mohammedanische Secte, sondern Christen, die bloß mit dem Papste nichts zu thun haben wollen. Auch andere Bande noch verknüpfen die Montenegriner mit den Mirditen. Die gefürchteten Schismatiker des schwarzen Gebirges legen ihrem Fürstbischof den Titel „Metropolit von Skadar" bei, zum Zeichen der einst bestandenen Bundesgenossenschaft, die nun zwischen ihrem Lande und Mirdita erneut werden muß. Es scheint sogar, als wären wegen dieses ihres Bündnisses mit den Schwarzen (d. h. den Rebellen von Montenegro) die Mirditen lange Zeit als schwarze Albanesen betrachtet worden, und wirklich waren sie vielleicht ursprünglich bloße Sclaven, die sich gegen ihre Herren, die weißen (d. h. reinen, ächten) Albanesen, empört und zu den Slawen geflüchtet hatten. Wie dem aber auch sein mag, so viel steht fest, daß, da sie jetzt der zunehmenden Bedrückung der Montenegriner preisgegeben sind, sie zur Wahrung ihrer angestammten Vorrechte kein anderes

Mittel haben, als sich aufrichtig den Schismatikern anzuschließen, und dieß am beßten jetzt bald, wo sie noch fast auf gleichem Fuße mit ihnen stehen. Die Zeit drängt, die orientalischen Slawen wachsen heran; noch einige Jahre, und die lateinischen Mirditen werden sich ihnen auf Gnade oder Ungnade ergeben müssen.

So sind also die Albanesen in Gefahr, aus der Reihe der Völker zu verschwinden, weil einestheils die im Norden sich von selbst zum Slawenthume hinneigen, während anderentheils die südlichen sich mit Griechenland zu verschmelzen suchen. Der natürliche Gang der Dinge hat jetzt schon Epirus fast ganz mit Thessalien und Macedonien vereinigt; diese drei Landschaften, welche eine gemeinsame Geschichte haben, bilden jetzt in moralischer, industrieller und administrativer Beziehung ein Ganzes. Kaum erkennt man jetzt das ungestüme Toskarien wieder, das einst allen Zwingherren trotzte, dessen Begs, wie einst Achilles, — der wohl ihr Ahnherr gewesen sein mag — die Helden von Hellas herausforderten und weithin den Tod brachten. Jene herrlichen Schamiden, die in goldener Rüstung einherstolzirten und eben von dem zerstörten Troja oder aus einem ruhmvollen Feldzuge unter einem zweiten Pyrrhus zurückgekehrt zu sein schienen, alle diese poetischen Krieger sind jetzt durch Knechtschaft entwürdigt. Ihre Weiber mit ihren zarten Füßchen, zierlicher, schlanker Haltung und gebietendem Blick, sie schmachten jetzt im Elend und sind froh, wenn sie sich nicht an den Pflug zu spannen brauchen, anstatt des Viehes, welches die habsüchtigen Paschas ihnen alljährlich rauben. „Unsere Väter" — so sagen sie — „haben gesündigt, und wir müssen es nun abbüßen." Die weniger geduldigen Männer wandern schaarenweis aus; ihr Landsmann Mehmed Ali zieht sie wie ein Magnet nach Aegypten, wo sie vielleicht, nach dem Sturze des Vicekönigs, unter den trägen Fellahs eine neue Mameluken-Aristokratie bilden werden.

Das unabläßig aufwallende Blut der Albanesen scheint seine zerstörende Kraft zu verlieren, sobald es einer anderen Nationalität eingeimpft wird; anstatt sie zu vernichten, belebt und befruchtet es sie und wirkt auf dieselbe wie ein neuer Lebenssaft auf einen verdorrten Baum. Dieß hat sich wenigstens

im Peloponnes, in Attika und auf den unwirthlichen Inſeln Hydra und Spezzia durch die Schamiden bewährt, die dort eine Zeit lang Niederlaſſungen hatten, die dreiſt mit den blühendſten Handelsplätzen des mittelländiſchen Meeres in die Schranken treten konnten. Auf jenen Inſeln zwar hat ſich ihre Sprache verloren, allein auf dem griechiſchen Feſtlande haben ſie ihre ſchipetariſche Mundart beibehalten, wenn ſchon ſie übrigens mit den Griechen ganz brüderlich und unter gleichen Geſetzen leben.

Welche Schickſale auch dem albaneſiſchen Stamme bevorſtehen mögen, ſein Land wird ſtets für den Seehandel von der größten Bedeutung ſein. Dieß ſah Frankreich unter Ludwig XIV. recht wohl ein; er war der erſte der Monarchen, der in Janina ein Generalconſulat und in den umliegenden Städten Viceconſulate errichtete. Der Viceconſul in Sayades, Namens Garnier, der in ſeinen zu Ende des 17ten Jahrhunderts geſchriebenen Briefen eine ausführliche Schilderung von Janina entwirft, vergleicht dieſen Handelsplatz mit Marſeille. Im 18ten Jahrh. bezog der Hafen Toulon faſt ſein ganzes Holz aus Epirus; unſere ſchönſten Kriegsſchiffe wurden aus den Eichen dieſes Landes erbaut, welche weit trockener und beſſer ſind als die von der Oſtſee. Die ſuliotiſchen und zagoriatiſchen Köhler an der Arta wurden wohlhabend im Dienſte unſerer Schiffsherren; ſie ſchwuren ganz zu Frankreich und leiſteten nur ihm Gehorſam; die Türken wollten ſie zwar dafür mißhandeln, allein die Albaneſen fingen einen Klephtenkrieg an, der erſt i. J. 1737 durch Vermittelung des franzöſiſchen Conſuls Dubroca beendigt ward. Sein Nachfolger in Arta, der kühne Boulle, gründete eine franzöſiſche Handelsniederlaſſung in Avlona, zum Erſatz der von Durazzo, welche im Jahre 1701 von ſlawiſchen Corſaren, die in venetianiſchem Solde ſtanden, geplündert und verbrannt worden war. Boulle entwarf für unſeren Handel in Albanien große, herrliche Pläne. Während der Hungersnoth i. J. 1741 konnte er ſogar den Bewohnern von Paris mit epirotiſchem Getreide aushelfen; allein, da er ſich durch dieſe hochherzige Handlung in Schulden geſtürzt hatte, zu deren Bezahlung das franzöſiſche Miniſterium ſchmählicher Weiſe

sich nicht verstehen wollte, so blieb ihm, wenn er nicht den türkischen Gerichten verfallen wollte, Nichts übrig, als Muselmann zu werden. Bald aber quälten ihn Gewissensbisse, und ein Brief, den der Renegat im Jahre 1762 von Tenedos aus an den König von Frankreich schrieb, kündigte demselben an, daß er zum Märtyrer werden wolle. Wirklich begab sich auch der Unglückliche nach Stambul und schwur, um wieder Christ und Franzose zu werden, in Gegenwart des Divans den Islam ab. Er erlitt die Todesstrafe, sein Leichnam aber ward seinen früheren Landsleuten überlassen. Wo könnte man in unserer Geschichte einen vollkommeneren, schöneren dramatischen Stoff finden als das Leben dieses unbekannten großen Mannes, dessen Andenken die Griechen besser als wir selbst bewahrt haben. Eine Anzahl Mohammedaner traten, durch das erhabene Beispiel Boulle's begeistert, zum Christenthum über; die freien Phare von Epirus wollten ihren theuren französischen Consul rächen und pflanzten bei ihren Streifzügen das Labarum auf Bergen auf, wo es längst nicht mehr geweht hatte.

Mit der Revolution erlitten die Verhältnisse Frankreichs zu der griechisch-slawischen Halbinsel eine gänzliche Umwandlung; wir verloren fast allen Einfluß auf dieselbe. Gegenwärtig profitiren Corfu, Triest und Genua von dem Handel mit Albanien, ohne dabei auf Concurrenten zu stoßen; sie beziehen von daher Vieh, Oliven, Tabak, trefflichen Honig, Ziegen- und Schaffelle, rohe Wolle und schöne Korallen, deren Aufsischung so einträglich ist, daß zu Ali-Paschas Zeit einige Neapolitaner dieselbe, nur allein an der epirotischen Küste, für 60,000 Franken erpachtet hatten. Von allen diesen Producten erhält Frankreich Nichts unter seiner eigenen Flagge, außer etwa einige Ladungen Wolle und Corduan. Die Einfuhr, die in französischen Wirkereien, Kurzwaaren, Zucker und Zeuchen bestand, ist von den Marseillern auf die Triester Kaufleute übergegangen, deren Commis jenen Barbaren, anstatt der soliden französischen Tuche, leichte englische Stoffe verkaufen. Alle Welt, ja selbst die Kaufleute von Ancona und Messina, versenden nach Albanien Borten eigener Fabrik für Lyoner. Venedig liefert auch nach seinem Falle immer noch den Alba-

neſen Brescianer Flinten und Piſtolen mit dünnen Kolben und zierlicher eingelegter Arbeit; Pulver dagegen fabricirt der Albaneſe ſelbſt in ſeinem Hauſe.

Sollte Frankreich ſich nicht bemühen, endlich einige jener Vortheile, welche Albanien ihm vormals gewährte, wiederzuerlangen? Die erſte für dieſen Fall zu nehmende Maßregel wäre die Verlegung des Generalconſulats von Janina nach Skadar, oder in das Land der Mirditen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß nicht Janina mehr, ſondern die ſlawiſch-mirditiſche Stadt Skadar Hauptſtadt des Landes iſt. Janina, und ſomit auch das franzöſiſche Generalconſulat, wird, ſo zu ſagen, von den Engländern blockirt, welche von Corfu aus die Zugänge zu dem Buſen von Arta und die ganze Küſte von Epirus überwachen. Man darf nicht mehr auf die glänzenden Vortheile rechnen, welche die Eichen jener Thäler unſerer Marine verſchafften. Frankreich muß demnach, für den Augenblick wenigſtens, ſich von dem geknechteten Epirus weg und zu der immer freien Mirdita hinwenden. Frankreich wird dort nur einen einzigen Concurrenten haben, nämlich Oeſterreich, welches nicht im Stande iſt, einen Handelswettkampf mit Frankreich lange auszuhalten. Die meiſten Schiffe, welche, zur Zeit unter der Flagge Trieſts und für Rechnung der Trieſter Handelsgeſellſchaften, die von ihnen zu Durazzo, Avlona und an der Mündung der Bojana geladenen albaneſiſchen Producte nach Marſeille bringen, ſind ſlawiſche Fahrzeuge: warum tritt nicht die Handelskammer von Marſeille mit den Capitänen derſelben in unmittelbare Beziehung und nimmt einige dieſer Landsleute der Helden von Montenegro in ihren Dienſt? Unbezweifelt könnten unſere Gewerbserzeugniſſe dort einen beträchtlichen Abſatz finden, zumal wenn die beiden Seeen, der von Skadar und von Ohrida, welche gleichſam die beiden Pole von Mirdita bilden und die beiden größten Waſſerſpiegel im Inneren der europäiſchen Türkei ſind, mit dem Meere in Verbindung gebracht würden. Bereits gehen Küſtenfahrer von 150 Tonnen die Bojana aufwärts bis Oboti, zwei Meilen unterhalb Skadar. Eiſerne oder ſehr flach gehende Dampfboote, wie die auf der oberen Loire, würden von dort aus leicht bis in den See ſelbſt gelangen, wo ſie dann, ohne

Zwischenhändler, mit den unabhängigen Stämmen von Zeta, Klementi und Montenegro verkehren könnten. Die beiden Drin, der schwarze und der weiße, würden gleichfalls für leichte Dampfer fahrbar sein, und wären diese Fahrzeuge einmal in den schönen, tiefen Ohrida-See eingelaufen, so würden sie an seinen Ufern Culturkeime aussäen, welche ihn binnen Kurzem seiner Bestimmung, der Genfer See des morgenländischen Europas zu werden, entgegenführen müßten.

Mirdita war uns Franzosen nicht immer so unbekannt wie jetzt; der große König hatte dieses Land ganz besonders in sein Herz geschlossen und schickte viele Missionäre dahin aus. Erst im Jahre 1717 wurde durch die unaufhörlichen ghegischen Unruhen der letzte französische Consul aus Durazzo verscheucht. Er übertrug bei seinem Abzuge einem spanischen Agenten die Fürsorge für die katholischen Missionen; von diesem hat Oesterreich die Verpflichtung ererbt und wird in unseren Tagen durch den Einfluß, den es auf die Mirditen ausübt, reichlich dafür entschädigt. Aber Oesterreich benutzt sein Ansehen, in welchem es bei diesem Volke steht, nur um ihm Haß gegen seine slawischen und griechischen Nachbarn einzuflößen und so seinen Untergang herbeizuführen, aus welchem es gewiß Vortheil ziehen würde. Dieser Untergang scheint — wir wiederholen es nochmals — unvermeidlich, wofern die Mirditen nicht ihre innere und auswärtige Politik gänzlich ändern. Ihre Tugenden selbst reiben sie, da sie darin zu weit gehen, auf: so werden ihnen z. B. wegen ihrer Verachtung alles Luxus ihre materiellen Interessen gleichgiltig. Der Mirdite ist zufrieden, wenn er nur eine jährliche Einnahme von 100 Franken hat; da nimmt er sich dann nicht mehr die Mühe, seine Producte zu Markte zu bringen, sondern vergräbt seinen Mais und seine Gerste in seinen Ambars (unterirdischen Getreidemagazinen). Seine begeisterte Freiheitsliebe zieht nicht minder schlimme Folgen nach sich: hat ein Stamm eine schwer zugängliche Gebirgsstätte gerodet und wohnlich gemacht, so denkt er gleich darauf, daselbst unabhängig zu leben; die Gefahren, denen er sich dadurch aussetzt, sind in seinen Augen Nichts, im Vergleich zu dem stolzen Gefühle, nur seinen eigenen Stammesältesten Gehorsam schuldig zu sein. Ist es ihm

gelungen, sich abzuschließen und von aller fremden Herrschaft loszumachen, so wirkt sein Ehrgeiz nach Innen; Jeder will Oberhaupt sein, die Eifersucht wird immer erbitterter und führt am Ende zu Mord. Ein trauriges Beispiel hiervon sind die Morde, welche seit fünf Jahren in der mirditischen Dynastie der Dodas wüthen. Der Anblick einer solchen Fülle mißbrauchter Kräfte und unersprießlicher Tugenden thut dem Herzen des Wanderers weh. Er sieht sie in's Verderben stürzen, diese Heldenstämme, und kann leider nicht, ja mag nicht einmal — so wie sie jetzt sind — sie von dem Abgrunde zurückhalten. Beim Anblick der schauderhaften Verheerungen, welche ihre Tschetas unaufhörlich verbreiten, welch' traurige Gedanken drängten sich mir da auf! Ist das die Frucht der Freiheit? Und doch ist die Freiheit so unaustilgbar, so ewig wie Gott; nur muß sie willig dem Zügel der Religion, d. h. der Liebe, sich fügen. Ja, ich fühlte mich mit neuer Hoffnung belebt, wenn ich zuhörte, wie diese Barbaren in ihrer Einöde während des Gottesdienstes unter freiem Himmel das christliche Glaubenssymbol sangen, und wenn das „cujus regni non erit finis" weithin erscholl, — welch' trostbringende Töne inmitten dieser Stämme, welche absterben unter dem Laubdach der Urwälder, die allein in ewiger Lebensfrische dastehen!

Das Unheil, welches diesem Volke droht, könnte wohl noch beschworen werden, wenn seine Institutionen einen friedlicheren Charakter annehmen wollten; die blutigen Streitigkeiten, die alljährlich zwischen den lateinischen Katholiken und den griechischen Schismatikern ausbrechen, könnten sich in einen bloß geistigen Kampf umwandeln. Dieß dürfte aber nur durch europäische Vermittelung — gleichviel ob von Staatswegen oder privatim — gelingen. Eine Gesellschaft philanthropischer Speculanten, welche sich, neben weitaussehenden commerciellen Zwecken, dieß zur Aufgabe machte und, da sie der Blutrache dieser Stämme fremd ist, in ihrer Mitte eine Gemeinde des Friedens und der Versöhnung, gleichsam eine neue klementinische Gemeinde, bildete, müßte die würdige Nachfolgerin der Klementis werden, die ihres herrlichen Namens gar nicht mehr eingedenk zu sein scheinen. Lebte sich eine solche Gesellschaft in das Volksthum der Mirditen und in ihre Sitten —

so viel davon noch nicht entartet ist — ein, sie würde bald in Albanien zu großem Ansehen gelangen. Die Dynastie der Balschiden, welche mehre Jahrhunderte lang zu Skadar, Zeta und Durazzo herrschte, stammte von einer ausgewanderten französischen Familie, den Herren von Baux oder Balsa, welche zur Zeit der sicilianischen Herrschaft Carl's I. sich aus der Provence nach Albanien übersiedelte. Heutzutage sind die Mirditen noch ebenso sehr als früher geneigt, die ordnungschaffende Gewalt des französischen Geistes anzuerkennen und Frankreichs Söhne an ihre Spitze zu stellen, welche, wie neue Cadmusse, mit Einsicht, Gewerbsthätigkeit und Muth ausgerüstet, sich aufrichtig der Sache der Albanesen annehmen würden.

Albanien ist sicherlich unter allen dem Namen nach dem Türkenreiche unterworfenen Ländern dasjenige, wo einsichtsvolle, unternehmende Männer am erfolgreichsten würden schaffen und wirken können. Wie sie einst unter Alexander, Pyrrhus und Skanderbeg waren, so sind die Schipetaren, kraft ihrer unverwüstlichen Natur, auch noch, oder würden es vielmehr noch sein, wenn unter ihnen ein Held aufträte, der sie zu begeistern verstände. Im Frieden, wie im Kriege, würde diese Begeisterung Wunder thun, und unter ihrem mächtigen Walten würde bald die ganze griechisch-slawische Halbinsel ein anderes Ansehen bekommen. Aber in Ermangelung großer oder auserwählter Männer, können wenigstens schlichte Missionäre diese Völker civilisiren. Was sie bei den Klementis gethan, würde ihnen ebenso gut auch bei den übrigen Stämmen gelingen. Es wären dazu nur 4 bis 5 entschlossene Männer nöthig, welche in brüderlichem Verein, mit Genehmigung der Häuptlinge, in der Mirdita einige Schulen, so wie Industrie- und Ackerbau-Institute anlegten. Dann würden diese rohen Seelen menschlicherer Empfindungen fähig werden. Bis tief hinein in das Chimára-Gebirge würden die erbittertsten Feinde von den wohlthuenden Gefühlen des Mitleids und der Versöhnlichkeit durchdrungen werden. Jene Raubnester der Ljapis, welche der Alt-Grieche als den äußersten Winkel der Erde und als den Anfangspunct unendbarer Finsterniß betrachtete, diese Acroceraunien, wo das düstere, wilde

Abendland anhob, würden dann ein Leuchtthurm zwiſchen dem Orient und Europa werden. Wie viel neue Thatſachen würden dem Hiſtoriker ſich enthüllen, ſobald er jene uralten Stämme näher kennen lernte! Welche reiche Ausbeute von Entdeckungen würden Natur- und Alterthumsforſcher machen, wenn jene Gegenden leichter zugänglich geworden wären! Doch abgeſehen auch von dieſen Bereicherungen der Wiſſenſchaft, wollen wir wenigſtens hoffen, daß endlich den Schipetaren ein höheres, geiſtigeres Leben aufgehen, und daß ſie nicht durch unſere Theilnahmloſigkeit zu ewiger Barbarei verdammt ſein werden.

Fünftes Buch.

Die Bulgaren.

Erstes Kapitel.

Statistik Bulgariens. — Allgemeiner Ueberblick des Landes.

An den Gränzmarken Europas lebt ein geknechtetes, unglückliches, kaum mehr dem Namen nach gekanntes und doch unserer Theilnahme so würdiges Volk; und dieses Volk, — es sind die Bulgaren. Unter dem härtesten Drucke hat es seine angestammten Sitten, seinen lebendigen Glauben, seinen edlen Charakter bewahrt und scheint, nach einer glorreichen Vergangenheit, vermöge seiner geographischen Lage, berufen zu sein, in der Zukunft eine wichtige Rolle zu spielen. Seine Heimath ist das große, von der Donau und dem schwarzen Meere gebildete Dreieck zwischen Kladowo, unweit der siebenbürgischen Gränze, und dem Kriegshafen Burgas, welcher Konstantinopel mit Odessa verbindet. Da nun die Donau und das schwarze Meer, nächst dem mittelländischen Meere, die beiden Hauptpuncte sind, von welchen aus das Abendland auf Asien einwirken kann, so liegt es am Tage, daß, wenn diese beiden Handelswege in die ausschließliche Gewalt einer Regierung kämen, diese dadurch thatsächlich halb Europa bemeistern würde. Das Abendland, und vorzüglich Frankreich, muß demnach Alles aufbieten, um diese drohende Vereinigung der europäisch-asiatischen Verbindungswege in den Händen einer einzigen Macht zu verhindern, und so nehmen die Bulgaren,

welche Konstantinopel decken, oder es vielmehr von der Landseite hermetisch einschließen, die ganze Aufmerksamkeit unserer Diplomatie in Anspruch.

Diese Nation zählt gegenwärtig 4,500,000 Seelen; die Flächenausdehnung des Landes, welches sie innehat, steht in richtigem Verhältniß zur Ausdehnung seiner Küsten, ja das bulgarische Volk strebt sogar, immer tiefer in das Binnenland einzudringen. Nach Thracien zu, auf jener weiten, den türkischen Hirten preisgegebenen, öden Fläche, gründet es täglich neue Ansiedelungen; gegen Griechenland hin verbreitet es sich bis in das Herz der hellenischen Landschaften, wo die Eingeborenen, die sich nach den Städten oder an die Küsten hindrängen, schon seit langer Zeit die Thäler den auswandernden Bergbewohnern überlassen haben. Dort treten die entgegengesetzten Richtungen der beiden Volksstämme recht sprechend hervor: der Slawe sucht nur das Land anzubauen, der Grieche dagegen will das Meer ausbeuten und an allen Küsten Handelscolonieen und Städte gründen. Könnten diese beiderseitigen rivalisirenden Bestrebungen sich mit einander in Einklang setzen und ungehindert wirken, sie allein schon würden im Stande sein, die Wiedergeburt des Orients herbeizuführen.

Unbekümmert um die Wanderungen und Wohnsitzveränderungen der Volksstämme, bezeichnen die Geographen nach wie vor als Gränzen Bulgariens: Thracien, Macedonien und Albanien, drei Landschaften, in welchen heutzutage eine Unmasse Bulgaren ansässig sind; ja in Macedonien bildet dieser Stamm sogar den Kern der Bevölkerung; man spricht dort in dem ganzen Südwesten, von den Höhenzügen zwischen Kailari, Chatitza, Ostrowo und Werria bis zu den Thälern Niausta und Wodena, serbisch und bulgarisch; und nur im Süden dieser Linie ist der macedonische Bauer noch Grieche. Ein kurzer Küstenstrich am Archipel gehört ausschließlich slawischen Familien, welche Bujuk-Betschik, Bazar-Djebid und Sidero-Kajech innehaben. In Saloniki ist die Zahl der bulgarischen Einwohner so groß, daß man nicht umhin kann, diese Stadt als ein Gemeingut der Griechen und Slawen zu betrachten, und diese Letzteren könnte man sicher-

lich nicht verdrängen, ohne auf der Halbinsel eine blutige Reaction hervorzurufen. In Thracien nehmen die Bulgaren ebenfalls wichtige Stellungen ein, und bis gegen Konstantinopel hin — z. B. zu Indjig, einer kleinen Fabrikstadt — bilden sie die Grundlage der Bevölkerung. Wenden wir uns gegen das östliche Albanien, so finden wir dort ebenfalls ganze Districte, wo das Bulgarische alleinige Volkssprache ist. Endlich ziehen sie sich bis nach Livadien herab, und selbst im Peloponnes werden sie angetroffen. Ihre Ansiedelungen sind um so nachhaltiger, weil sie ein geschmeidiges, arbeitsames Volk sind; da sie indessen am liebsten in Dörfern wohnen und die Städte willig den Hellenen überlassen, bleiben sie unbemerkt, sind aber darum gleichwohl — selbst nicht mit Ausnahme der Griechen — das zahlreichste unter den Völkern der europäischen Türkei.

Warum bezeichnet nun der Name Bulgarien nur ein so kleines Gebiet? Dieß erklärt sich aus der schlauen Politik der Türken, welche absichtlich die Gränzen der unterjochten Völker verwischt haben, damit diese sich selbst nicht mehr von einander zu unterscheiden vermöchten. Die Türken haben in ihrem Reiche geschaltet wie heutzutage der Czaar in Polen: dieses große Land, welches so viele einzelne Landschaften enthielt, ist durch Abstückelungen dermaßen zusammengeschmolzen, daß der Russe es nur noch als ein Gubernium, eine Provinz, betrachtet. Ebenso enthält auch die von den Sultanen zerstückelte alte bulgarische Czaarschaft nur noch 800,000 bis 900,000 Seelen; aber außerhalb dieses politischen Bulgariens ist noch in ganzen Landschaften die bulgarische Sprache die vorherrschende, ungefähr so, wie, trotz allen diplomatischen Bestimmungen, Brüssel und Chambéry immer noch französisch denken und sprechen.

Indessen darf man nicht glauben, daß alle Districte, in welchen bulgarisch gesprochen wird, sich zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen strebten; vielmehr sind manche derselben, vermöge ihrer Interessen, so innig mit den Griechen verbunden, daß es Thorheit wäre, sie aus dieser Verbindung herausreißen zu wollen. So wird z. B. ein großer Theil der Rajas in Thracien sich jederzeit an die konstantinopolitanischen Griechen anschließen. Schon unter den oströmischen

Kaisern, zu einer Zeit, wo die Bulgaren ein mächtiges Reich bildeten, waren die thracischen mit den Herrschern am Bosporus verbunden und zahlten ihnen Tribut; sie hießen Romei (Rumelioten), ein Name, der allen Griechen gemeinsam war. Noch heutiges Tages sind sie es, die am meisten mit den Hellenen sympathisiren, deren Sprache sie fast durchgängig verstehen; sie bedienen sich zwar vorzugsweise ihrer Muttersprache, allein sie sprechen diese mit jenem nachdenklichen, melancholischen, griechischen Accent, — einem Gemisch von schleppenden und raschen, gedämpften und scharfen Tönen — der den übrigen Bulgaren nicht eigen ist.

Dieses Volk wandert übrigens gern aus; man findet es in vielen entfernteren Gegenden zerstreut, wie z. B. in Serbien und in der Walachei, wo es ganz von seinem Mutterlande abgeschnitten lebt. Ungeachtet ihres Wandertriebes scheuen aber die Bulgaren nichts mehr, als sich mit einem anderen Volke zu vermischen. Nach dem Feldzuge von 1829 nahmen die Russen gegen 30,000 derselben, welche der Rache der Türken am meisten ausgesetzt waren, mit sich fort und wiesen ihnen fruchtbare Ländereien am Dnepr an; aber die Russen selbst gestehen ein, daß diese Slawen sich nicht haben an die moskowitische Lebensweise gewöhnen können und nach und nach alle in die Türkei zurückgekehrt sind.

Man kann zweierlei Bulgarien unterscheiden: das eine im Norden, das andere im Süden des Balkan, jenes nach der Donau hingeneigt, dieses nach dem Griechenland zunächst liegenden Theile des mittelländischen Meeres, welches der Bulgare Bjelo-more-to (das weiße Meer) nennt. Das eine besitzt alle walachischen und ungarischen, das andere alle griechischen Producte. Auch die Bewohner dieser beiden verschiedenen Länder sind an gewissen Unterscheidungszeichen erkennbar: so haben die Nord-Bulgaren, außer ihrer Sprache, die der russischen ähnelt, in ihren Sitten viel mehr Tartarisches an sich und haben demnach dem Islam weit mehr Jünger geliefert als die fast helleniſirten Süd-Bulgaren. Erstere, rauh und ungeschlacht, sind weniger gastfrei gegen Fremde und demüthiger ihrem Herrn gegenüber; sie reden so geschwind, daß ihre ruckweise ausgestoßenen Laute fast unver-

ständlich werden. Die Sprache der Süd-Bulgaren dagegen hat einen starken Zusatz von Serbischem und Griechischem und ist sanft und wohlklingend. Die Verschiedenheit der beiderseitigen Volksthümer drückt sich selbst in den Kindern aus: im Süden kommen sie dem Reisenden freundlich entgegen, im Norden aber fliehen sie ihn, und der Ausdruck „Fremde" (stranji tschelovek) gilt bei ihnen als Schimpfwort.

Mit Unrecht betrachtet man also Bulgarien als eine einzige große Landschaft, vielmehr ist es schon von Natur in 5 bis 6 verschiedene Landstriche getheilt, von denen jeder gegenwärtig eine Stadt von 30,000 bis 50,000 Einwohnern als Hauptort hat. Diese Landschaften sind: Zagora, oder das transbalkanische Bulgarien, welches, neben seiner christlichen, eine ziemlich starke osmanische Bevölkerung und Philippopel zur Hauptstadt hat; — Dobruja, die bulgarische Küste des schwarzen Meeres, wo noch die aus der Krimm ausgewanderten, nogaïtischen Tartaren nomadisch umherschweifen, mit der Hauptstadt Varna; — Donau-Bulgarien mit der Hauptstadt Widdin; — Hoch-Bulgarien, das Binnenland, wo, von unzugänglichen Gebirgen eingeschlossen, die alte heilige Stadt Sophia — (das Moskau der Bulgaren) geborgen liegt; — endlich das macedonische Bulgarien, welches Seres zur Hauptstadt hat und sich bis zum Busen von Contessa und zum Athos erstreckt. So stehen Bulgarien zwei Meere offen: über Varna erhält es die Producte Asiens und Rußlands und kann die seinigen dorthin befördern, durch Seres und Saloniki aber steht es mit allen südeuropäischen Häfen in Verbindung. Indem die Natur den Bewohnern eines in geographischer Hinsicht so günstig gelegenen Landes eine Sprache und Sitten verlieh, welche von denen der Nachbarländer abstechen, hat sie dieselben augenscheinlich dazu bestimmt, einen besonderen Staatskörper zu bilden, und nur rohe Gewalt hat dieß anders fügen können.

Viele Umstände vereinigen sich, um mit jedem Jahre die bulgarische Volkszahl zu steigern, während das Häuflein Türken mehr und mehr zusammenschmilzt. Mit dem lebhaften Drange, sein Geschlecht zu vervielfältigen, verbindet nämlich der Bulgare eine Sittenreinheit, die ihn von den meisten

Krankheiten, welche einen frühzeitigen Tod herbeiführen, bewahrt. Das mörderische Kriegsgetümmel geht spurlos über ihn hinweg; der stolze Osmane schließt ihn ja verächtlich von seinem Heere aus. Die unaufhörlich wüthende Pest verschont in Bulgarien die Christen, welche Vorsichtsmaßregeln gegen die Seuche ergreifen, und rafft nur die fatalistischen Muselmänner hinweg. Es ist erwiesen, daß jede große Pest der Türkei fast eine Million Einwohner raubt; die vom Jahre 1838 tödtete in Bulgarien allein 86,000, und zwar fast lauter Türken; von diesen kamen allein auf die Städte Sophia und Philippopel 29,000 Schlachtopfer; in Selvi, einer Stadt von 8000 Seelen, schwand die ganze Einwohnerschaft dahin. Die Rajas meinten, daß diese Seuche durch die Unkeuschheit ihrer Gebieter veranlaßt worden sei: es hätten sich nämlich junge Türken zu Bazardjik, welche in eine schöne Armenierin verliebt und lüstern gewesen wären, ihre Leidenschaft zu befriedigen, nach dem Tode derselben über ihren kaum erkalteten Leichnam hergestürzt und so den Krankheitsstoff, aus welchem die furchtbare Pest entstand, in sich aufgenommen und weiter verbreitet. Die bulgarischen Landbewohner befanden sich zu jener Zeit, gleichwie die Hebräer während der sieben Plagen Aegyptens, in unverändertem Wohlsein.

Kein Theil des osmanischen Reichs hat eine so dichte Bevölkerung wie Bulgarien: es ist überfüllt mit Dörfern, die aber der Reisende selten gewahr wird, weil sie fern von der Landstraße verborgen liegen. Die fortschreitende Cultur, welche überall das Gestripp ausrodet und nur große Bäume stehen läßt, macht natürlich den Eingeborenen die Vertheidigung des Landes schwieriger, und ein Parteigängerkrieg würde dort nicht so erfolgreich geführt werden können als in den griechischen und serbischen Landschaften; indessen starrt Bulgarien doch von Bergen, deren Pässe unzugänglich werden würden, sobald die Einwohner sie mit vereinter Kraft dem Feinde verschließen wollten. Die vorzüglichsten unter diesen Bergen, welche zusammen das Rhodopegebirge der Alten bilden, steigen senkrechter gen Himmel, als die steilsten Alpenhörner; das alte Griechenland betrachtete sie als die steilsten Gipfel der Erde. Sie werden von sieben engen, schon im Alterthume bekannten

Pässen durchschnitten, unter denen sich besonders auszeichnen: die Porta Trajani bei Isladi, das eiserne Thor jenseits Ternowo, im höchsten Theile des Gebirges, und der Paß von Schumla, jenseits Aidos. Dieß sind die eigentlichen Thore von Stambul. Von der Landseite her ist also die Sicherheit der Hauptstadt der Willkür der Hirten des Balkan preisgegeben.

Ungeachtet dieser Gebirgsmassen, ungeachtet des Schneees, der im Winter die Höhen bedeckt, ist Bulgarien immer noch eins der fruchtbarsten Länder Europas. Alle Erzeugnisse eines milden Klimas gedeihen dort im Ueberfluß: über jenen spitzen Eichenwipfeln liegen noch, hoch in den Wolken, Wiesen, und auf dem Wege zu denselben kommt man durch Wälder von Kirsch- und Pflaumenbäumen, von Wallnußbäumen mit majestätischem Schatten und Haselnußgesträuch, welches dick wie Eichen ist. Von dem Mineralreichthum dieser Berge zeugt der Silber- und Goldsand der Flüsse; was aber die Industrie der Bulgaren anlangt, so ist sie, außer der Fabrikation grober Tücher und der Bereitung von Rosenöl, unerheblich. Dieses letztere, den feinsten von allen orientalischen Wohlgerüchen, verdanken wir jetzt lediglich noch den schlichten Bewohnern des Balkan; leider aber wird ihnen der Gewinn, welchen sie aus dem Verkauf dieses in ganz Europa verbreiteten Fabrikates ziehen könnten, durch die habsüchtigen Armenier verkümmert, die sich in diesem, wie in anderen Handelszweigen, das Monopol angemaßt haben.

Die englischen Reisenden, die lediglich die landwirthschaftliche Thätigkeit des Bulgaren anstaunen, aber den Druck, unter dem er seufzt, unbeachtet lassen, schildern diesen Theil des orientalischen Reiches als ein irdisches Paradies, wo ringsum Freude ist und Milch und Honig fließt. Die Wirklichkeit entspricht aber durchaus nicht dieser Schilderung. Nichts gleicht mehr den Wohnsitzen der Wilden als ein Celo (bulgarisches Dorf). Alle sind sie von der Landstraße, oder vielmehr dem unbebauten Boden, welchen man so nennt, entfernt und werden also von der Mehrzahl der Reisenden gar nicht bemerkt; sie dehnen sich häufig auf einer Wiese hin, am Ufer eines Baches, der ihnen als Wallgraben und natürliches Vertheidigungswerk dient. Solche Dörfer findet man in großer Zahl, fast auf

jede Meile kann man eins rechnen. Jeder Celo besteht aus 4 bis 5 Gehöften oder Gruppen von Häusern, deren jedes durch einen freien, mit Rasen bewachsenen Raum von dem anderen geschieden ist. Die mit einer dicken Hecke umzäunten Gehöfte erscheinen wie Inseln in diesem Wiesenmeer. Die Zahl der Hütten, welche ein Gehöfte bilden, beläuft sich fast immer auf 10 bis 12. Diese sind bald aus Weidengeflecht aufgeführt, was ihnen das Ansehen großer Körbe giebt, bald in die Erde eingearbeitet und mit einem kegelförmigen Dache aus Stroh oder bunt übereinander geworfenen Zweigen versehen. Jederlei Geschöpf hat in dieser Arche der Einöde seine besondere Behausung: so giebt es Hütten für die Hühner, für die Schafe, Schweine, Ochsen und Pferde. Mitten unter diesen vielen Nebenbehausungen hat der bulgarische Bauer seine Hütte, die ihm als Schlafstätte und zugleich auch als Speisekeller, Küche und Schüttboden dient; dort schläft er auf einem, auf die Erde gebreiteten Pelze in der Nähe das Herdes, d. h. eines in der Mitte der Stube eingegrabenen runden Loches. Bei diesen düsteren Wohnungen ist nur das Dach über die Erdoberfläche erhaben; man gelangt zu denselben auf einer Treppe von wenigen Stufen, und die Thüren sind so niedrig, daß man sich beim Eintreten bücken muß. Dessenungeachtet ist das Innere dieser Häuser so schmuck und reinlich, als nur immer möglich; sie verdanken dieß der unermüdlichen Baba (der bulgarischen Hausfrau), welche so an Beschäftigung gewöhnt ist, daß sie selbst beim Kochen, ja sogar, indem sie ihre Producte zu Markte bringt, den Spinnrocken handhabt. Der schwermüthige Storch nistet gewöhnlich auf diesen pyramidenförmigen Hütten, wie auf den Schornsteinen der polnischen Bauern; dieser geheiligte Vogel des Orients, wenn er so auf seinen langen Beinen dasteht und ganze Tage lang sein Nest bewacht, ohne durch die geringste Bewegung oder den leisesten Ton seine Anwesenheit kund zu geben, ist das sprechendste Wahrzeichen der asiatischen Civilisation.

Der Nationaltypus der bulgarischen Städte, die Eigenthümlichkeit, die sie von den übrigen Städten der Türkei unterscheidet, läßt sich im ersten Augenblick nicht recht erfassen, indessen verräth sie dem Wanderer, bei näherer Betrachtung

den ländlichen Sinn des Volkes. Es herrscht hier weniger Prunk als in den türkischen Städten; dafür ist aber auch mehr für die Bequemlichkeit des Lebens gesorgt. Die Heerden ziehen in den Straßen umher, die Ziegen grasen die Plätze ab, in den Victualienhandlungen sind Unmassen von Früchten aufgehäuft, wogegen man nur sehr wenige und wenig besuchte Buden von Waffenschmieden findet, die doch in der Regel eine Hauptzierde der orientalischen Bazare sind. Jede größere bulgarische Stadt hat auch ihre Thurmuhr, welche die Stunden — jedoch nach türkischer Zeitrechnung — schlägt. Alle neueren Gebäude sind von Holz aufgeführt; an den öffentlichen Bauwerken zeigt sich, anstatt des alt-osmanischen Glanzes, die größte Aermlichkeit. Die meisten Städte, wie Sophia, Widdin, Ternowo, Philippopel haben nur noch plumpe Portale aus quer übergelegten Balken gebildet, welche dem Wanderer glauben machen, er trete in eine verwüstete Meierei. Dieß sind die Städte, welche der Bulgare gebaut hat, welche er mit Nahrung versorgt und wo er noch immer die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht; aber seit vier Jahrhunderten darf er nicht mehr zu Pferde darin einziehen und nur zu Fuße vor den türkischen Wachen vorübergehen; höchstens wird es ihm, wenn er reich und angesehen ist, gestattet, auf einem Esel durch die Straßen zu reiten.

Zweites Kapitel.

Charakter, Sitten und Industrie der Bulgaren.

Dasselbe bulgarische Volk, welches zu Anfang des Mittelalters, als die ehrgeizige tartarische Dynastie über ihm thronte, wegen seines Kriegersinnes, seiner Reichthümer und seiner Handelsbetriebsamkeit in hohem Ansehen stand, ist jetzt das schlichteste, friedliebendste unter den Völkern Europa's. Alle, welche den jetzigen Bulgaren kennen, loben einstimmig seine friedsamen Tugenden: er ist dienstwillig, arbeitsam, äußerst mäßig und im Handeln bedächtig; hat er sich aber einmal zu etwas

entschlossen, so entwickelt er bei der Ausführung eine seltene Beharrlichkeit, und trotzt dabei, mit Riesenkräften begabt, kaltblütig und ohne prahlerisches Wesen den größten Gefahren. Obgleich er von allen den fünf Völkern der Halbinsel am meisten unter dem Drucke lebt, hat ihn das Elend doch nicht herabgewürdigt; jetzt wie ehedem ist sein Blick stolz, sein Körperbau groß und schön, seine Ehrenhaftigkeit untadelig; man kann ihm mit voller Zuversicht, ohne Beisein von Zeugen, die größten Summen anvertrauen, er wird sie redlich an den Ort ihrer Bestimmung befördern. Man wirft ihm vor, daß er vor dem Türken zittere, aber zittern thut der Bulgare nicht, nur weiß er, wie jeder vernünftige Mensch, wo aller Widerstand unmöglich ist, sich schweigend der Gewalt zu fügen.

Freilich verbindet der Bulgare mit diesen Vorzügen auch große Gebrechen: er ist keines Enthusiasmus fähig und sticht besonders durch seine Schwerfälligkeit und sein Phlegma sehr gegen seine Nachbarn, die lebhaften, kecken Slawen, ab. Wenn der Grieche auf der Halbinsel hinsichtlich seines Geistes, der Serbe hinsichtlich seines Muthes den Vorrang behauptet, so zeichnet sich der Bulgare nur durch seine Geduld und seine Arbeitsamkeit aus; aber diese Auszeichnung verdient er auch in vollem Maße. Er ackert und gräbt, wo er nur kann, selbst an der Heerstraße pflanzt er Bäume, deren Früchte der Reisende allein genießt. Er versieht Konstantinopel mit Nahrung und er allein nimmt sich in diesem Hirten- und Kaufmannsstaate des Ackerbaues an. Der Bulgare wird bis auf's Blut ausgepreßt; kann er nicht mehr zahlen, so rauben ihm die Einnehmer selbst das Erbe seiner Väter, und doch wird er der Arbeit nicht überdrüssig; er zieht trauernd von dannen, schlägt anderwärts seine Hütte auf und fängt von Neuem an zu roden. Instinctmäßig macht er überall die Erde bewohnbar, gleichwie der Grieche sie mit prachtvollen Städten schmückt.

Die bulgarischen Weiber sind sanft, theilnehmend und arbeitsam, ihr Wuchs ist hoch und schlank; nächst dem griechischen ist dieß der schönste Frauenschlag in der europäischen Türkei. Die mütterliche und schwesterliche Pflege, welche sie dem fremden Gaste angedeihen lassen, ist wahrhaft rührend.

Keine Sprödigkeit, kein Mißtrauen hält die Bulgarin von dem Unbekannten fern; sie kann zu sehr auf ihre Tugend vertrauen, als daß sie Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen brauchte, welche anderwärts nothwendig sein möchten. Der Reisende schläft mit Mutter, Frau und Töchtern auf einer Diele.

Da der Bulgare von Anfang herein mit den Tartaren von der Wolga sich vermischt hat, so ist er eigentlich nur ein slawisirter Tartar. Er hat noch vielfältige Spuren von seiner früheren Lebensweise an sich. Wie der Tartar scheert er den Kopf und läßt nur oben auf dem Scheitel einen langen Haarbüschel stehen, den er in zwei Flechten theilt. Wie der Sohn der Steppe, ist er unzertrennlich von seinem Pferde: jeder Bulgar, selbst der ärmste, hat ein solches, worauf er beständig reitet, auch wenn er sich nur auf einige hundert Schritte von seiner Wohnung entfernen will. Vor seiner Wohnung pflanzt er scelettirte Pferde- oder Büffelköpfe auf Stangen auf; das gilt dem bulgarischen Bauer als ein Zeichen der Macht.

Der Osmane und der Bulgare kleiden sich, obgleich sie ein und dasselbe Land bewohnen, heutzutage ganz verschieden. Der aus dem Süden stammende Osmane trägt leichte, faltige, wallende Leinen- und Baumwollengewänder; der Bulgar, ein Kind des Nordens, ist dagegen immerwährend, und selbst im Sommer, warm angezogen; er hat noch dieselbe Tracht wie seine Väter auf den Hochebenen des nördlichen Asiens. Seine kurze Kutte, bald mit, bald ohne Aermel, die Bänder, womit er seine Füße dicht umwickelt und welche bei ihm die Stelle des Schuhwerkes vertreten, — denn von solchem will er, wie alle noch im Urzustande befindlichen Slawen, nichts wissen — seine Beinkleider, seine Tunica, sein breiter Gürtel, Alles ist von Wolle. Die Tracht der Weiber ist gefälliger. Das Mädchen geht in bloßem Kopfe mit einem Blumenkranze im Haar; als Braut trägt sie einen weißen Schleier oder ein Haube mit breitem Besatz, welcher über die Schultern wallt; auf die Mitte des Scheitels und über ihren Schleier steckt sie eine Ringelblume, als Zeichen ihrer Arbeitsamkeit, oder eine frische Rose. So sieht man bei antiken Denkmälern eine Flamme oder Lotosblüthe über dem Schleier der Vesta.

Alternde Weiber, welche ihre entschwindenden Reize durch reichen Schmuck nachkünsteln wollen, behängen sich mit Glasperlen und Armbändern; sie tragen einen Gürtel von vergoldetem Kupfer und überladen ihren Kopf mit einer geschmacklosen helmförmigen Haube, um welche eine Reihe von Piastern, Paras oder auch antiken Münzen, welche auf ihren Feldern ausgegraben werden, herumhängen. Die jungen Mädchen, welche diesen wirkungslosen Flitter verschmähen, lassen dagegen ihr prachtvolles Haar, welches so dicht ist, daß man fast glauben möchte, sein Wachsthum sei durch künstliche Mittel befördert worden, frei wallen. Sie könnten mit diesem Haar buchstäblich sich wie mit einem Gewande umhüllen; oft fällt es sogar bis über ihre Füße herab, und wenn sie, mit dringender Arbeit beschäftigt, nicht Zeit haben, diese bald blonden, bald kastanienbraunen Flechten aufzuknüpfen, streifen ihre Haare, die hinter ihnen wie eine Schleppe herniederwallen, über den blumigen Rasen hin. Man glaubt zu träumen, wenn man zum ersten Male diese Schönen des Barbarenlandes sieht; man bewundert diese Gestalten, so männlich-kräftig und doch wieder so weich und zart geformt; staunend sieht man der vorüberschwebenden Jungfrau des Balkan nach, wie der flüchtigen Gazelle der Wüste oder dem Schwane der griechischen Seeen. Der Reisende, der sie anredet, muß fürchten, daß sie stumm bleiben werde, so ganz scheint sie einem anderen Menschenalter anzugehören; er fürchtet, daß sie mit der majestätischen Schönheit einer antiken Natur auch die Gefühllosigkeit derselben verbinde. Aber wenn man allmählig gewahrt, daß diesen schönen Wesen unter ihrer starren Hülle eine Seele inwohnt, welche der zartesten Regungen fähig ist, dann kann man sich nicht erwehren, einen Augenblick an der Ueberlegenheit unserer civilisirten Weiber über diese Naturkinder zu zweifeln.

Maler, welche die naturgetreusten Abbilder eines Perugino, die zartesten Schöpfungen eines Fiesole und der florentinischen Fresken in der Wirklichkeit sehen wollen, dürfen nur den Balkan bereisen. Leider hat dieses Volk von so schönem Schlage, dem sein slawischer Ursprung so deutlich aufgeprägt ist, in seinen Sitten weniger Poesie als die umwohnenden

Völker bewahrt, und das einzige Gefühl, welches den Bulgaren noch bis zum Heldenmuthe aufrütteln kann, ist die leicht erregbare Eifersucht, mit welcher er über der Ehre seiner Gattin wacht. In einigen nördlichen Districten geht die bulgarische Frau immer nur mit verschleiertem Gesichte aus, und unter dieser dichten Umhüllung könnte man sie für eine Türkin halten, wenn sie nicht, im Gegensatze der muselmännischen Sitte, ihren Mund unverhüllt ließe. Wie alle Slawen, sucht der Bulgare durch Gesang sein trauriges Dasein zu erheitern. Früh, wenn sie ausgehen, und Abends, wenn sie, die Sichel im Gürtel und paarweise gereiht, in Procession heimkehren, singen die Weiber, und die Männer, die ihnen, mit Ackerinstrumenten beladen, zu Pferde folgen, fallen mit eintönigem Refrain ein. Obgleich Alter und Strapazen die Schönheit der bulgarischen Frauen hinwegraffen, so verlieren diese dadurch doch weder an Heiterkeit, noch an Anmuth, und nie verfehlen sie, auch dann noch sich Sonntags mit Blumen zu schmücken.

Reisende erzählen, daß in den Dörfern Bulgariens die Mädchen dem Fremden entgegenkommen und ihn, Rosen streuend, nach ihrem älterlichen Hause geleiten. Diese poetische Fiction kann sich aber, selbst wenn der Bulgare wollte, nicht verwirklichen, denn so gern er auch Gastfreiheit übt, wird er doch stets von der Furcht, daß ein Türke nahen könne, beunruhigt. Die Osmanen setzen, wie alle Aristokraten, einen Stolz darein, den Gast glanzvoll zu empfangen und sehen daher scheel, wenn der Bulgare es ihnen hierin gleichthun will. Um einen Gast aufzunehmen, muß der Handjia (der bulgarische Wirth) die Genehmigung des Pascha einholen, wenn nicht, so erhält er die Bastonnade auf die Fußsohlen. Man findet also bei dem Bulgaren nicht jene beflissene, galante Aufnahme, wodurch der Grieche oder der reiche Muselmann sich so auszeichnet. Die türkischen Gastwirthe verstehen sich nicht dazu, dem Reisenden die Rechnung zu machen, sondern lassen ihn nach Belieben bezahlen, bei dem Raja-Wirthe dagegen ist es immer die erste Frage, zu wie viel Piaster man von Diesem oder Jenem verlange.

Die bulgarische Gastfreundschaft behält jedoch unge-

achtet der Hindernisse, welche ihre Ausübung erschweren, immer noch etwas Poetisches und Trauliches. Wo der Reisende vorübergeht, streuen die Kinder Hände voll Korn auf den Weg, als wollten sie damit sagen: „Wir sind die Söhne Derjenigen, welche durch ihre Arbeit Euch Brot verschaffen," und dafür wirft man ihnen einige Paras zu. Macht der Reisende in einem Dorfe unter einem Baume oder an dem Brunnen Rast, so versammeln sich zuweilen die Mädchen, fassen einander an weißen Tüchern an, tanzen um den hingelagerten Fremdling herum und improvisiren Loblieder auf ihn; dann breitet die Koryphäe (Vortänzerin) ihr weißes Tuch dem Unbekannten zu Füßen, der ihr, in Erwiederung dieser Huldigung einige Piaster schenken muß, welche dann die Tänzerinnen unter einander theilen.

Dieses Volk ist unglaublich nüchtern und besitzt dabei eine seltene Lebensfrische. Der Bulgare kann, wenn er auf Reisen geht, drei Wochen lang von dem Brote und dem Raki, womit er sich versehen hat, leben und bringt die ganze Summe, die er eingenommen, nach Hause, ohne einen Para davon ausgegeben zu haben. Der Aermste spart sich dieß, um damit den Haratsch zu bezahlen oder seine Kinder loszukaufen. Auf seinen Karawanenfahrten nimmt er zuweilen (aber das ist schon ein Leckerbissen) Stücken Fleisch mit, welche, langsam an der Sonne getrocknet, hart wie Stein geworden sind, ohne dabei von ihrem Nahrungsstoffe etwas einzubüßen. Diese Art Schinken halten sich wohl ein Vierteljahrhundert lang. In seinem Familienkreise nährt sich der Bulgare, wie der Grieche, gewöhnlich von Milchspeisen, Puffbohnen, Kichererbsen, Oliven; sein Brot ist aus Mais bereitet, sein gewöhnliches Getränk ist Wasser, welches ihm auch als Universalheilmittel dient; den Wein spart er für Feiertage auf. Seine Verschmähung der Bequemlichkeiten des Lebens geht so weit, daß er nicht einmal daran denkt, sich im Winter vor heftiger Kälte und im Sommer vor drückender Hitze zu schützen. Noch während der eisigen Herbststürme findet man des Morgens die Familien vor ihren Hütten schlafend, auf denselben Teppichen, die ihnen im Monat Juli auf den blühenden Gefilden als Ruhebett dienten.

Im Allgemeinen genügt der Landmann des Balkans sich ganz selbst; gleich dem Serben und dem russischen Mujik, braucht er keinen anderen Beistand als den des Priesters; vor diesem wirft er sich auch, wenn er ihm begegnet, auf beide Kniee nieder. „Wende Dein Auge weg, Bruder, weißt Du nicht, daß dort ein muselmännischer Tempel ist?" — sagte mir eine Baba, die, zu ihrem Aergerniß, mich eine Moschee betrachten sah. Um diese schlichten Menschen zu charakterisiren, will ich nur einen Zug mittheilen. Während der ersten Monate meines dortigen Aufenthaltes antwortete ich auf ihre ewigen Fragen, woher ich sei: „aus Frankistan (Europa)," und dann riefen sie aus: „„Du bist glücklich, Bruder, in Deinem Vaterlande giebt es nichts als Bulgaren!"" „Bulgaren? Ich habe dort keinen gesehen." — „„Was!"" meinten sie, „„im Frankenlande keine Bulgaren! Und Du, bist Du nicht ein Bulgar?"" „Keineswegs." — Bei dieser Erklärung ließen sie traurig den Kopf hängen und schwiegen. Erst später, und nachdem ich mehr als eine ähnliche Erfahrung gemacht hatte, ward es mir klar, daß nach ihrer Vorstellung der Name Bulgar alle christlichen Nationen, im Gegensatze der muselmännischen, bezeichnet.

Drittes Kapitel.

Reise durch die fünf bulgarischen Landschaften. — Die bulgarische Küste des ägeischen Meeres.

Jedes orientalische Volk hat seinen heiligen Strom, an dessen Ufern es sich ausbreitet; dieser Strom bildet die Durchschnittslinie des Landes, welches es innehat. So sind auch die bulgarischen Ansiedler langsam dem Laufe der Maritza gefolgt, des bedeutendsten Stromes der europäischen Türkei, welcher, nächst dem macedonischen Wardar, den längsten Lauf hat und, indem er in das ägeische Meer mündet, der Nation ihre naturgemäßen Verbindungen und ihre Verkehrswege nach Außen anzeigt. Lenken wir unsere Schritte also zunächst nach der Maritza. Man geht von Konstantinopel

aus, seelenallein, — nur von einem bulgarischen Führer begleitet — den Haiduken preisgegeben, welche die Engpässe besetzt halten; zehn Kavasen (türkische Polizeisoldaten) würden vor diesen hochherzigen Räubern keinen so sicheren Schutz gewähren als ein einziger Cicerone ihres Stammes. Sechs französische Meilen von der Hauptstadt des orientalischen Reiches gelangt man in ein Städtchen, Namens Kamburgas, woselbst eine Brücke von außerordentlicher Länge kühn über einen Arm des Meeres geschlagen ist. Fast alle Städte an jener Küste haben ähnliche Bauwerke aufzuweisen, die letzten Denkmale alt-byzantinischer Herrlichkeit. Diese aus Granitblöcken, zuweilen sogar aus weißem Marmor erbauten Brücken werden, wenn sie einstürzen, mit Holz ausgebessert: diese einzige Erscheinung charakterisirt die ganze Geschichte der türkischen Verbesserungen. Das 6 Meilen weiter gelegene Hafenstädtchen Silivria zählt unter seinen 3000 bis 4000 Seelen schon viele Bulgaren; also schon einige Meilen von Stambul ab, fängt die sanfte, herrliche slawische Sprache an unser Ohr zu berühren. Silivria hat noch einen Theil seiner alten Citadelle, ein Viereck, mit Zinnen versehen, mit Wällen aus Stein oder plumpen rothen Ziegeln, jetzt von Juden bewohnt. Eine Meile weiter sucht man die Ueberreste der Mauer auf, welche Kaiser Anastasius gegen die Einfälle der alten Bulgaren errichtete. Rodosto, mit 40,000 Einwohnern, und Gallipoli, welches deren 30,000 haben soll, sind ganz griechische Städte, wogegen Karakioï und Ruskoï wieder slawische Bewohner haben. Endlich steht man an dem Busen von Aenos, in welchem sich der Hebrus verliert, zwischen Moräſten, denen derselbe seinen neueren Namen, Maritza, zu verdanken scheint.

Ziehen wir nun aufwärts, längs dem Strome, der uns bis in das Herz Bulgariens, bis zu dem heiligen Berge Rilo führt. Bei Dimotica, einer einst durch die Kämpfe zwischen Griechen und Bulgaren berühmt gewordenen Festung, beginnt die alte Landschaft Zagora, — seit Anfang des 9ten Jahrhunderts von Bulgaren bevölkert — welche sich über ganz Thracien ausstreckt, indem sie am Südabhange des Balkan hinläuft, vom schwarzen Meere an bis zum Busen von Ka-

vallo, dem Berge Athos gegenüber. Hier ist zuerst die Vermischung thracischer Stämme mit slawischen vor sich gegangen, hier hat Scythien sich mit Griechenland vermählt. In diesem Lande liegen tiefe historische Geheimnisse vergraben, und doch ist es beinahe der wenigst durchforschte Theil Europas.

Ich war entzückt, endlich diese terra incognita — wie sie Maltebrun nennt — zu betreten, nach welcher mich lange schon ein glühendes Verlangen, den Ursprung der Slawen zu ergründen, hinzog. Aber vergebens sucht man dort nach Denkmälern; der Türke hat dort eine wahre tabula rasa gemacht: die Schätze der slawischen Archäologie, Literatur und Volksgeschichte, Alles ist verschwunden. Ich trabe über verödete Flächen hin und finde auf meinen Ausflügen nichts als schöne Aussichten. Man glaubt sich mitten nach Arabien hinein versetzt, wenn man diejenigen Theile Rumeliens durchzieht, wo der Türke vorwaltet. Um große Weideplätze und zugleich freien Spielraum für ihre Ritte zu erhalten, haben die Osmanlis alle Bäume ausgerottet, und die Minarets der Moscheeen allein ragen wie hohe Stangen auf den kahlen Bergrücken empor. Indessen haben jene Einöden doch auch ihren Reiz: das tiefe Trauergefühl, welches sie erregen, schwellt die Seele mit erhabenen Gedanken. Unbeschreiblich ist die Majestät jener vom Islam geschaffenen Wüsten, in welchen allein der Gedanke an Gott waltet, und wo nicht das Geringste sich verändert hat, seitdem sie nicht mehr der dem steten Wechsel fortschreitender Civilisation unterworfenen Welt angehören. Besonders bei nächtlichen Wanderungen beschleicht uns dieses Gefühl von „Vergehen im Schooße der Natur," ein Gefühl, dessen man sich auf einer Reise im Orient nie erwehren kann. Diese raschen Ritte über die schweigsame Erde, unter dem sternenhellen Himmelszelte, erwecken in uns eine Ahnung von dem Mysticismus des Alterthums und von der Verzückung der Propheten. Man durchfliegt im Schatten der Nacht große Städte, in welchen Alles schläft, eilt über Berge auf Pfaden, die an Abgründen hinlaufen, durchwatet unbekannte Ströme, die gegen den tartarischen Sattel, auf welchem man wie in einem Lehnstuhle sitzt, anschäumen, und die Außen-

welt, weit entfernt, unsere Träume zu stören, versenkt uns nur immer tiefer in das Reich der Geister. Dann kann man in Wahrheit mit dem Dichter ausrufen:

Du barde voyageur, le pain c'est la pensée,
Son coeur vit des oeuvres de Dieu.

Nirgends versteht man besser als hier die geheimnißvolle Stimme der Natur, ja selbst die trauliche räthselhafte Sprache der Thiere. Wie oft habe ich mich darauf ertappt, wie ich mich durch Zeichen mit meinem ungläubigen Stummen unterhielt, meinem Alogon, — ein herrlicher Ausdruck der Griechen-Slawen, womit sie das Pferd, den stummen Freund des Reisenden, bezeichnen.

Die einzigen menschlichen Denkmale, welche man dort antrifft, sind Gräber. Es giebt deren von zweierlei Art: die Begräbnißkapellen der Eroberer und die Grabhügel der altbulgarischen Häuptlinge, über welchen zuweilen neuere osmanische Grabmäler aufgethürmt sind, wie z. B. in dem Thale Gomela-Woda, zwischen Selenigrad und Tern. Jene kegelförmigen, 10 bis 50 Fuß hohen Erdhügel trifft man auf der Ebene in außerordentlicher Menge; der Türke nennt sie Tepe, der Bulgar Hunka (Hunnenstätte). Die sprechende Aehnlichkeit dieser Grabhügel mit denen, welche in Rußland längs der Wolga hinliegen und den pelasgischen Grabhügeln in Troas und Kleinasien, liefern den sichersten Beweis, daß alle Völker auf gleicher Bildungsstufe auch gleichen Kunstsinn und gleiche gesellschaftliche Verfassung haben. Bei Bazardjik und bei Philibeh in dem Thale Samokow findet man eine Unzahl solcher geheimnißvoller Denkmäler, welche oft in fast schnurgerader Linie längs der Straße aufgereiht sind. In der Umgegend von Sophia giebt es deren 24; andere sind bei Eski-Sagra und Schumla, in den Thälern des Rilo und von Dubnitza *). Fragt man die Bulgaren, wer diese Hügel errichtet, so erwiedern sie: „„die Hand unserer Väter;"" und

*) Man darf sie nicht mit anderen Hügeln verwechseln, welche ebenfalls in Rumelien häufig vorkommen, aber nur 4 — 6 Fuß hoch sind; diese liegen immer paarweis zu beiden Seiten der Straße, regelmäßig eine französische Viertelmeile aus einander und dienten als Meilenzeiger.

auf die Frage: „zu welchem Zwecke?" — „„Gott weiß es."" Dieß ist die stehende Antwort jedes bulgarischen Bauern, welcher, da er nichts versteht, auch nicht den Wunsch hat, etwas kennen zu lernen, nicht einmal, was sein Land angeht. Die Türken, welche eingebildeter sind, obgleich nicht weniger unwissend, meinen, es seien dieß Beobachtungsposten, von wo aus man die Heere überschaut und wo man Stangen mit Roßschweifen aufgepflanzt habe. So sucht der Sieger dem Besiegten selbst das Andenken an die Gräber seiner Vorfahren zu rauben.

Ich habe im ganzen Lande nach jenem goldgekrönten Löwen, dem Wappen der bulgarischen Könige, gesucht, aber weder in alten Kirchen, noch an den Thoren oder Mauern der Städte eine Spur davon gefunden, so furchtbar sind diese Gegenden heimgesucht worden. Selbst da, wo der Bulgare das Land bebaut, ist dasselbe nicht weniger öde; nur ist hier, anstatt der Sandwüste Asiens, eine Wiesen- und Getreide-Wüste, eine poetische Wüste, in welcher man gern Jahre lang unter diesen schlichten Menschen zubringen würde, um ihre Sitten kennen zu lernen, ihren alterthümlichen Tänzen zuzusehen und mit ihnen ein Urleben zu führen, wie es in dem übrigen Europa längst nicht mehr zu finden ist. Will indessen der Reisende, der diese Einöden durchstreift, seine Bequemlichkeit haben, so thut er wohl, die Städte aufzusuchen. Dort wird er sich mit Wollust für die Entbehrungen auf dem Lande entschädigen, dort wird ihm Alles reizend erscheinen. In den Städten findet man Alles im Uebermaße und zu den billigsten Preisen: Kaffee, warme Bäder, Früchte, Liqueure und auch jene heilige Speise des Islam, die langsam in Zucker und Honig eingemacht wird, ein Gericht, dessen Bereitung ein Engel dem Abraham gelehrt haben soll. Noch tausenderlei andere kostbare Waaren findet man in dem Tscharschia, — ein von dem slawischen tscharschit (d. h. bezaubern) hergeleiteter Name, welcher so viel als Bazar bedeutet und den Eindruck bezeichnet, welchen der Anblick jenes Tempels der Künste und des zauberhaften Luxus auf die Eingeborenen hervorbringt. — Sobald man aber jene Oasen hinter sich hat, muß man sich wieder mit gekochten Oliven, Datteln, Rosinen

und Wassermelonen begnügen; nur Wein und Raki fehlen in keiner bulgarischen Wirthschaft.

Auf der geraden Straße hat man von Stambul bis nach Philibeh, der Hauptstadt von Zagora, 80 französische Meilen; dieser Zwischenraum ist eine unermeßliche Wiese, auf welcher sich fast nur Heerden aufhalten; man trifft hier und da Brunnen, an welchen diese Heerden sich erfrischen, und dabei Hütten zum Obdach für die Hirten. Inmitten jener Wiese steht das große Edreneh (Adrianopel), die Hauptstadt dieses Hirtenvolkes, dieses europäischen Arabiens. Ehe man diese volkreiche Stadt erreicht hat, findet man die Bulgaren an den Ufern ihres Stromes nur als Hirten und Mehandschis, d. h. eine Art Gastwirthe, welche die Hanes von den Spahis gepachtet haben; einige Meilen jenseits aber sieht man bald längs der Maritza anmuthige slawische Dörfer emporsteigen. Dann und wann stößt man auf großherrliche Karawanserais, an deren Mauern sich die Reihen von Breterbuden anlehnen, aus denen die kleinen bulgarischen Handelsstädte (Waroschitza) bestehen. Jene riesenmäßigen Denkmäler vergangener Herrlichkeit sehen einander fast alle ähnlich: in der Mitte steht die Moschee, umgeben von mehren viereckigen, durch Springbrunnen angefrischten und mit maurischen Arcaden gezierten Höfen. Hinter denselben geht es zu den Stübchen, in welchen jeder Reisende, gleichviel ob Giaur oder Gläubiger, unentgeltlich beherbergt wird. Unter den vielen prachtvollen Gasthäusern zwischen Edreneh und Philibeh zeichnet sich besonders das von Musta-Pascha aus; seine aus neuerer Zeit stammende, zwischen Bäumen auf einer mit Treppen versehenen Terrasse emporragende Moschee besitzt in ihrer von hohen Gewölben und durchbrochenen Galerieen getragenen Kuppel ein Meisterwerk der Kunst und des guten Geschmackes. Die Maritza bespült ihre Mauern. Sechs Meilen weiter finden wir an ebendemselben Flusse das Karawanserai von Irmenli. Schon der Stall allein ist bei diesem Gebäude ein Prachtwerk: er ist aus Backsteinen merkwürdig hoch und mit schrägem Dache aufgeführt; in dem oberen Stockwerke laufen seiner ganzen Länge nach Galerieen hin, und an diesen liegen Kammern, von wo aus die Kameeltreiber ihre

ruhenden Thiere überwachen können; in den beiden Giebeln befinden sich ungeheuere griechische Rosetten, welche sogleich auf den Gedanken führen, daß dieses muselmännische Gebäude ehedem eine Basilika gewesen sein möchte.

Unweit Philibeh fängt die kahle Fläche an, sich mit einigem Baum- und Buschwerk zu bekleiden, und an den Ufern des Stromes findet man hier, anstatt des osmanischen Hirten, den bulgarischen Ackersmann. An dem mehr und mehr sinkenden Preise der Producte gewahrt man sogleich, daß man immer weiter in die eigentliche Heimath dieses fleißigen Volkes vordringt.

Beim Eintritt in Philibeh, der Hauptstadt Zagoras, freut man sich über die herrliche Lage, welche diese Stadt sowohl in malerischer als in commercieller Hinsicht auszeichnet. Sie zieht sich amphitheatralisch und absatzweise von dem Ufer der Maritza, welche den neuen Stadttheil bespült, bis zu der Altstadt hinauf, aus deren Mitte der von den Byzantinern auf schroffem Felsen erbaute Grad emporragt. An dem Grad sind noch Ueberreste griechischer Mauern erkennbar, und auch in der Niederstadt findet man nicht selten vor einem Hane schöne antike Kapitäler, welche dem Reiter beim Auf- oder Absitzen als Tritt dienen. Die mit Thüren verschlossene Tscharschia ist, wie in allen bulgarischen Städten, ein Labyrinth von Straßen, die mit Bretern überbaut sind und von oben herein nur durch eine schmale Oeffnung einiges Licht auf die langgereihten Buden werfen, in welchen Tausende von griechischen und türkischen Kaufleuten zusammengepfropft leben. Wie in Rußland, so ist auch hier für jede Waarengattung eine eigene Abtheilung bestimmt. In diesen engen Straßen, welche kaum die Luft durchstreichen kann, wird durch Springbrunnen eine stete Frische verbreitet. Hier und da stößt man auf kleine, äußerlich mit gemalten Palmenbäumen verzierte Moscheeen, in welchen der gläubige Asiat zu den fünf Tageszeiten seine Gebete verrichtet. Die türkische Kathedrale oder Freitags-Moschee, — da unser Freitag der mohammedanische Sonntag ist — in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, ist wahrscheinlich eine alte Kirche, welche die Eroberer nur mit einer großen orientalischen Säulenhalle umgeben

haben. Auf erhabener Stelle gelegen, ragt sie über die Stadt empor und würde mit ihren Kuppeln, die, nach dortiger Sitte, mit Blei gedeckt sind, sich herrlich ausnehmen, wäre sie nicht von einem Haufen schmuziger Straßen versperrt. Die Paulianisten-Gemeinde *) hat eine eigene große Vorstadt für sich; auch die Juden haben ihr eigenes Stadtviertel neben dem der Griechen und ihrer unscheinbaren Kathedrale. Die Juden, welche, wie fast alle ihre in der Türkei lebenden Glaubensgenossen, aus Spanien herstammen, sind schöne Menschen mit blendend weißer Gesichtsfarbe und langem schwarzen Barte; ihre Weiber zeichnen sich durch außerordentliche Schönheit aus, welche durch die Pracht ihres etwas auffallenden Anzuges noch mehr hervorgehoben wird. Die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung von Philibeh drückt sich nicht nur in der Absonderung der verschiedenen Stadtviertel, sondern auch durch die Manchfaltigkeit der Trachten, ja sogar durch Farben aus. Alles, selbst die Häuser haben hier ihre bestimmte Farbe. Ehedem hatten die Türken allein das Recht, ihre Häuser roth anzustreichen, wogegen die Hütten der Rajas, gleich wie ihre Inwohner, trübe und dunkel aussahen. Graue Kleidung ist noch jetzt dem Bulgaren eigenthümlich; dagegen spreizen sich die türkischen Stutzer, deren es in Philibeh sehr viele giebt, nur noch mit ihren fränkischen Röcken und ihren weißen Beinkleidern, unter welchen sie — ein ganz sonderbarer Geschmack — ihre nackten tartarischen Füße aus offenen Schuhen hervorsehen lassen.

Philibeh hat nicht über 40,000 Einwohner, ungeachtet seiner bedeutenden Wollmanufacturen, seines lebhaften Transitohandels und seiner — in der europäischen Türkei bis jetzt einzigen — regelmäßigen Postverbindung mit Edreneh und Bazardjik, die freilich nicht allzu bequem ist, indem die Wagen auf der Achse ruhen, und man mit übereinandergeschlagenen Beinen darauf sitzen muß. Die zinzarischen Griechen sind in Philibeh vielleicht selbst den Bulgaren an Zahl über-

*) Paulianisten sind die zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen Bulgaren, welche jedoch Einiges vom griechischen Ritus beibehalten haben.

wiegend, weßhalb auch in allen christlichen Schulen Griechisch gelehrt wird. Die Griechen haben die für den Handel auf dem mittelländischen Meere so ganz geeignete Lage dieses Ortes sehr wohl zu würdigen gewußt; es fehlt nur noch, daß die Maritza bis nach Aenos hin schiffbar gemacht würde; denn leider ist der Fluß so versandet, daß er bis jetzt nur von ganz flachen Booten befahren werden kann. Zudem ist auch der große Halbkreis, den er um das Rhodopegebirge herum beschreibt, für Philibeh sehr hinderlich; aber freilich würde ohne denselben der Strom der Bulgaren nicht Adrianopel berühren und nicht die bedeutendsten Flüsse Thraciens, die Arda (Harpessus), Usundscha und Tscherna in sich aufnehmen.

Philibeh, wo immer noch ziemlich viele Türken leben, wird noch zu den osmanischen Districten gerechnet; aber Bazardjik, das 8 Meilen weiter in den Balkan hinein liegt, ist nur von Bulgaren bewohnt. Eine unübersehbare Sandfläche, eine wahre tartarische Steppe, wo keine menschliche Wohnung zu finden ist und ganze Schaaren von Pferden in völliger Freiheit das spärliche Gras abweiden, dieser öde Raum trennt Philibeh von Bazardjik, einer lebhaften Handelsstadt von 10,000 bis 12,000 Einwohnern. Diese sind die ersten von allen Rajas, denen es mittels einiger Geldopfer gelungen ist, sich vom Sultan die Erlaubniß zum Bau einer neuen Kirche auszuwirken, trotz den Gesetzen des Islam, welche es den Christen untersagen, durch solche Bauten den Boden des heiligen Reiches zu entweihen. Die geräumige, schöne, im alterthümlichen Basilikenstyle aufgeführte Kirche ist, um den Paschas kein Aergerniß zu geben, rings von hohen Mauern umgeben; übrigens sind auch neuerdings in mehren anderen Gegenden Bulgariens steinerne Kapellen an die Stelle der hölzernen Baracken getreten.

Oberhalb Bazardjick fängt der Balkan an. Zwei Hauptdurchgänge hat die Natur durch dieses Bollwerk gebrochen: das Trajanische und das eiserne Thor, von denen das eine nach Sophia und den Donauthälern, das andere über Kasanlik und Schumla nach Varna und dem schwarzen Meere hin führt. Die Pässe bilden die Nordgränze der Landschaft Zagora, welche gegen Süden hin unbegränzt ist und sich

hier gleichsam von Tage zu Tage weiter ausdehnt. Die Bulgaren, die durch und durch ein ackerbauendes Volk sind, breiten sich allenthalben aus, wo ihnen Land geboten wird; sie nehmen zusehens überhand und überschwemmen den muselmännischen Theil Rumeliens, wo der Spahi, zu faul und zu stolz, um selbst das Feld zu bestellen, ihm für ein Geringes die trefflichsten Grundstücke verpachtet. Das Ueberhandnehmen des christlich-slawischen Elements auf Unkosten des osmanischen beschränkt sich übrigens nicht blos auf das offene Land, auch sogar die türkischen Städte Thraciens füllen sich allmählig mit Bulgaren. So zählt Sliwno, das alte Selymnia, deren schon 4000 unter seinen 12,000 Bewohnern; in der Fabrikstadt Eski-Sagra, die 20,000 Seelen zählt, bilden sie fast ausschließlich den Handwerkerstand; sie überschwemmen die Märkte von Kirk-Kilisseh (Vierzig-Kirchen), einem wüsten Haufen von 4000 verfallenen Häusern, mit Butter und Käse, welche die in dieser alten Stadt ansässigen deutschen Juden von da nach Stambul schaffen. Der District von Kasanlik — eine wahre Rosenau — wird vorzugsweise von Bulgaren bebaut. Endlich findet man sie, mit Türken untermischt, in allen Thälern, die nach dem großen Hafenorte Burgas hinlaufen, und von da verbreiten sie sich, wenn nicht als Bauern, doch als Tagelöhner, längs der vom Hämus abgezweigten niederen Bergkette Strandja, welche die Hochebene des thracischen Binnenlandes von der Küste des schwarzen Meeres trennt und sich bis zu dem Belgrader Walde vor Konstantinopel hinzieht.

Jenseits Aïdos ist der bequemste Punct, um über den Balkan und aus der Zagora in das nördliche bulgarische Küstenland zu gelangen. Die Stadt Aïdos, einst berühmt durch ihre Heilquellen, aber längst schon ihres Glanzes beraubt, liegt in einem reizenden Kessel, von drei Seiten mit Bergen umgeben, die so steil sind, daß sie unersteigbar scheinen; erst wenn man an den Fuß dieser Bergmauer gelangt ist, sieht man plötzlich wie durch Zauber eine tiefe Spalte geöffnet, aus welcher der Bujuk-Kamentzi (Felsstrom) hervorstürzt. Ein Fußpfad schlängelt sich längs diesem tobenden Wasser durch einen der merkwürdigsten Engpässe Eu-

ropas. Die Seitenwände dieser Schlucht sind senkrecht und lassen nur einen schmalen Streifen des Himmels hereinscheinen; oben sind sie mit Fichtengehölz bewachsen, welches, aus der Tiefe gesehen, sich wie Grashalme ausnimmt. Tritt man in diese Schlucht, so scheint es anfangs, als sollte man sich in den innersten Schooß der Erde versenken, nach und nach aber steigt man empor und gelangt endlich auf die freundliche Hochebene von Lopenitza. Dort, wo man die Hälfte der Steige dieses bulgarischen Mont-Cenis erreicht hat, steht ein Hane, von Wasserfällen und bemoosten Felswänden umgeben; da findet man im Sommer nie mehr Schnee, ist aber dafür häufig Bergstürzen ausgesetzt.

Von Lopenitza steigt man wieder bergabwärts. Der Bujuk-Kamentzi kommt dort, nachdem er sich unterirdisch durch den Berg hindurchgearbeitet hat, wieder zum Vorschein und begleitet den Reisenden, den er mit seinen schäumenden Gewässern bespritzt. Diese 9 französische Meilen lange Schlucht ist im Hintergrunde durch einen noch ungleich steileren und unzugänglicheren Berg geschlossen. Dessenungeachtet hat ihn — lange vor Kaiser Nicolaus — schon das Heer des Darius überstiegen. Die Spuren der Perser sind verwischt, während die zahlreichen russischen Durchstiche sich erhalten werden, als ein schaudererregendes Denkmal der Kühnheit dieser Normannen der Neuzeit. Auch die Städte tragen noch die Spuren ihrer furchtbaren Verwüstungen: so ist Hirsowa bis auf 30 Häuser, und der Hafenort Kostendsche bis auf 40 Einwohner zusammengeschmolzen.

Noch ist man mitten im Gebirge, als man plötzlich die große Stadt Schumla vor sich liegen sieht, und darüber hinaus schweift der Blick über die weite Fläche, die sich bis zum schwarzen Meere und in die Moldau hinein erstreckt, oder vielmehr in ungemessene Ferne, denn es ist dieß schon die nordische Steppe. Zu Schumla ruht in einem prachtvollen Mausoleum der letzte Großwessier, der es mit den Russen hat aufnehmen können, der berühmte Hassan-Pascha, welcher während des Krieges gegen die Kaiserin Katharina starb. Schumla, lieblich gelegen und doch zugleich achtunggebietend, indem hier der Vereinigungspunct sämmtlicher Donaustraßen ist, war noch

vor 50 Jahren ein unbedeutender Ort, zählt aber jetzt schon 60,000 Einwohner. Der Grad, der Warosch und die Palanka von Schumla sind aus bloßem Holz gebaut, nur die Citadelle ist mit einer aus Bruchsteinen aufgeführten Mauer umgeben und im Jahre 1836 von preußischen Ingenieuren mit Kasematten, Glacis und Thoren versehen worden. Dieselben haben auch dort am Fuße des Felsens zwei große Kasernen errichtet, mit mehren Springbrunnen, welche das Wasser bis in die obersten Räume hinauftreiben.

Im Grad wohnen ausschließlich Türken, über 30,000 an der Zahl; dieser Stadttheil ist reich an Moscheeen, deren bleierne Kuppeldächer wie Silber glänzen. Der Warosch faßt 5000 bis 6000 Bulgaren; die übrige Einwohnerschaft besteht aus Armeniern, Griechen und Juden, und jede dieser Nationen hat ihre eigenen Straßen und Tempel. In allen Feldzügen gegen Oesterreich und Rußland hat Schumla den Türken als verschanztes Lager gedient, und da dieselben, sobald sie sich im Rücken durch eine Schanze gedeckt wissen, unbesiegbar sind, so haben sie hier oft wichtige Siege über die Moskowiter davon getragen. Hier war es auch, wo sie i. J. 1774 Romanzoff's Heer zurückschlugen. Schumla ist auch gegenwärtig noch der Hauptwaffenplatz der europäischen Türkei und der Schlüssel zum nördlichen Thore von Stambul. Leider ist die Palanka mit ihren unzähligen Batterieen und ihren Erdwällen, die rings um die Stadt laufen, mit so ausgedehnten Gegenverschanzungen umgeben, daß, um sie bei einer Belagerung zu vertheidigen, an 50,000 Streiter nöthig wären.

Die 18 Meilen von Schumla entfernte Festung Varna ist zwar weit weniger imposant, aber wegen ihrer schroffen und isolirten Lage besser zu vertheidigen; indessen ist sie, seit sie i. J. 1829 von den Russen zusammengeschossen wurde, nicht wieder völlig in Stand gesetzt worden. Die dasige große neue Kaserne hat nur erst eine hölzerne Brustwehr. Der Türke weiß recht gut, daß dieser Punct strategisch weniger wichtig ist als Schumla, und daß, wenn er auch genommen ist, er nicht den Uebergang über den Balkan freigiebt, sondern höchstens den Rückzug des Feindes zu decken vermag. Der

einzige unbestreitbare Vorzug Varnas besteht darin, daß es der Hauptseeplatz der Bulgaren ist. Seine, vor den Nord- und Westwinden geschützte große und tiefe Rhede ist so sicher, daß man jederzeit, selbst im Winter, darin einlaufen kann. Die größten Fahrzeuge legen hier bei 10 bis 15 Faden Tiefe in der Bucht von Sokhanlik an, während die flacheren Fahrzeuge im Süden der Stadt einen 5 Faden tiefen Landungsplatz finden. Das Einzige, was an diesem Naturhafen auszusetzen wäre, ist, daß er zu offen liegt und weder geschlossen, noch mit Erfolg gegen den Angriff einer feindlichen Flotte vertheidigt werden kann. Doch die Bulgaren trachten durchaus nicht danach, eine Seemacht zu werden; wenn sie nur eine, einigermaßen leidliche politische Existenz errängen, würde dieser so nahe bei Konstantinopel, Trapezunt und Odessa gelegene Handelsplatz für sie eine ergiebige Quelle des Reichthums werden. Man darf nur die Werfte von Varna besuchen, um die Geschicklichkeit dieser Söhne des Balkans zu bewundern, welche dort als Schiffszimmerleute arbeiten.

Seitdem die Russen Varna eingenommen und verwüstet haben, ist es nur noch ein Häuflein von 8000 verfallenen Strohhütten, in welchen kaum 25,000 Menschen hausen. Alle reichen Bulgaren haben sich geflüchtet, nachdem sie von denen, die sie als ihre Befreier bewillkommneten, ausgeplündert worden waren. Rußland hat hier keine Nebenbuhlerin Odessas dulden wollen, weßhalb auch gerade dieser Küstenstrich mehr als das ganze übrige Bulgarien verheert worden ist.

Nördlich von Varna breitet sich eine große Moorfläche, die sogenannte Dobrudja, aus. Es ist dieß eine von niedrigen Hügeln unterbrochene Steppe, welche keine Bäume trägt, aber mit so hohem Grase bedeckt ist, daß Reisende sich zuweilen darin verirren. Die dobrudjischen Bulgaren, eine Art Kosaken, welche stets zu Pferde sind und nur auf Weideplätzen leben, haben ihren Namen auf diesen Küstenstrich übertragen. Sie sind mit nogaïtischen Tartaren der Moldau, welche bis ins 18te Jahrhundert in diesen Gegenden die Herren spielten, untermischt und haben sich unter allen bulgarischen Stämmen am wenigsten rein erhalten.

Zwei Straßen führen von Varna nach der Donau, von denen die eine über Silistria nach der Walachei, die andere längs dem schwarzen Meere hin nach der Moldau geht. Verfolgt man diese letztere, so findet man bei Kavarna, zwischen Tscherna-Woda und Kostendsche Ueberreste der Mauer und des Grabens, welche Trajan auf jenem Isthmus südlich von den Seeen von Kara-Su anlegte. Das Felsgebirge Babadag durchschneidet diese sumpfigen Seeen, und indem es die Donau gegen den Pruth hindrängt, anstatt sie nach Süden ausmünden zu lassen, macht es dieselbe den Russen zinsbar. Jenseits jener Gebirgskette gelangt man nach Matschin, dann nach Mokrowa, wo man sich auf der Donau nach Galacz einschiffen kann. Dort ruht sie, gleich einem ungeheueren See, sie, die unter allen Flüssen Europas sich allein mit den Riesenströmen Indiens und Amerikas messen kann. Von diesem Puncte aus theilt sie sich und wühlt sich durch den Sand, bis sie sich am Ende, gleich dem Nil, in sieben Mündungen in das Meer ergießt. Leider ist aber keine dieser Mündungen tief genug für größere Fahrzeuge, und selbst der Arm von Sulina, welcher an seinem Eingange nur 12 Fuß Tiefe hat, ist für Kriegsschiffe unzugänglich.

Nirgends in der Welt giebt es wohl eine so deutlich vorgezeichnete Gränze wie die, welche die Bulgaren von den Moldo-Walachen scheidet. Die vielen großen Donau-Inseln sind, zufolge ausdrücklicher Bestimmung der Verträge, völlig unbewohnt. Der ganze Raum zwischen Schumla und Sulina gleicht jenen endlosen Steppen Amerikas, dem Tummelplatze wilder Völkerschaften, die dort nie anders als mit den Waffen in der Hand einander begegnen.

Die Versandung der Donau und die Verheerung des Dobrudja-Gebietes nöthigen den bulgarischen Handel, den Landweg einzuschlagen. So transportiren denn die Karawanen die Producte Asiens durch die gefahrvollsten Pässe des Balkan nach den Stapelplätzen an der Donau, Silistria, Ruschtschuk, Nikopoli, Widdin, von wo sie nach Deutschland eingeführt werden. Jene vier Städte, die bedeutendsten in dem bulgarischen Donaulande, starrten bis zum letzten Kriege von Festungswerken, die aber damals von den Russen ge-

schleift wurden und nun erst allmählig nach europäischem Muster wiederaufgeführt werden. Das hoch auf einem Felsen gelegene Nikopoli ist allein so geblieben, wie es vor dem Kriege war. Ruschtschuck mit seiner weitläufigen Palanka, gleich wie Nikopoli auf einem Berge erbaut, erscheint nur noch aus der Ferne drohend. Diese große Stadt zählt 15,000 bis 18,000 Hütten, wovon 7000 mit Bulgaren, Armeniern und Juden besetzt sind; sie hat viele Woll-, Musselin- und Leder-Manufacturen. Das auf dem jenseitigen Ufer in den walachischen Niederungen gelegene Giurgewo sichert ihren Fabriken einen bedeutenden Absatz.

Die Donau-Bulgaren, welche in den genannten Städten die Hauptbevölkerung ausmachen, haben nur wenig von ihrer Nationaleigenthümlichkeit beibehalten; sucht man aber die wahren Bulgaren, so muß man sich in die Gebirge des Paschalik Widdin versteigen, auf jener alten Straße, die von der verfallenen Donau-Feste Tschistow nach Ternowo führt.

Diese letztere, einst so berühmte Stadt ist bis auf 10,000 Einwohner heruntergekommen. Sie liegt an einem von der Jantra bespülten Bergabhange, ist mit Weinbergen, Linden und wilden Pflaumenbäumen umgeben, und über ihr thront ein schroffer Kegel. Nur durch einen Felskamm, der so schmal ist, daß er blos für eine Wasserleitung und einen Fußsteig Platz gewährt, steht dieser Kegel mit der Stadt in Verbindung. Ternowo mit seinen grünen Thalgründen bietet einen reizenden Anblick, welcher an Kiew erinnert, die heilige Stadt der Alt-Russen, gleich wie auch Ternowo die heilige Stadt der Bulgaren ist, denn in diesen Mauern wohnten ihre letzten Krals (Könige). Leider hat sich von dem Palaste dieser Könige eben so wenig als von der Kathedrale der Patriarchen eine Spur erhalten. Die jetzige Metropolitankirche sieht kaum einer Dorfkirche ähnlich, und die zahlreichen Klöster, welche man auf den umliegenden Hügeln sieht, sind nur Häuflein armseliger Hütten. Von dem einst im Mittelalter so mächtigen Ternowo, dessen Kaufleute bis tief ins Moskowiter-Land hinein Handelsverkehr und Cultur verbreiteten, hat sich kaum eine Erinnerung erhalten; dessenungeachtet wird diese Stadt, so lange nicht eine Nebenbuhlerin am Ufer der Donau

oder der Maritza sich aufthut, bei den armen Bulgaren ein Gegenstand abergläubischer Verehrung bleiben; förmliche Pilgerfahrten werden dahin unternommen, und ihre Gesänge preisen stets die Sweta-Horata, den heiligen Berg, in dessen geheimnißvollen Wäldern gute Geister und die Manen der alten Könige hausen.

Die große Stadt Widdin hat sich an der Stelle von Ternowo zur Hauptstadt von Donau-Bulgarien emporgeschwungen. Ihre ungesunden Bazare, ihre verpesteten Straßen, in denen Schwärme von Raubvögeln einander das Aas abjagen, verrathen sogleich, daß von ihren 20,000 Einwohnern die Mehrzahl aus Muselmännern besteht. Die Citadelle von Widdin, welche zu allen Zeiten für das morgenländische Reich von hoher Wichtigkeit war, kann, seitdem sie auf europäische Weise befestigt worden ist, für sehr stark gelten. Dort residirt der gefürchtete Hussein, der Pascha-Wessier (d. h. das Oberhaupt aller Paschas) von Bulgarien. Die Türken bilden dort die Mehrzahl der Bevölkerung, weßhalb auch die Ackerbauer sich davon fern halten; nur rohe Hirten durchstreifen mit ihren Heerden nach allen Richtungen die Berge und Thäler zwischen Widdin und Nissa. Auf halbem Wege zwischen diesen beiden Städten liegt das große Dorf Belgradjik, hochschwebend wie ein Adlerhorst zwischen schaurigen Abgründen. Zur Rechten eilt der brausende Timok der Donau zu und wühlt sich ein tiefes Bett, welches Bulgarien von Serbien scheidet.

Längs dieser ganzen Gränze bis Albanien hin stehen auf den Hügeln sogenannte Karaüls, große viereckige Hütten, die wie Warten aussehen; jeder solche Karaül ist zur Sicherung der Landstraßen mit 7 bis 8 türkischen Gensd'armen besetzt, welche mit ihren Weibern vom Ertrage der umliegenden Felder leben. Diese Wachposten haben eine seltsame, jedem Reisenden auffallende Aehnlichkeit mit den Kosakenposten an der polnischen und kaukasischen Gränze. In Bulgarien, wie in den russischen Provinzen, deutet diese Einrichtung darauf hin, daß das Land gewaltsam unterjocht, aber nicht unterworfen worden ist.

Von Nissa, einer halb serbischen Stadt, führt eine Drome oder seinsollende Landstraße nach Sophia. Auf diesem Wege gelangt man in das bulgarische Binnenland, eine Landschaft, deren Balkangipfel den Haïduken als Zuflucht dienen. Will man die erste dieser Balkanhöhen übersteigen, so kommt man durch Schluchten, in welchen nichts als Felstrümmer und düstere Wälder sichtbar sind, und wo nicht zwei Pferde neben einander gehen können. Dieser Engpaß wird gehütet durch die Feste Ak-palanka (die weiße, d. h. die uneinnehmbare Feste). Sie ist ihrem Aeußeren nach das vollkommenste Muster einer byzantinischen Festung; nämlich ein aus großen Werkstücken aufgeführtes Viereck, mit acht runden Thürmen und mit einer Zinnenmauer versehen. Dieses Nest, dessen einziger Zugang von zwei verrosteten Kanonen vertheidigt wird, ist inwendig nichts als ein verpestetes Labyrinth von Gäßchen, welche zwischen breternen Gartenzäunen und zwischen thür- und fensterlosen Hütten hinlaufen. Kein lebendes Wesen bekommt man in den Straßen von Ak-palanka zu sehen, aber der Modergeruch verräth nur zu deutlich, daß hier Muselmänner hausen. In solcher trostlosen Oede leben die Herren Bulgariens. Längs dem Ufer des Flusses, der am Fuße des Hügels hinläuft, liegen die Begräbnißcapellen der Helden oder türkischen Heiligen zerstreut. In diesen viereckigen Kämmerchen hängt über dem Grabmale, welches, wie bei den Tataren und Moskowiten, ganz schlicht aus Holz gearbeitet ist, eine Lampe, oder es stehen zuweilen zwei Kerzen auf den Stufen des Sarkophags; auch findet man dort eine Amphora, in welcher sich der Pilger oder der Imam, wenn er sein Gebet verrichtet hat, wäscht; das Gitterfenster der Gruft geht auf die Landstraße hinaus, und aus der Mauer quillt oft, den Reisenden zur Erquickung, ein Brunnen.

Man läßt jetzt die berühmte Festung Pirot oder Jarkoï, deren unterer Stadttheil 6000 bis 8000 Menschen enthält, links liegen und gelangt durch ein langes, mit Wiesen, Weinbergen und Maisfeldern übersäetes und von unwirthlichen Felsen eingeschlossenes Thal nach Zaribrod. Das Thal erweitert sich allmählig, und die beiden Bergketten verlieren sich in einzelstehende Hügel mit kahlen Gipfeln. Die Hane, deren

man anfangs auf dieser Straße viele findet, werden immer seltener, je mehr man sich Sophia nähert. Man kommt über unermeßliche Flächen, die, obgleich sie mit der fruchtbarsten Ackerkrume bedeckt sind, doch lediglich als Weideplätze benutzt werden. Indessen hat Sophia, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der türkischen Städte, in einem Umkreise von 5 bis 6 Meilen das Land urbar gemacht; nur der der Ringmauer zunächst gelegene Raum ist gänzlich wüst gelassen; dort wird die nackte Fläche von keinem Baume, keiner Hecke unterbrochen, und bloß am Horizonte gewahrt man im Halbkreise die Balkanberge, aus deren Mitte die Granitkegel des Witsch emporragen. Aus dieser majestätischen Einöde nun, welche jede türkische Ansiedelung umgiebt, sieht man plötzlich, wie durch Zauber, die unzähligen Kuppeln und Minarets der Stadt emporsteigen. Von dem Puncte an, wo man zum ersten Male Sophia erblickt, hat der Reisende noch eine Stunde Wegs bis zur Stadt. Auf dieser Strecke sieht er um sich nichts als Gräber und Grabsäulen, welche Turbane anstatt Kapitäler haben. Diese Ruhe, diese Einsamkeit in der Nähe einer großen Stadt erfüllen die Seele mit Schauer und erinnern an die Schilderung der Propheten von dem zerstörten Jerusalem.

Dieß ist also die trostlose Hauptstadt eines christlichen Volkes, welches seit vier Jahrhunderten unter dem Joche seufzt! — Doch ungeachtet ihrer Erniedrigung ist Sophia noch eine der bedeutendsten Städte der Türkei und hatte vor der letzten Pest, mit Ausschluß der Garnison, noch 50,000 Einwohner. Den Eingang zur Stadt bildet ein niedriges, verfallenes, hölzernes Thor und eine kleine türkische Brücke, die über den Isker geschlagen ist, einen Nebenfluß der Donau, dessen tiefes Felsenbett fast trocken liegt. War Ternowo die Residenz der bulgarischen Könige, so war Sophia die des Volkes; dieß bezeugen noch viele majestätische Trümmer. Die Ueberreste des ehemaligen Speichers für die Waaren, welche die bulgarischen Karawanen aus Asien nach Europa brachten, machen einen nicht minder großartigen Eindruck als die Ruinen eines römischen Amphitheaters: es ist dieß ein großes, von drei prachtvollen, übereinander gewölbten Galerieen eingeschlossenes Viereck; das oberste Gewölbe ist

zum Theil eingestürzt, die übrigen aber, welche aus großen Granitstücken zusammengefügt sind, stehen noch unversehrt. An diesen herrlichen Tempel des alt-orientalischen Handels lehnen sich die Holzwände der Tscharschia, des modernen Bazars. Die Buden dieses weitläufigen Stadttheiles sind zu drei Viertheilen von Bulgaren besetzt, in den übrigen halten Armenier und Türken feil. Auch viele reiche Juden findet man zu Sophia, deren üppig ausstaffirte Weiber wie antike Göttinnen einherziehen, das Haupt mit einer langen, gewölbten, weißen und mit rothen Bändern geschmückten Mitra bedeckt, von wo ein langer Gaze-Schleier auf ihren halboffenen Busen niederwallt.

Die bulgarischen Häuser zu Sophia verrathen, obgleich nur aus Lehm aufgeführt, doch eine gewisse Wohlhabenheit. Sie sind nicht an einander gedrängt, jedes steht einzeln in einem Garten; die Fenster sind, wie bei den Muselmännern, vergittert. Seitdem diese Stadt nicht mehr Sitz des Begler-Beg (des Fürsten der Fürsten) oder Generalgouverneurs ist, stürzen ihre Festungswerke ein, brechen ihre wurmstichigen Palissaden zusammen und füllen sich allmählig ihre Gräben; aber ihr Handel ist fortwährend in Flor.

Wie jede große orientalische Stadt, hat auch Sophia sieben große privilegirte Kirchen behalten, in welchen 15 bis 16 Popen den Dienst versehen. Außerdem liegen aber noch an 20 Klöster in dem benachbarten Gebirge zerstreut, und hier gerade hat sich die ganze Thatkraft der bulgarischen Geistlichkeit concentrirt. Die Kathedrale ist eine bloße Gruft, die halb in den Winkel eines Gartens versenkt ist. In einem Tschardak oder runden Pavillon, der vor der Pforte des Tempels steht, sieht man die langbärtigen Priester nach verrichtetem Gottesdienste auf ihren Teppichen kauern und, wie die Türken, ihren Tschibuk rauchen. Am Fuße jenes heiligen Hügels steht der Palast des Erzbischofs, der eher der Behausung eines Landpfarrers ähnlich sieht.

Die türkischen Imams, welche mit eifersüchtigen Blicken bemerkten, wie ich die bulgarischen Denkmäler bewunderte, wollten mir nun auch die ihrigen zeigen und führten mich in ihre große Moschee. Diese ist innerlich wie äußerlich wahr-

haft prachtvoll, und man kann sie dreist zu den Meisterwerken orientalischer Kunst zählen, welche kein Reisender unbesichtigt lassen darf. Diese Moschee ist ein griechisches Werk und war vor Zeiten dem christlichen Gottesdienste geweiht; sie heißt Sophia, ein Name, welchen in der Regel die griechisch-slawischen Kathedralen führen. Als die Bulgaren in's Land kamen, fanden sie dieses Denkmal so schön, daß sie danach der Stadt, welche früher Sardika oder Serdica *) hieß, den Namen Sophia gaben. Die Bulgaren nannten die Stadt auch Triaditza, welcher Name aber mit „Sophia" verwandt zu sein scheint; denn im Mittelalter waren die griechisch-slawischen Sophienkirchen oder Kathedralen wirklich häufig der göttlichen Trias (Dreieinigkeit) geweiht. Als ich aus der großen Moschee trat, näherte sich ein Bulgare und flüsterte mir zu: „Das war einst unsere Kirche!" — worauf ich erwiederte: „„sie wird wieder die Eurige werden."" — „Da bog daï!" (das gebe Gott) rief er aus, entfernte sich aber schleunigst, denn er sah einen türkischen Offizier auf goldgezäumtem Rosse stolz dahersprengen. Der eitle Spahi hielt, nach der jetzigen Mode der entarteten osmanischen Stutzer, einen ungeheueren Sonnenschirm über sich.

Neben der in eine Moschee verwandelten Kathedrale liegen großartige Trümmer; vielleicht die eines alten bulgarischen Palastes, den die Sieger ebenfalls eingenommen, aber in ein Kaufhaus verwandelt hatten. An dem riesenmäßigen Portale sieht man noch Erdkugeln, Rosen, Sterne und Fruchtzweige eingehauen, so wie auch ein aus drei Aepfeln bestehendes Wappen. In den Umgebungen der Stadt findet man häufig noch antike Kapitäler und Säulenblöcke, welche dem Landmann als Sitz dienen. Auf diesen Trümmern bemerkt man gewisse räthselhafte Zeichen, welche wohl durch Zufall oder durch die Verwitterung darauf gekommen sein mögen, von den Bulgaren aber für lateinische Inschriften gehalten werden. Der

*) Dieser Name stammt vielleicht vom slawischen serdíc (d. h. Herz oder Mittelpunct des Landes), wenn es anders gegründet ist, daß die Illyrier, welche zu Alexander's und Cäsar's Zeit in diesen Bergen hausten, schon Vorfahren der Slawen waren.

gemeine Mann im Orient sagt, wenn er etwas nicht lesen oder verstehen kann „das ist lateinisch" —; ganz so wie man bei uns sagt: „das ist griechisch."

Die Landschaft Sophia, welche vom Berge Rilo beherrscht und nach allen Seiten hin von zackigen Gebirgszügen durchschnitten wird, kann man als die natürliche Festung Bulgariens betrachten. Die Römer sahen sehr wohl ein, daß dieser Punct ein Hauptbollwerk des Occidents gegen den Orient werden könne, und rüsteten ihn mit Befestigungswerken aller Art aus, deren Hauptüberrest die Porta Trajana (Kapulu Derbend) an der Gränze der Zagora, bei Ischtiman, zwischen Sophia und Philibeh. Sie wurde 1835 von Usrew-Pascha zerstört. Inmitten dieser Berge liegt Kostendil, eine verfallene Stadt mit Thurmruinen; Samokow mit seinen Hochöfen und Dubnitza mit seiner für uneinnehmbar geltenden Citadelle, welche den umwohnenden Türken, für den Fall eines Aufstandes der Rajas, als Zuflucht dient. Der gegenwärtige Befehlshaber dieser elenden Festung ist ein europäisirter Beg, dessen ländlicher Konak an italienische Villen erinnert. Die türkischen Begräbnißplätze, und auf ihnen die mit Marmorsäulen geschmückten Grabstätten der Paschas, welche in diesen öden Engpässen in großer Menge angetroffen werden, deuten indessen darauf hin, wie viel muselmännisches Blut in diesen Gegenden geflossen ist, und wie wenig die Begs darauf rechnen dürfen, hier die Ruhe des Friedens zu genießen. Längs der Straße sieht man eingegangene Eisen- und Bleibergwerke, und an den Flüssen liegen große Haufen von Erz. Das Dorf Krapetz, zwischen Sophia und Dubnitza, ist ganz von Eisenerz umgeben, welches nach und nach mit Rasen überwachsen wird. Die gutmüthigen Bewohner dieses armen Dörfchens erzählten mir, „dem abendländischen Bulgaren, der seine Brüder im Oriente besuchte," unter Thränen einen schauderhaften Zug von türkischer Barbarei, nämlich die Zerstörung des Klosters St. Paraskevia auf der Spitze eines benachbarten Berges, aus welchem eine wunderthätige Heilquelle entspringt. Noch immer schleichen sie insgeheim nach diesen Klosterruinen, zünden bei Nacht an der Stelle, wo der Hochaltar stand, Kerzen an und trinken

aus dem Quell ihres Schutzpatrons; doch hat das Wasser seit der Entweihung des Ortes seine Heilkraft verloren.

So wie hier, haben fast alle Flüsse Bulgariens an ihrem Ursprunge ein Kloster oder eine zwischen Felsen verborgene Einsiedelei, deren Inhaber gleichsam als der Schutzgeist der Quelle angesehen wird. Im Hochgebirge findet man oft Trümmer von Klostergewölben an einem kleinen See, aus welchem der Bach entquillt, der das Thal befruchtet. Bewundernswerth ist die Sorgfalt, mit welcher auch die kleinsten bulgarischen Gemeinden eine Menge steinerner Brückchen, theils in Form von Eselsrücken gebaut, theils zierlich gewölbt, unterhalten; ja selbst in den wildesten Einöden findet man dergleichen. Sobald aber die Herbstregen eintreten, werden alle diese Brückchen, sammt den Wegen, zu deren Verbindung sie dienen, unter Wasser gesetzt. Wehe dem, welcher unterwegs in ein solches periodisches Tropfbad hinein geräth, er muß dann oft ganze Stunden lang bis an den Sattel im Wasser reiten.

Alle jene Pässe des inneren Bulgariens laufen aus in die von dem Struma und dem Kara-Su durchflutheten Becken, deren Boden besser als irgend ein anderer Theil der europäischen Türkei angebaut ist: es ist dieß die fünfte und letzte bulgarische Landschaft, aber schon ganz in Macedonien gelegen, dessen östlichen Theil sie einnimmt. Man muß denjenigen Theil Macedoniens, wo bulgarische Slawen angesessen sind, wohl unterscheiden von den mit serbischen Slawen besetzten nordwestlichen Districten dieses Landes. Uebrigens sind auch die serbischen Hirten von den bulgarischen Ackerbauern durch die Griechen geschieden, welche das Innere und die Küste von Macedonien bewohnen. Die bulgarischen Ackerbauer, 200,000 bis 300,000 an der Zahl, sind längs dem Ufer des Kara-Su und Struma angesiedelt, welche sich im Angesichte der Inseln Thasos und Samothrake in denselben Archipel ergießen, in den auch die Maritza mündet. Ihr Hauptort ist Seres (das altgriechische Serra), eine reiche Fabrikstadt von 15,000 Seelen. Dieselbe steht mit Sophia durch eine Landstraße in Verbindung, welche trotz den Verwüstungen des daran hintobenden Struma in auffallend gutem Stande ist. Würde dieser kleine Strom endlich

schiffbar gemacht, und der See von Takinos oder Orfano, durch welchen der Struma dem Meere zufließt, gehörig canalisirt, so würde das bulgarische Macedonien im Busen von Contessa einen Ausfuhr- und Hafenplatz erhalten können, und es würden somit jene herrlichen Grundstücke bald um das Vierfache ihres jetzigen Werthes steigen.

So lange man nicht daran denkt, die Naturgaben des bulgarischen Macedoniens gehörig zu nutzen, werden die Bewohner dieses Landes stets die traurigen Folgen, welche der Mangel an baarem Gelde nach sich zieht, zu empfinden haben. Die Schnittergemeinden werden so lange noch alljährlich sich in Rumelien zerstreuen, um für geringen Lohn die Ernte zu besorgen, die Hirten werden ihre derben Arme für wenige Groschen Monatsgeld vermiethen und ihre schönsten Schafe für einige Piaster losschlagen; endlich werden, da unter solchen Umständen an keine Aufklärung zu denken ist, die Mönche vom Berge Athos das Volk fort und fort unbedingt und auf's Widersinnigste beherrschen. Was wir hier hinsichtlich des macedonischen Bulgariens bemerken, ließe sich, mit geringen Abänderungen, auch von den übrigen vier Landschaften sagen. Alle leiden sie an einem und demselben Uebel und verlangen daher auch alle gleiche Heilmittel.

Viertes Kapitel.

Socialzustände: Frohnen, Schul- und Kirchenwesen; Haiduken.

Die Einfachheit und Biederkeit des Bulgaren haben für ihn die unheilvollsten Folgen gehabt; keines von den fünf griechisch-slawischen Völkern ist tiefer unter das Joch des Siegers gebeugt worden. In Bulgarien hatte die Türkenherrschaft ihren Culminationspunct erreicht: gleich wie jene mächtigen Dynastieen im Mittelalter, welche zuweilen in dem ganzen Umkreise des Reiches, dessen Würdenträger sie waren, Schlösser besaßen und, wenn sie von einem Ende zum anderen ritten, immer auf eigenem Grund und Boden rasten konnten, so hatten auch die stolzen Osmanlis nach allen Directionen

hin in dem geknechteten Bulgarien ihre Karawanserais errichtet. Heutigen Tages noch giebt es kaum eine bulgarische Gemeinde, welche nicht ihren Spahi oder türkischen Grundherrn hätte. Dieser, fast immer abwesende, Gebieter läßt sein Lehngut oder Spahilik durch einen Aufseher verwalten, welcher beauftragt ist, von jedem bulgarischen Besitzthum den Zehnten von Getreide, Wein, Früchten und Vieh einzutreiben und alljährlich den Raja zu dreitägigen Erntefrohnen anzuhalten. Obschon der Besitzer des Spahilik nicht von Adel ist, indem der Koran den Adel verwirft, so vererbt er doch seine Rechte auf seine Nachkommen, jedoch unter der Bedingung, daß sie auf den ersten Ruf des Sultans aufsitzen und in's Feld rücken müssen. Nur im Herbste besucht er sein Landgut, als in der Zeit, in welcher der Türke, so wie weiland der Byzantiner, das Landleben zu genießen pflegt; dann bewohnt er seine weiße Kula, einen hölzernen, viereckigen Thurm von mehren Stockwerken, mit hinausgebauten Galerieen und einem von allen Seiten offenen Pavillon, von wo man die Landschaft überschaut. Die Gutmüthigkeit der Bulgaren reizt oft die Spahis, sie mit den abscheulichsten Plackereien zu belasten, ja ihnen mit Gewalt die Weiber, die ihnen in die Augen stechen, zu entführen und sie als Beischläferinnen zu gebrauchen. In einigen Bezirken, wie z. B. in dem von Sophia, welcher, Dank der Nachbarschaft Serbiens, der freieste im ganzen Lande ist, hatten es die Bauern durch ihre letzten Empörungen durchgesetzt, daß die Zehnten abgeschafft und die Spahis verjagt wurden; dafür aber stehen sie nun unter der Zuchtruthe der Subaschis, der Unterbeamteten der Paschas, welche das Land mit einem Netze von militärischen Posten überzogen haben und mit bewaffneter Hand die Steuern eintreiben und das Volk zu Acker- und Baufrohnen zwingen. Indessen sind die Bulgaren so überaus geduldig, daß sie im Jahre 1840 sich über den Pascha von Sophia, Seïd, durchgängig lobend aussprachen. „An dem Pascha" — so sagten die gutmüthigen Leute — „ist weiter nichts auszusetzen, als daß er uns, so viel er kann, Geld abschindet, aber wenigstens sieht er darauf, daß seine Leute unsere Ehre und unsere Weiber nicht antasten."

Die an den Spahi zu entrichtenden Zinsen sind übrigens keineswegs in den Abgaben, welche der Bulgare seinem Czaar (so nennt er den Sultan) zu leisten hat, inbegriffen; diese Abgaben sind von zweierlei Art, je nachdem sie auf der Person oder auf dem Grund und Boden ruhen. Jeder bulgarische Kopf wird jährlich mit 15 bis 20 Piastern besteuert; da aber jede Gemeinde ihre Abgaben selbst umlegt, so hat oft der Reiche einen Haratsch (Kopfsteuer) von 100 Piastern zu zahlen, während der Arme ganz damit verschont bleibt. Anders verhält es sich mit der Poresa oder der Grundsteuer, welche fortwährend nach dem alten Kataster des Reiches erhoben wird; diese Taxe erleidet keine Abänderung, und da manche Grundstücke sich verschlechtern, bei anderen der Ertrag in stetem Zunehmen begriffen ist, so hat manche arme Familie jährlich 1000 Piaster abzugeben von einem Grundstücke, welches kaum so viel reinen Ertrag liefert und welches sie nur aus Achtung für das Andenken ihrer Väter, die es mit ihrem Schweiß gedüngt haben, beibehält. Keinerlei Eigenthum bleibt unbesteuert, und besitzt der Bulgare Nichts als sein Weib, so muß er für den Nießbrauch dieses Gutes allein schon mindestens 100 Piaster zahlen.

Alle diese geregelten und vorausbestimmten Lasten erscheinen übrigens noch weniger drückend als die ungemessenen Frohnen, welche der Pascha zu öffentlichen Arbeiten von jedem Bauer zu fordern berechtigt ist, denn es nehmen diese Dienste in der Regel mehr als 30 Tage vom Jahre in Anspruch. Eine noch ärgere Plage ist der Gazdalik oder die Verpflichtung, jeden Gast (gazda), der auf einen Ferman oder in kaiserlichen Angelegenheiten reist, zu beherbergen und zu bewirthen. Der Stareschine (türkisch Kiaja, d. h. Statthalter) jedes Dorfes muß demselben auf Kosten der Gemeinde ein Obdach und Nahrung geben.

Ueber das bulgarische Schulwesen läßt sich wenig sagen. Im ganzen Oriente ist dasselbe in den Händen der Geistlichkeit, und diese ist fast eben so unwissend wie das Volk. Indessen legen die Türken der Errichtung neuer Schulen wenigstens kein Hinderniß in den Weg. Jeder Bischofssitz in Bulgarien hat in der Regel seine eigene Schule, welche mit

der Kathedrale verbunden ist und zugleich eine Art von Seminar bildet. Alle sind sie nach einem und demselben Zuschnitte: ein Mönch nebst einigen Diakonen unterrichtet hier die Kinder im Schreiben, im Rechnen, im Katechismus und im Psalmensingen. Ueber dem Katheder, welches im Hintergrunde des großen Schulsaales steht, ist eine Glocke angebracht, an welcher der Lehrer das Zeichen zur Ruhe und Ordnung giebt. In mehren dieser Schulen, wie z. B. in Sophia und Kirk-Kilisseh, ist der wechselseitige Unterricht eingeführt. In Allem herrscht hier die größte Ordnung; die Art, wie die Kinder in geregeltem Schritte hinausgehen oder unter Absingung slawischer Psalmen umherziehen, hat etwas eben so Militärisches als Mönchisches. So gewöhnt sich der morgenländische Christ von Kindheit auf daran, das Heilige mit dem Profanen und kirchliche Gebräuche mit weltlichen zu vermengen. Der osmanische Macchiavellismus thut sein Möglichstes, um diese für ihn vortheilhafte Verwirrung zu befördern. Indem die Pforte die christlichen Rajas daran gewöhnt, sich das Vaterland nie von der Religion getrennt vorzustellen, und indem sie durch Privilegien und Gnadenbezeugungen die hohe Geistlichkeit für sich stimmt, beherrscht und fesselt sie durch Priesterhand die Völker, die sie nicht mehr bemeistern könnte, sobald dieselben das Staatsbürgerthum von dem Kirchenwesen besser zu scheiden wüßten. Die Türken, welche den Klerus als eine bloße Regierungsgewalt ansehen, versteigern die hohen geistlichen Würden an den Meistbietenden; ihrerseits aber denken diejenigen, welche dieselben erstehen, sobald sie einmal die Mitra aufhaben, an nichts weiter, als wie sie ihrer Heerde möglichst viel Geld abscheeren können, um wieder auf ihre Kosten zu kommen. Der Prälat, der sein Bisthum gekauft hat, zwingt nun den gemeinen Popen, wiederum seine Pfarre zu erkaufen, und ein reicher Pope kann auf diese Weise wohl 15 bis 20 Parochieen an sich bringen: dieß sind dann ergiebige Felder, auf denen er allein zu ernten hat, und wo Niemand als er selbst taufen, trauen und beerdigen darf. Für jede dieser Amtsverrichtungen läßt sich der Priester eine größere oder geringere Summe zahlen, als 20 Piaster für eine Trauung, 20 bis 50 Piaster für ein Begräbniß; kurz Al-

les, selbst das Weihwasser und die Beichte, wird mit Gelde bezahlt.

Bulgarien hat vier Metropolen oder Erzbisthümer, nämlich Ternowo, Sophia, Silistria und Varna, und sechszehn Bisthümer, unter denen die vorzüglichsten: Philibeh, Kostendil, Seres, Werrhea, Lowitz, Samokow, Kastoria, Kiuprili und Skopia; die von Ohrida und Widdin sind von der Pforte aufgehoben worden. An der Spitze der bulgarischen Hierarchie stand ehemals ein Primas, welcher als Patriarch fungirte und, obgleich er von dem Patriarchen zu Konstantinopel investirt wurde, im Uebrigen völlig frei schaltete. Selbst unter türkischer Herrschaft noch (1463) nannte er sich „Patriarch von Ternowo und ganz Bulgarien," bald aber hielt es der Sultan für weiser und sicherer, über jene Kirchen Creaturen des griechischen Patriarchen zu setzen, der in seiner Gewalt war und stets die Schnur fürchten mußte. Das Gelingen dieser kirchlichen Centralisation überhob die Türken der Mühe, eine politische Centralisation zu bewerkstelligen. Seit jener Zeit hat Bulgarien nur griechische Bischöfe, denen die Bedürfnisse und Interessen ihres Sprengels gleichgiltig sind, da sie denselben nur übernehmen, um sich rasch zu bereichern und dann wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Daher verstehen auch die meisten dieser Prälaten nicht einmal die Landessprache. Die Bewohner von Sophia brüsten sich übrigens damit und deuten es als eine wohlthätige, folgenreiche Neuerung, daß ihr jetziger junger Erzbischof Bulgarisch versteht.

Die aufgeklärteren Eingeborenen fühlen wohl, daß die bulgarische Geistlichkeit, bei ihrer dermaligen Verfassung, mehr als alles Andere der Emancipation hinderlich ist, und fürwahr, es kann unmöglich ein bulgarisches Volksthum aufkommen, bevor nicht das Land eine nationale Geistlichkeit erhalten hat. Dagegen wird man einwenden, daß die ganze niedere Geistlichkeit und die Mönche aus Eingeborenen bestehen; allerdings, aber der bischöfliche Bannstrahl bedroht die bulgarischen Priester, welche es wagen, zu großen Patriotismus an den Tag zu legen. Zudem hat die Pforte die Mehrzahl dieser Priester für sich gewonnen, indem sie ihnen eine Menge Privi-

legien gewährt hat, welche eine, wenn auch noch so volksthümliche, Umwälzung ihnen wieder entreißen würde. So hält der Eigennutz von einigen Tausenden Privilegirter vier und eine halbe Million Menschen in der Knechtschaft zurück.

Die Bulgaren befinden sich, offen gestanden, in derselben Lage wie fast alle übrigen Christen des Orients: einige wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, sind ihre Mönche die größten Feinde ihrer Nationalität; sie ziehen im Stillen aus der Bedrückung des Volkes Gewinn und theilen mit den Türken die Abgaben des Raja. Der erste Schritt zur Wiedergeburt wäre die Umgestaltung der Geistlichkeit und die Abschaffung der schmählichen Simonie, deren Mißbräuche sie selbst bitter empfindet, denn am Ende sind es doch nur die Bischöfe und die angesehenen Klöster, welche bei diesem Allen das Fett abschöpfen. Der schändliche Handel, der mit den Sacramenten getrieben wird, trägt den Pfarrern nicht genug ein, um davon ihre Familien *) zu unterhalten, und sie sehen sich genöthigt, um den Ausfall zu decken, sich auf Ackerbau oder Gewerbe zu legen. Ungeachtet dieser Erniedrigung und der unglaublichen Unwissenheit des Popen, leistet ihm doch der Bulgar blinden Gehorsam; an Fasttagen könnte man 100 Meilen weit gehen, ohne auch nur ein Glas Milch aufzutreiben, selbst wenn man es mit Golde aufwiegen wollte.

Die Muselmänner haben nie ihren Abscheu vor dem christlichen Gottesdienste verhehlt. Wo Türken mit Christen untermischt wohnen, schleicht man sich so heimlich als möglich zur Kirche, denn die Spahis erlauben sich oft den rohen Scherz, den Gottesdienst zu stören. An großen Festtagen, und besonders an St. Georg, begiebt sich der größte Theil der Gemeinde, um ungestörter beten zu können, in ein einsames, schwer zugängliches Kloster im Gebirge und bringt dort drei Tage unter freiem Himmel zu. Die Dorfkirchen sind gewöhnlich elende Schuppen oder finstere, halb in die Erde versenkte Grüfte; in diesen Schlupfwinkeln sind alte, noch aus der vortürkischen Zeit stammende Glocken versteckt, welche nur

*) In Bulgarien sind, wie im ganzen christlichen Oriente, die Weltgeistlichen verheirathet.

befreundeten Reisenden gezeigt werden. Es ist durchaus verpönt, ein Kloster oder eine dem Einsturze drohende Kirche auszubessern, ohne zuvor für schweres Geld die Genehmigung des Diwan ausgewirkt zu haben. Können die Rajas die zur Erlangung eines solchen Freibriefes (Bujurdi) erforderliche Summe nicht aufbringen, so bessern sie ihr Gotteshaus heimlich aus, indem sie sich lieber der härtesten Strafe aussetzen, als daß sie es verfallen lassen möchten.

Die Bulgaren haben nach und nach ihre Freiheiten und Privilegien verloren, die ihnen die Türken, um die Besitznahme des Landes zu erleichtern, verstattet hatten, und so ist heutzutage ihre ganze bürgerliche Stellung der Willkür der Paschas oder der bald milderen, bald roheren Festungscommandanten anheimgegeben. In Rumelien leben gegenwärtig die Bulgaren fast auf gleichem Fuße mit den Türken: sie steigen nicht mehr demüthig vom Pferde, wenn sie einem Osmanen, und wäre es selbst ein Pascha, begegnen. Durch die Nachbarschaft des stolzen Stambul sind sie würdevoller, betriebsamer und reicher geworden als die übrigen Bulgaren, aber der Druck der Fiscalbeamteten lastet zugleich auch härter auf ihnen. Auf den weiten Flächen, auf denen sie sich angesiedelt haben, können sie den kaiserlichen Einnehmern sich nicht so leicht entziehen als ihre Brüder im Gebirge. Dieß ist unstreitig auch der Grund, warum sie fast durchgängig ernst und verschlossen sind; selten nur grüßen sie den Reisenden und wünschen ihm nicht „dobar stschast“ (gut Glück), wie es der macedonische Bulgare thut, dessen offene, heitere Miene das Bewußtsein von Sicherheit ausdrückt.

Auf den Hochebenen des Balkan, zwischen Seres und Sophia, Philibeh und Ternowo steht es um den Bulgaren ganz anders; nirgends genießt dieses Volk eine vollkommenere Freiheit als hier in diesem Hochlande, welches es im alleinigen Besitze hat Hier kann er nach Belieben schalten: er schmückt sogar die Wege mit Kreuzen, eine religiöse Demonstration, welche ihm im Flachlande theuer zu stehen kommen würde; ja er verziert selbst seine Brunnen mit christlichen Wahrzeichen und mit Inschriften in seiner eigenen Sprache. Dort, aber auch dort allein, entfaltet der Bulgar ganz das Wesen, wel-

ches dem im Urzustande verbliebenen Menschen eigen ist: Lebhaftigkeit, Stolz, begeisterte Anhänglichkeit an seinen Stamm und romanhaft-heroische Schwärmerei. Dort hinter seinen Felsen wird der Bulgar von einer gefürchteten Macht geschützt, von den Haiduken. Es giebt wenig zahlreichere Familien, von denen nicht einige Glieder unter die Haiduken oder Räuber des Gebirges gegangen wären. — „Der Pascha plünderte mich aus, und ich schickte meinen Sohn unter die Haiduken" — sagt da ganz gelassen der Familienvater. Sobald ein Haus auf diese Weise mehre seiner Glieder in die Einöde geschickt hat, so hören die Plackereien auf, und die Türken selbst thun einer solchen Familie nichts mehr zu Leide, aus Furcht, daß sie sich rächen könnte. Diese Haiduken vertheilen sich in mehr oder weniger zahlreiche Banden unter Hauptleuten, welche, wie so manche Barone in den Zeiten des Faustrechts, Engpässe besetzen, die türkischen Karawanen und die Steuereinnehmer (gewöhnlich Armenier) anfallen und diese Blutegel ihres Landes zwingen, das Eingesogene wieder von sich zu geben. Man erzählt sich von ihrer Stärke und Tapferkeit wahre Wunder, welche fabelhaft erscheinen könnten, wenn sie nicht so häufig wären: zwei bis drei Haiduken jagen zuweilen das ganze Gefolge eines Paschas in die Flucht. Der harmlose Reisende hat dagegen nur selten etwas von ihnen zu fürchten; indem sie das Haidukenhandwerk ergreifen, folgen sie lediglich der inneren Stimme, die sie auffordert, den Druck, unter welchem die Ihrigen seufzen, zu rächen, und glauben sonach eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Ueberall, wo der bulgarische Landmann durch verborgene Haidukenbanden beschützt wird, tritt er seinen Unterdrückern mit trotziger Miene gegenüber. Hatte ich unglücklicherweise einmal einen Muselmann als Führer in jenen Gegenden angenommen, so konnte ich in den Mehanas (Gastwirthschaften) nie das Geringste erhalten; ich mußte den Türken bei Seite schieben, um dem Wirthe zu sagen: „Gieb mir zu essen, Bruder, ich bin auch Bulgar." — Auf dieses Wort tischte er auf, was er nur hatte.

Die glänzende Laufbahn des Haiduken schließt sich oft mit einer Otmitza, d. h. der Entführung eines Mädchens,

welches er insgeheim heirathet. Solche heimliche Ehen werden von einem Popen eingesegnet, der — gleichfalls mit Gewalt — in's Gebirge geschleppt wird. Will der Haiduk nach seiner Verheirathung wieder in die friedsame menschliche Gesellschaft eintreten, so muß er der türkischen Obrigkeit eine beträchtliche Summe zahlen, hat er aber hierzu noch nicht genug gesammelt, so setzt er sein Abenteurerleben fort und stirbt fast immer als Märtyrer seines Berufes.

Eine andere Art Abenteurer, die man in Bulgarien antrifft, sind die Colporteure (Kirabschias), welche als Agenten, Hausirer oder Spediteure der Großhändler alle Provinzen durchstreifen und bis nach Syrien, ja bis zum Kaukasus hin Waaren an bestimmte Handlungshäuser befördern und von da auf ihren kleinen Balkan-Pferden oder Kameelen neue Ladung mitbringen. Diese Menschen zeichnen sich durch eine erprobte Ehrlichkeit aus; eher könnte man die Sonne von ihrer Bahn ablenken als den Kirabschia von dem Wege des Rechts. Als weit gereiste Leute haben sie immer höchst interessante Abenteuer zu erzählen: bald serbische, walachische und moldauische Hofintriguen, bald Klatschereien von den Höfen Mehmed-Ali's, des Paschas von Bagdad und der Drusen- und Maronitenhäuptlinge; kurz sie sind wegen ihrer Erfahrungen das Orakel der Dorfbewohner. Leider nur haben jene Menschen, welche der Bulgare so zutrauensvoll um Rath fragt, bei ihrem steten Umhertreiben in der Fremde fast allen Sinn für ihre Nationalität verloren. Da nun der Einfluß der Haiduken sich nur auf einen sehr engen Kreis beschränkt, und die hohe Geistlichkeit es mit den Türken hält, so muß der übrige Theil des Volkes, ohne Führer und ohne Wehr, — nicht einmal Messer sind ihnen zu tragen gestattet — sich darein ergeben, den Spahis Frohndienste zu leisten und den Druck der Paschas zu dulden. Also sind es nur dichterische und prophetische Gebilde, wenn man — wie Lamartine in seiner Reise nach dem Oriente — behauptet, „daß dieses Volk vollkommen reif sei zur Unabhängigkeit;" mit dieser so wünschenswerthen Reife dürfte es noch lange Zeit haben. Bei seiner beständigen Furcht vor Bedrückung trachtet heutzutage der arme Bulgar nach nichts als nach Ruhe;

die erste Frage, die er an den Fremden richtet, ist immer: „Ist Ruhe und Friede dort, wo Du herkommst?“ Und wenn man ihm antwortet: „„Sve mirno““ (es ist Alles friedlich), so erhebt er die Hände, zum Zeichen des Dankes, gen Himmel. Erzählt man ihm, daß irgendwo Krieg sei, so sieht er im Geiste schon die Verheerung seiner Felder, die Schändung seiner Töchter, und findet selbst im Schlafe keine Ruhe mehr. Doch nun haben wir wohl zur Genüge von dem Socialzustande der Bulgaren gehandelt.

Fünftes Kapitel.

Politische Wiederbelebung der Bulgaren und Emancipationsversuche seit Anfang dieses Jahrhunderts.

Das Nationalbewußtsein der Bulgaren, obgleich noch sehr unklar, fängt allmählig an zu erwachen. Diese Wiederbelebung datirt von der großen Aera der europäischen Nationen, von 1789. Oesterreich und Rußland hatten sich gegen den Sultan verbunden, welcher, zu schwach um solcher Feindesmacht offen entgegenzutreten, sich auf Plänkeleien beschränkte und längs seiner Gränze Freicorps aufstellte. Unter den bulgarischen Kriegern that sich vor Allen hervor der Sohn eines bosniakischen Haiduken, Paswan, der, nachdem er lange Zeit in der slawischen Türkei gehaust und, der Volkssage nach, nichts als die Franziskanerklöster und die päpstlichen Emissäre verschont hatte, endlich zu Pristina gespießt worden war. Sein Sohn Omer Paswan, der, wie der Vater, halb Muselmann, halb Christ war, sammelte Rotten von bulgarischen Freiwilligen, beunruhigte die österreichischen Militärposten an der serbischen Gränze und erhielt, als Lohn für seine Thaten, die im Balkan gelegenen kleinen Lehngüter Kerdsche und Berza. Als er bald darauf Bairaktar (Fahnenträger) von Widdin geworden war, reizte er durch seinen Trotz und seine Prunksucht den Pascha dieser Stadt, Namens Melek, gegen sich auf, der mehre vergebliche Mordversuche gegen ihn unternahm. Endlich, als der neue Bairaktar sich

erkühnte, öffentlich über den Koran und seine Ausleger zu schmähen, wiegelten die Ulemas von Widdin die frommen Gläubigen gegen ihn auf, welche haufenweis nach seinem Konak strömten und ihn niederbrannten. Omer, mit den Waffen in der Hand gefangen, wurde dem Henker überantwortet, sein Sohn Osman Paswan Oglu aber flüchtete sich zu den Uskoken in Bosnien und von da zu den empörten Ghegen in Albanien; bald darauf aber trat er mit seinen Haiduken in den Dienst des Hospodars der Walachei, Maurogenis. Wie sein Vater, zeichnete Paswan sich in dem Kriege gegen Oesterreich und Rußland durch kühne Streifzüge aus, die er oft bis unter die Mauern von Temeswar und Hermanstadt unternahm. Im Jahre 1791 schloß er, wie man sagt, einen Freundschaftsbund mit dem Helden Serbiens, Czerni Georg. Die Griechen, die immer das Phantastische lieben, erzählen, daß diese beiden großen Haiduken sich in der Kirche, nachdem sie das Abendmahl genossen, einander den vlam oder pobratstvo (Brudereid) geschworen.

Auf seinem Gute Kerdsche organisirte Paswan im Jahre 1792 die unter dem Namen Kerdschalis berüchtigten Banden, welche sich bald durch desertirte Janitscharen verstärkten. Um den grauenvollen Verheerungen dieser Rotte ein Ende zu machen, erklärte der Sultan ihren Anführer in die Acht; es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, doch er entwischte, indem er sich verkleidete, den von der Pforte gegen ihn ausgesandten Häschern. Einer seiner Untergebenen erlitt an seiner Statt den Tod, und der Kopf dieses Sclaven, den man für Paswan hielt, wurde vor dem Serail ausgestellt. Während aber Stambul über den Tod des Räuberhauptmanns frohlockte, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß der Todtgeglaubte an der Spitze von 10,000 Janitscharen Widdin genommen, Alle, die an dem Tode seines Vaters schuldig waren, habe hängen lassen und, da er nur durch Siege sich behaupten konnte, sich jetzt gegen die benachbarten Paschas wende. Diese letzteren, von Paswan bedrängt und ausgeplündert, wiegelten unter der Hand die Rajas gegen die Kerdschalis auf. Da fingen die Bulgaren, nach dreihundertjährigem Hinträumen, an, ihre Kräfte zu fühlen; doch schlug dieses vorzeitige Erwachen nicht günstig für sie aus: es fehl-

ten ihnen einsichtsvolle Anführer, sie handelten nicht nach gemeinsamem Plane, und so dauerte die Verwirrung fort. Das Land wurde von zwei verschiedenen Kriegerschaaren in Besitz genommen, von den Kerdschalis, welche aus muselmännischen Soldaten bestanden, und von den Haiduken, die größtentheils Christen waren. Die Städte, welche dem Paswan Widerstand leisteten und sich unter den Schutz einer Haidukenschaar begaben, wurden oft von dieser gebrandschatzt, wenn sie eine von den Kerdschalis besetzte Feste, deren Plünderung ihr neue Subsistenzmittel gewähren sollte, nicht hatte nehmen können. In den ganzen 10 Jahren, während welcher die Haiduken Herren des offenen Landes waren, kamen sie nicht dazu, eine geregelte Regierung einzurichten, obgleich sie in alle Städte, ausgenommen in die Festungen, freien Zutritt hatten. Das große Adrianopel selbst wagte nicht, sich ihnen zu widersetzen; sie zogen dort ungehindert, oft 15,000 Mann stark, ein. Dann mußten sogleich Hunderte von Ochsen beigetrieben und auf offenem Markte gebraten werden, als Speise für jene Kinder der Wüste, welche, wenn sie sich tüchtig satt gegessen hatten, in die Schluchten und Wälder des Balkan zurückkehrten.

Indem die Städte so auf gleiche Weise von den Einen wie von den Anderen geplagt wurden, faßten sie gegen die Haiduken wie gegen die Kerdschalis gleichen Abscheu: sie nannten sie „nackte Kinder" (Golatji); es waren dieß die griechisch-slawischen Sansculotten. Unter diesen Taugenichtsen gab es indessen auch hochherzige Männer, wahre Söhne des Vaterlandes; aber wie hätten sie in dem Wirrwarr, in dem sie steckten, Ordnung schaffen mögen? Paswan Oglu allein wäre es im Stande gewesen, hätte nicht sein Ehrgeiz ihn verleitet, den Kerdschalis den Zügel schießen zu lassen, anstatt ihn anzuziehen. Woscopolis, eine blühende, von 50,000 Griechen-Slawen bevölkerte Stadt in dem Gebirge zwischen Bulgarien und Epirus, war durch die Verheerungen dieser Räuber in ein elendes Dorf verwandelt worden. Der Wessier Pasmandschia, welcher mit der kaiserlichen Armee ausgeschickt worden war, um Paswan in Widdin einzuschließen, wurde geschlagen, und sein Lager geplündert. Endlich ließ der berüchtigte Ali, Pascha von Janina, der wegen seiner

Siege über die Hellenen den Beinamen „der Löwe des Islam" führte, sich vom Sultan erbitten, mit den 40 Paschas aus Asien und Europa, welche unter dem Capitan-Pascha Kutschuk-Hussein den Paswan belagerten, gemeinschaftliche Sache zu machen; allein das in Bulgarien zusammengezogene kaiserliche Heer mußte eilends nach Syrien und dem Nil gegen die Franzosen aufbrechen, und so waren die Räuber des Balkans geborgen. Sie stolzirten einher, wie Fürsten, mit Gold- und Silberstoffen angethan; ihre schönen tartarischen Pferde wurden von ihren Concubinen verpflegt, welche ihnen in Männerkleidung in den Kampf folgten. Jede Bande hatte ihren Buluk-Baschi (Hauptmann), welcher wieder unter einem Bimbaschi (Oberst) stand. Die berühmtesten dieser ungeschlachten Helden waren: Hadschi-Manow, Deli-Kadrija, Hara-Feisija und Guschantz-Ali. Paswan-Oglu, der mit Hülfe dieser Männer an der Donau den Herrn spielte und kein Boot zollfrei passiren ließ, wollte seine Herrschaft auch über Serbien ausbreiten, wo damals der leutselige Mustapha-Pascha gebot, den die slawischen Volksgesänge als „Serbska maïka" (Mutter der Serben) preisen. In der Absicht, Serbien zur Grundlage seines Throns zu machen, rückte Paswan in Person in's Land ein und sandte seinen Vortrab aus, um Belgrad zu belagern. Mustapha, der wehrlos überrumpelt wurde, mußte sich ergeben und ward ermordet; darauf gab Paswan das eroberte Serbien den furchtbaren Janitscharen preis, welche dort die unerhörtesten Gräuel begingen und zuletzt unter selbstgewählten Oberhäuptern — den sogenannten Dahis oder Deys — sich von Paswan Oglu lossagten.

Die ganze moralische Gewalt dieser Banden beruhte auf dem Princip, welches sie repräsentirten, nämlich auf dem Islam, dessen Geist und ursprüngliches Wesen sie gegen die Neuerungen des Sultans in Schutz nahmen. Selim begann damals jene verhängnißvolle Reform nach europäischem Zuschnitt, ein wahres Dejaniren-Gewand, unter welchem der osmanische Herkules sich seitdem langsam abzehrt. In der ganzen Türkei waren die Janitscharen in Aufruhr, jeden Augenblick banden sie mit dem Nizam-djedid — d. h. den neuen nach fränkischer Art disciplinirten Truppen — an.

Jemehr der Sultan den Janitscharen abhold ward und die Institutionen der Giaurs einzuführen suchte, um so mehr wuchs die Erbitterung der Janitscharen gegen den Sultan und die Brüder der Giaurs, d. h. die Rajas, welchen letzteren sie den Untergang schworen. Das Signal zur Ausführung gaben i. J. 1804 die Janitscharen in Serbien: da aber that sich das Haidukenthum, welches in Bulgarien nicht hatte gedeihen wollen, in Serbien auf und rettete das Christenvolk. Endlich ahneten die Räuber, die in den Schluchten der serbischen und bulgarischen Gebirge hausten, ihre höhere Bestimmung. Einer derselben, der berühmte Weliko, ein in Widdin aufgewachsener Serbe, begann in Czerna-Rieka den Nationalkrieg gegen Paswan und die Dahis. Die Bulgaren, die zu friedliebend waren oder vielleicht auch von dem gewandten Paswan zurückgehalten wurden, nahmen an diesem hochherzigen Aufschwunge keinen Theil, und ihre Haiduken sahen sich genöthigt, nach Serbien auszuwandern. Hier wählten die Hauptleute der sämmtlichen slawischen Banden, indem sie die Nothwendigkeit erkannten, nach einem Plane zu handeln, den Czerni Georg zu ihrem Oberbefehlshaber, schlugen die Janitscharen in allen Treffen und trieben sie bis nach Belgrad zurück, welches sie belagerten. Endlich vom Hunger gepeinigt, entflohen die vier Dahis und nahmen in vier großen Booten ihre unermeßlichen Schätze mit sich fort, in der Hoffnung, dieselben bei ihrem Oberherrn Paswan in Sicherheit zu bringen; die Haiduken aber folgten ihnen zu Lande an der Donau hinab, und als sie sie bei Orsowa landen sahen, zwangen sie den dortigen türkischen Commandanten, ihnen die Tyrannen auszuliefern. Einer der Rottenführer begab sich selbst mit seinen Leuten in die Festung und hieb die vier Köpfe ab, welche dann in dem Lager der Haiduken auf Lanzen aufgepflanzt wurden.

Im darauffolgenden Jahre schlugen sich die Ueberreste der Kerdschalis, welche bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, unter vielen Gefahren nach Widdin durch, und als die Donau-Bulgaren ihre ehemaligen Dränger in so traurigem Aufzuge wiederkehren sahen, bedauerten sie zu spät, nicht lebhafteren Antheil an dem Befreiungskriege

genommen zu haben. Sie hatten dieß um so mehr zu bereuen, da die Pforte, welche die Hoffnung aufgegeben hatte, den Paswan zu vernichten, ihn endlich als rechtmäßigen Wessier von Bulgarien anerkannte.

Die russischen Kriege an der Donau in den Jahren 1810 und 1811 stürzten den Islam vollends in's Verderben. Im Schooße der Türken selbst brach jetzt Zwietracht aus und verbreitete sich unter den in Bulgarien garnisonirenden Truppen, von denen einige für, andere gegen die Reformen Mahmud's gestimmt waren. Besonders war Ruschtschuk der Mittelpunct der Umtriebe der reformistischen Partei, während Widdin allen Janitscharen und Anhängern des Alten eine Zuflucht gewährte. Paswan's Nachfolger, sein früherer Mollah (Secretair), der im Lande allgemein unter dem Namen Mollah-Pascha bekannt ist, fühlte das Bedürfniß, sich einer Stütze zu versichern, um mit besserem Nachdruck gegen die Neuerungen des Diwans ankämpfen zu können, und bot daher i. J. 1811 den empörten Serben an, sich mit ihnen zu verbinden. Dieser neue Fürst der Bulgaren wünschte, daß beide Völker einen Gesammtbund zu gegenseitigem Schutz und Trutz bilden sollten, allein der Mollah war Muselmann, und darum nahmen die Serben Anstand, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Zudem hinderten auch bald gebieterische Umstände die weitere Fortsetzung der Unterhandlungen; denn in Folge der Kriegserklärung Napoleon's beeilte sich der Czaar, mit dem Sultan Frieden zu schließen. Durch den Vertrag von Buckarest (28. Mai 1812) erhielt Rußland die Donau-Mündungen und Bessarabien bis zum Pruth, zugleich aber ward ausgemacht, daß Serbien und Bulgarien sich wieder unter das osmanische Joch beugen sollten. Um beide Länder zur Einwilligung in diese Bedingung zu bewegen, mußte man sie durch Vorspiegelungen bethören, und Rußland ließ es daran nicht fehlen. Die Serben glaubten, eher auf den Czaar, als auf den Mollah von Widdin bauen zu müssen, und brachen daher alle Verbindung mit Bulgarien ab. Von nun an waren die Einen wie die Anderen wehrlos in die Gewalt der Osmanlis gegeben, welche ihren Rachedurst an ihnen kühlten. Tausende von Opfern wurden zu Tode gemartert.

Bald darauf wurde Mollah-Pascha abberufen, und das Wessierat von Bulgarien kam in die Hände Hussein-Paschas, der, auf der Bahn seines Vorgängers fortschreitend, die Donau mit Beschlag belegte, den Handel zu seinem Monopol machte und die Fischerei, ja selbst die Schifffahrt auf derselben, verpachtete. Ein ganz besonderer Umstand bestimmte den Fürsten Milosch, mit dem neuen Wessier ein Bündniß einzugehen. Widdin und Belgrad sind durch manchfache enge Bande mit einander verknüpft, gleichwie Serbien mit Bulgarien. Diese beiden Posten beherrschen gleichmäßig die Donau, und der eine kann nicht Frieden haben, wenn der andere Krieg will. Der Fürst Milosch nun, der nach einer friedlichen Unabhängigkeit trachtete, sah ein, daß er dieses Ziel nicht erreichen werde, wenn er sich nicht an den bulgarischen Balkan anlehnen könne. Zu schwach und zu schlau, um sich mit offener Gewalt Widdins zu bemächtigen, gleichwie die Anhänger Paswan-Oglu's sich Belgrads bemächtigt hatten, nahm er sich den Mollah zum Vorbild und verband sich mit dem grausamen Hussein-Pascha, von dem er sich nicht nur als Freund, sondern als Bundesbruder annehmen ließ. Hussein-Pascha häufte damals durch Ausplünderung der Rajas jene Schätze zusammen, welche bis 1843 seinen Hof zu einem der glänzendsten im Orient gemacht haben.

Die bulgarischen Haiduken kamen nicht eher wieder zum Vorschein, als bis i. J. 1821 der griechische Freiheitsruf in ihren Höhlen widerhallte. Da erwachten sie plötzlich aus ihrem Schlummer, überschwemmten Macedonien und zogen schaarenweis bis nach dem Peloponnes; sie waren es, die durch einen letzten Sturm die Akropolis von Athen einnahmen. Einer dieser Slawen, Botschar, der, in Wodina geboren, nach Suli ausgewandert war, ist in ganz Europa unter dem griechischen Namen Botzaris berühmt geworden.

Jener Heldenkampf endete mit der Schlacht von Navarin. Da eröffneten die Russen, als sie die Türkei geschwächt sahen, im Sommer 1828 unter dem Feldmarschall Wittgenstein einen neuen Feldzug im Balkan. Der Erfolg war anfangs zweifelhaft; denn zum Glück für Mahmud trat die rauhe Jahreszeit unerwartet früh ein und nöthigte die Russen, die

Belagerung von Schumla und Siliſtria aufzuheben und mit großem Verluſt an Mannſchaft und Kriegsgeräth ſich über die Donau zurückzuziehen. Die Unrührigkeit der Bulgaren hatte zu verſchiedenen Malen das Invaſionsheer in Verlegenheit gebracht; ſie veranſtalteten zwar bei jedem Siege der Ruſſen über ihre Tyrannen feierliche Dankgebete in den Kirchen und gingen auch wohl den Siegern entgegen und begrüßten ſie als ihre Befreier, aber ſie wollten nicht in ihren Reihen mitkämpfen. Sie hätten damit nur ihr Joch gewechſelt; dieß fühlten ſie und warteten darum inſtinctmäßig den Ausgang des Krieges ab, um dann für ſich ſelbſt daraus Vortheil zu ziehen.

Als i. J. 1829 Diebitſch an Wittgenſtein's Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, rächte er glänzend die früheren Niederlagen, ſchlug in den Päſſen von Kuleutſcha das ſtarke Heer Reſchid's, welchen er zwang, ſich in Schumla einzuſchließen, nahm Siliſtria durch Capitulation ein und ging, indem er den Großweſſier mit der Blüthe der Osmanen hinter ſich in Schumla zurückließ, auf drei verſchiedenen Puncten über den Balkan. Aidos, Karnabat, Miſſivria, Burgas ergaben ſich; am 11ten Auguſt wurde Slimno mit Sturm genommen, und 8 Tage ſpäter zogen die Ruſſen in Adrianopel ein, deſſen ganze Einwohnerſchaft ſie jubelnd begrüßte. Dießmal ſchien es, als ob die Türken mehr noch als die Bulgaren mit den Siegern ſympathiſirten; ſie waren der thörigen Neuerungen ihres Ketzer-Sultans müde geworden, faſt wäre ihnen jetzt ein wirklicher Giaur lieber geweſen als der muſelmänniſche Neuerer, und da Diebitſch's Proclamationen Allen ohne Unterſchied, nächſt vollkommener Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, auch völlige Religionsfreiheit verbürgten, ſo ſchien der muſelmänniſche Fanatismus wie gelähmt. Die unerwarteten Beweiſe von Zuneigung, welche das Volk für die Ruſſen an den Tag legte, zwangen die Pforte, zu capituliren. Zudem entdeckte Khosrew eine Verſchwörung, welche die Sicherheit des Reichs auf's Aeußerſte hätte gefährden können: der Zweck der Verſchworenen, von denen 600 auf der Stelle hingerichtet wurden, war nämlich, die ganze Familie des Sultans, ſammt allen übrigen Ketzern zu würgen und dann den reinen

Islam wiederherzustellen; vielleicht rechnete man sogar darauf, daß der Padischah des Nordens zum Gelingen dieses Unternehmens seinen Beistand leihen werde.

Diese völlige Demoralisation der Osmanen steigerte die Hoffnungen der Bulgaren auf's Höchste. Kaum waren einige Jahre nach diesem Kriege verflossen, als in Bulgarien sich eine große geheime Verbindung bildete, welche durch die Bemühungen der Didaskalen (Dorfschulmeister) immer weiter um sich griff. Diese geheimnißvolle bulgarische Hetärie, von welcher man in Europa gar Nichts erfahren hat, hielt ihre Versammlungen in den Klöstern und Wäldern unweit Ternowo. Dort kamen die Verschworenen von allen Seiten her zusammen, unter dem Vorwande, den Festen der Panagia (Jungfrau Maria) beizuwohnen. Am Tage trieben sie sich in den Bauerhütten umher, ließen sich von den Mädchen liebliche Slivovitza credenzen, brachten Toaste aus auf die Wiedergeburt des Volkes und sangen patriotische Lieder. Der Kolo, ein Rundtanz, wo sämmtliche Arme, in einander verschlungen, die unwiderstehliche Gewalt des gemeinsamen Willens ausdrücken, erhöhte die Begeisterung der Menge. Brach die Nacht herein, so fanden sich alle Eingeweihten auf den Klosterkirchhöfen zusammen, beteten dort und nahmen neue Mitglieder auf, welche, die Hand auf den Gräbern ihrer Ahnen, schwuren, für's Vaterland zu sterben. Früh, wenn die Morgenröthe jene Grabstätten, die gewöhnlich am östlichen Abhange eines Hügels liegen, beleuchtete, begrüßten diese Jünglinge die aufgehende Sonne mit Hoffnungsrufen. Dieß waren die bulgarischen Nächte von 1834 bis 1838, unbekannte Episoden, die keinen Geschichtsschreiber gefunden haben, aber dereinst in glorreichem Andenken stehen werden.

Im Frühjahre 1837 fiel es dem Padischah ein, seine Festungen in Bulgarien zu besichtigen, und nachdem er das Schicksal befragt und die Astrologen zu Rathe gezogen hatte, brach er mit seinem Hofe dahin auf. Ueberall bestrebte er sich, den Bulgaren und Osmanlis gleiche Liebe zu bezeigen, überall hielt er an Muselmänner und Rajas Anreden über die Nothwendigkeit, einträchtig zu leben. Die armen Bulgaren suchten diese obrigkeitliche Liebe durch Demonstrationen zu erwiedern, welche eben nicht ganz aufrichtig gemeint waren.

Die griechischen Kaufleute zogen aus den Städten dem Kaiser mit Lorbeerzweigen entgegen, und die Armenier mit Kerzen, unter dem Rufe: „Machallah!" (Gott schütze Dich!) Die bulgarischen Dorfbewohner warfen sich vor ihrem Tschorbadschia (Herrn des Lebens) in den Staub nieder. Aber — welch bitterer Hohn! — nie waren die Rajas mehr als gerade jetzt mit Frohnen geplagt: schaarenweis wurden sie, wie Lastthiere, nach den Festungen getrieben und gestoßen, um in aller Eile noch vor der Ankunft Mahmud's die Arbeiten zu vollenden, welche die Paschas aus Geiz bis dahin aufgeschoben hatten. Die Hetärie von Ternowo, welche die Blüthe des Volkes in sich faßte, sah ihre Pläne mehr und mehr reifen, als der alte Hadji-Jordan, aus dem Dorfe Elena bei Ternowo, einen seiner Verwandten aus demselben Dorfe in die Verschwörung einweihen wollte; dieser verlangte vor seiner Aufnahme die Liste der Verschworenen einzusehen, und nachdem er sie gelesen, machte er sogleich dem Pascha davon Anzeige, der wiederum dem Sultan die Sache hinterbrachte. Ein Bulgar aus Sophia, welcher Protomastor oder Kalfabaschia, d. h. Oberingenieur der bulgarischen Festungen, war, wo er 2000 Rajas, den Kern des Rebellenheeres, mit Arbeit beschäftigte und aus dem kaiserlichen Schatze besoldete, endete am Galgen, zugleich mit dem alten Hadji-Jordan und Jowanitza, einem reichen Kaufmann aus Ternowo; der Verräther aber, welcher sie angegeben hatte, erhielt von der Pforte eine Belohnung. Einer der eifrigsten Hetäristen, der Zinzar Antonio, Schullehrer in Ternowo und Verfasser einer griechisch-bulgarischen Grammatik, wurde nach Konstantinopel auf die Galeeren gebracht, aber in der Folge, auf Fürsprache der russischen Gesandtschaft, begnadigt. Ein Bulgar, der in Diensten dieser Gesandtschaft stand, hatte durch das Versprechen, daß der Czaar ihnen Beistand leisten werde, nicht wenig dazu beigetragen, die Geister zu entflammen; auch er ward verhaftet, entwischte aber und flüchtete nach Konstantinopel in das russische Gesandtschaftshotel, wo man ihn nicht weiter zu verfolgen wagte. Die übrigen Verschworenen wurden vor Gericht gestellt und dermaßen gefoltert, daß mehre davon starben; so namentlich ein alter Iguman aus einem kleinen Kloster bei Ter-

nowo. Einige dieser Unglücklichen gaben auf der Folter den 80jährigen Metropoliten von Ternowo, Hilarion, als Mitverschworenen an; der Prälat, hierüber aufgebracht, betheuerte seine Unschuld, verfluchte die Angeber und verlangte sogar ihre Hinrichtung. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieser alte Fanariot sich in ein von der Jugend des Landes angezettelteS Complot eingelassen haben sollte, vielmehr scheint es, daß die Angeklagten durch ihre Angabe die Richter von der Spur ableiten und das Leben der ächten Patrioten retten wollten, indem sie dem, ihrem Vaterlande fremden Prälaten die Schuld aufbürdeten.

Jene Grausamkeiten erreichten übrigens nicht ganz ihren Zweck, und noch in demselben Jahre (1838) gab sich durch den furchtbaren Aufstand und die Belagerung von Jarkoï eine neue Verschwörung kund. So entfernt auch die Festung Jarkoï von Sophia liegt, ist sie doch einer der Schlüssel zur Hauptstadt Bulgariens. Jene Festung wurde plötzlich von fast 20,000 Menschen eingeschlossen, welche aus 200 bis 300 Dörfern zusammenströmten und, obgleich sie betheuerten, die treuesten Unterthanen des Sultans zu sein, der Besatzung den Entschluß kundgaben, daß sie nicht eher wieder abziehen wollten, als bis die willkürlichen Frohnen und Abgaben durch bestimmte Gesetze geregelt worden wären. Ein serbischer Knees oder Gränzhauptmann eilte mit einer Schaar seiner Landsleute den Belagerern zu Hülfe und versprach, von Seiten Milosch's, Waffen, Pulver und Kanonen; der Fürst aber, der eine Feudalherrschaft zu gründen beabsichtigte, war in Wirklichkeit weit entfernt von jedem Schritt, der ihn seinem Oberlehnsherrn hätte verdächtigen können, und als er von dem Beginnen des Kneesen unterrichtet ward, ließ er ihn aus dem Lager der Bulgaren abholen und ohne Erbarmen spießen; darauf schickte er seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Awram Petroniëwitsch nach Jarkoï ab, welcher die Aufrührer durch die verführerischesten Versprechungen zum Abzuge bewegen mußte. Die bulgarischen Empörer gaben dem Petroniëwitsch Abgeordnete an den Sultan mit, um die verheißene Verfassung zu entwerfen; allein die Gesandten erlangten am Ende weiter Nichts als einige unerhebliche Abänderungen in den staatsbürgerlichen Verhältnissen der

Bulgaren. Die Stareſchinen ſollten nicht mehr ſo abhängig von den Türken ſein, wie ſie es bisher waren. Ueberdieß ſollte jede Gemeinde ihren Stareſchinen ſelbſt wählen und beſolden, und dieſer ſollte zwei, des Leſens kundige Gehülfen zur Seite haben und ein Petſchaft führen, womit er die Gemeindebeſchlüſſe zu beſiegeln hätte; endlich ſollte dieſe Obrigkeit alle Streitigkeiten zwiſchen Rajas entſcheiden.

Jene Zugeſtändniſſe waren nur ein Köder: die Bulgaren hätten weit mehr erlangen können, wenn ſie ſich nicht zu ſehr auf Miloſch verlaſſen hätten. Seinerſeits erwarb ſich der ſerbiſche Hof durch ſeine Vermittlung Anſprüche auf die Erkenntlichkeit des Sultans, ohne die Bulgaren, zu deren Schirmvoigt er ſich ſomit aufwarf, zu ſehr gegen ſich einzunehmen. Dieſe jubelten in kindiſcher Freude, weil ſie, wie ſie meinten, ihre unbarmherzigen Tyrannen zum erſten Male gezwungen hätten, auf Unterhandlungen einzugehen; allein ſie ſollten nur zu bald die Nichtigkeit dieſer Verträge gewahr werden: die türkiſche Obrigkeit wirkte indirect auf manchfache Weiſe auf die Communalangelegenheiten ein, drang ihnen Stareſchinen, die in ihr Horn blieſen, auf oder nahm grauſame Rache, wenn dieſelben von der Wahl ausgeſchloſſen wurden; kurz die Bulgaren verſanken wieder in Knechtſchaft. Deſſenungeachtet hat jener Aufſtand, wo ſie die glänzenden kaiſerlichen Subaſchis vor ihnen fliehen ſahen, einen tiefen Eindruck bei ihnen zurückgelaſſen; „Jarkoï" iſt ihr Loſungswort geworden, und wenn jetzt der gewöhnlich ſo mißtrauiſche Bulgar dem Fremden, mit dem er befreundet worden iſt, ein Zeichen ſeines Vertrauens geben will, ſo erzählt er ihm eine Epiſode aus der Belagerung dieſer Stadt.

Die Bulgaren in Zagora, deren Gemeindeverfaſſung gänzlich aufgelöſt worden iſt und deren Stareſchinen bloße Kiajas (Stellvertreter) der Türken ſind, waren ſchon bei'm Tode Mahmud's, 1839, willens, den Aufſtand von Jarkoï zu wiederholen; die Aufregung der Haiduken in Macedonien, die zu Hunderten den Gebirgspäſſen zuſtrömten, ließ gleichzeitig blutige Auftritte in den Thälern des Struma befürchten: unter ſolchen Auſpicien war es, daß der neue Sultan Abdul-Medſchid oder vielmehr ſein Großweſſier, um den Sturm zu be-

schwören, den ungeschickten Hattischerif von Gulhane verkündigte, welcher in keiner Art den wirklichen Bedürfnissen dieser Landschaften abhalf und allenthalben Leidenschaften aufregte. Die im Volke verbreiteten Prophezeiungen für das Jahr 1840 waren noch nicht in Erfüllung gegangen, und die Bulgaren harrten in gespannter Erwartung, als im April des folgenden Jahres, an dem Tage der 40 Märtyrer, einem der Hauptfeste der Bulgaren, beim Einsturze der großen Maritza-Brücke zu Adrianopel, 72 Personen um's Leben kamen, ein Ereigniß, welches man nun allgemein als einen himmlischen Aufruf zum Kriege ansah. Bald traten Christen und Türken einander drohend gegenüber, und in den meisten Städten führten die Rajas und ihre Unterdrücker gegen einander Barricaden auf.

Das Land wurde nach allen Seiten hin aufgeregt durch die Ueberreste der Hetärie von Ternowo und durch die geheimen Umtriebe der Philorthodoxen, welche von nun an darauf hinarbeiteten, jene mystischen politischen Lehren, die nur für die Hellenen passen, auszubreiten. Zwölf Priester, die man als die Apostel der himmlischen regenerirenden Sophia ansah, durchzogen die griechisch-slawischen Landschaften und riefen die Rajas auf, mit vereinten Kräften die Türken zu zwingen, ihnen die Sophienkirche zu Stambul herauszugeben. So vereinten sich alle diese verschiedenen Völker zu einem gemeinsamen Zwecke. Als der Aufstand in Kandia und Thessalien ausbrach, wollten auch die Bulgaren nicht länger zurückbleiben. Der erste Aufruf zur Empörung erscholl zu Kirk-Kilisseh in Rumelien, einem Orte, dessen Bewohner am härtesten mit Abgaben bedrückt wurden; aber sie wagten sich nicht in's offene Land hinaus, sondern besetzten nur die Gebirgspässe. Somit war alle Verbindung zwischen der Hauptstadt und den nördlichen Festungen unterbrochen; das ganze Land jenseits Adrianopel stand nun unter Obhut der Haiduken, die dort die Polizeigewalt ausübten und ihre Aufgabe auf's vollkommenste lösten. Unter dem Schutze dieser sonst so verachteten Menschenclasse durchzogen Reisende und Couriere fremder Mächte die Balkangegenden so sicher als im tiefsten Frieden. Indessen war es schon zwischen Türken und Rajas zu furchtbaren blutigen Auftritten gekommen.

Ein Ereigniß von ganz antiker Art brachte die Feindseligkeiten zum Ausbruch. Die Nationalzeitung der Serben, so wie die serbische Staatszeitung*), gaben über diese Begebenheit umständliche interessante Berichte. Zufolge dieser in serbischer Sprache — das eine zu Budva, das andere in Belgrad — erscheinenden Blätter war die nächste Veranlassung des bulgarischen Aufstandes, gleich wie die des Trojanischen Kriegs und der Empörung der Römer gegen Tarquinius, ein Weiberraub. Die bulgarische Helena oder Lucretia hieß Agapia. Ihre seltene Schönheit verleitete den Neffen des Paschas von Nissa, sie mitten aus dem Kolotanze entführen zu lassen, und um sie heirathen zu können, wollte er sie zur Annahme des Islam zwingen. Da sie allen Lockungen widerstand, wurde sie auf's furchtbarste gepeinigt, allein sie ertrug Alles ruhig. Endlich wollten die Richter aus Wuth, daß sie ihr den Glauben nicht nehmen konnten, sie ihrer Jungfrauschaft berauben. Diese Drohung schüchterte sie ein, sie zog da doch vor, Muselmännin zu werden; und als nun ihre Familie, der Vater an der Spitze, kam, um sie vom Pascha auszulösen, antwortete man, sie sei keine Christin mehr. Ihre Verwandten wollten es anfangs nicht glauben, darum ließ man sie selbst herbeikommen, und als sie kaum die Ihrigen erblickt, fielen beide Theile einander weinend um den Hals. Die Kavasen machten dieser Jammerscene bald ein Ende, indem sie die unglückliche Familie barbarisch hinaustrieben. Die schöne Bulgarin wurde in eine Kula unweit der Stadt eingesperrt, in Gemeinschaft mit vielen anderen Momas (Mädchen), welche ebenfalls dazu bestimmt waren, sobald sie ihren Glauben abgeschworen hätten, an Osmanen verheirathet zu werden.

Diese beklagenswerthen Vorfälle ereigneten sich im Frühjahre 1841, der Zeit der slawischen Feste; dießmal wurden aber keine Tänze auf dem Blumenteppich des Balkan aufge-

---

*) Srbske narodne novine und Biogradske nov. Diese beiden Zeitungen sind in Paris weniger bekannt als die der Anglo-Amerikaner, und doch müßte wohl Frankreich daran gelegen sein, das politische Treiben dieser Völker, welche, da sie am adriatischen Meere sitzen, unsere nächsten Nachbarn sind, kennen zu lernen.

führt, man sann nur auf Rache. Die bulgarischen Landleute rottirten sich, mit Sensen bewaffnet, zusammen, um die gefangenen Momas mit Gewalt zu befreien. An der Spitze der Aufrührer standen Miloje, welcher in früherer Jugend als Haiduk unter Czerni Georg gefochten hatte, und Gawra, der ein Pope aus Leskowatz gewesen sein soll. Einige Monate vor dem Aufstande hatten sich diese beiden Männer mehrmals nach Serbien begeben, um über die Türken Klage zu führen; sie hatten den Senator Mileta Radoïkowitsch, Oberaufseher der Quarantaine und Befehlshaber von Alexinatz, so wie den Gränzhauptmann Mladen Wukomanowitsch, inständigst gebeten, sich in's Mittel zu schlagen. Nachdem sie ihnen die unerträglichen Leiden der Rajas geschildert, welche der Hattischerif von Gulhane nur noch gesteigert hatte, gestanden sie ein, daß ihre angestammte Tapferkeit entschwunden und sie nun genöthigt wären, bei den Serbiern Unterstützung zu suchen, um den Freiheitskampf eröffnen zu können. Indessen thaten die Serbier Nichts für sie, als daß sie ihnen 600 Okas (ungefähr 1400 Pfund) Pulver und einige Waffen gaben, womit die beiden bulgarischen Helden sich zum Kampfe rüsteten. Ehe dieselben jedoch losschlugen, schickten sie erst, im Namen und auf Verlangen ihrer Mitbürger, Gesandte nach Konstantinopel, um ihren geliebten Sultan anzuflehen, daß er den schauderhaften Bedrückungen der Spahis und der kaiserlichen Einnehmer steuern möchte. Diese Abgeordneten nun wurden in Philibeh verhaftet und, in Ketten geschlossen, dem Befehlshaber von Nissa ausgeliefert, der sie hingerichtet haben würde, wenn nicht ihre Landsleute mittels großer Geldopfer ihre Begnadigung von dem geizigen Mustapha ausgewirkt hätten. Der Pascha sandte jetzt an den Diwan ein von dem Bischof und der Geistlichkeit von Nissa mitunterzeichnetes Schreiben, worin er die Empörung der Bauern als einen bloßen, alles vernünftigen Grundes entbehrenden Aufruhr darstellte. Inzwischen waren doch die Ungerechtigkeiten der muselmännischen Obrigkeit so himmelschreiend, daß selbst die türkischen Kaufleute sich der Christen erbarmten und für dieselben bei Mustapha vorsprachen, der sie jedoch zornig abwies.

Die Bulgaren hatten sich in dem Paß von Kotna-Bo-

gaz verschanzt; dorthin begab sich der Bischof von Nissa mit seiner Klerisei, um den Aufrührern Gehorsam zu predigen, allein ihre Bemühungen waren vergebens. Bald, als auch die Aufrührer aus dem Paschalik Widdin, vor Hussein's überlegener Macht weichend, sich ihren Brüdern von Nissa, Jarkoï und Wrania anschlossen, gewann die Empörung ein ernsteres Ansehen. Mustapha fing an zu zittern und flehte demüthig den Fürsten von Serbien an, ihn mit den Rajas auszusöhnen. Fürst Michaël berief eiligst seinen hohen Rath zusammen, und obgleich derselbe in's geheim die Empörer begünstigte, faßte er doch, so laut auch immer das Volk dagegen schreien mochte, den Beschluß, die strengste Neutralität zu behaupten. Demnach erließ Michaël ein drohendes Gebot, daß keiner seiner Unterthanen an der bulgarischen Empörung Theil nehmen solle, und besetzte die Gränze mit Truppen, um alle Verbindung mit den Rebellen abzuschneiden. Währenddessen verbrannten die unregelmäßigen Truppen der Paschas 150 Dörfer zwischen Sophia und Nissa, spießten die Männer, schändeten die Frauen und warfen sie dann in die Flammen ihrer brennenden Hütten oder schleppten sie in die Sclaverei fort; von allen Seiten flüchteten die Bulgaren in's Gebirge, unter dem Ausruf „Schumo!“ d. h. „Auf, in die Schumas (Wälder), laßt uns Haiduken werden!“ Zweitausend Reiter verfolgten die bulgarischen Haiduken in ihr Versteck, doch dießmal zeigten sich dieselben ihrer Ahnen würdig, und von allen den stolzen Spahis konnten kaum 30 ihnen entrinnen. Mit gleich glücklichem Erfolge wurden die Türken aus Derbend (Corvingrad) vertrieben; darauf, als die Sieger die Feste Ak-Palanka, welche nur von 600 Arnauten bewacht war, überrumpelten, erbeuteten sie daselbst 2 Kanonen und besetzten den Engpaß, der ihnen den Weg nach Sophia und Konstantinopel öffnete. Miloje hielt damals Nissa mit mehr als 10,000 Landleuten eingeschlossen; es waren dieß dieselben, welche früher Jarkoï belagert hatten und nun, mit Keulen, Pflugscharen und Aexten bewaffnet, eine neue und bessere Constitution, als die von Sulhane gewesen, verlangten. Mittlerweile war aber der bulgarische Mönch Kepa, welchen seine Landsleute nach Belgrad geschickt hatten,

um die europäischen und namentlich den französischen Consul in ihr Interesse zu ziehen, mit dem Bescheid zurückgekehrt, daß er überall schlechte Aufnahme gefunden, und daß ganz Europa, selbst Frankreich nicht ausgenommen, ihre Schritte mißbillige.

Gleichzeitig rückten auch 6000 Albanesen unter Anführung von Jakub-Pascha und einige Nizam-Regimenter unter Hussein von Widdin in Eilmärschen zum Entsatz der Festung Nissa heran. Sie fanden die Empörer an der Morawa in dem Dorfe Leskowatz verschanzt; nach mehren blutigen Gefechten wagten die Bulgaren, obgleich schlecht bewaffnet, ein Haupttreffen, wobei sie sich zwar hartnäckig schlugen, aber zuletzt, mit Zurücklassung von 300 Todten und einer Menge Verwundeter, zerstreuten. Miloje, welcher den Rückzug deckte, wurde eine Meile von Nissa eingeschlossen und hatte kaum Zeit, mit den 1500 Streitern, die ihm noch geblieben waren, sich in die Kula Kamenitza, unweit des Dorfes Matjewatz, zu werfen. Obgleich dieser Thurm nicht befestigt war, wagten die Türken doch nicht, ihn zu stürmen, und ließen eine Batterie von 10 Geschützen aus Nissa kommen, welche nach einer 24stündigen Kanonade die Kula gänzlich zusammenschossen. Miloje, der, schwer verwundet, keine Hoffnung hatte, den Türken zu entgehen, tödtete sich selbst mit einem Pistolenschuß, um seine 5 oder 6 Gefährten, die er noch um sich hatte, der Sorge für seine Vertheidigung zu überheben. Diese schlugen sich denn auch, als sie ihrer Pflicht erledigt waren, glücklich nach den benachbarten Wäldern durch.

So kurze Zeit auch der Krieg erst gedauert hatte, war dennoch in allen Festungen Bulgariens bereits eine solche Hungersnoth entstanden, daß die Oka Brot dafelbst mit 3 Piastern bezahlt wurde. Hätte der Kampf sich nur etwas mehr in die Länge gezogen, so wären alle Städte durch Hunger gezwungen gewesen, zu capituliren; doch die Haiduken, die allein im Stande waren, den Krieg fortzusetzen, hatten keinen Anführer mehr; sie lösten sich daher auf; die Tüchtigsten unter ihnen begaben sich aber nach Macedonien, wo sie sich mit den griechischen Klephten verbanden.

Die Pforte nahm sich aus der stillschweigenden Mißbilligung, welche die europäischen Mächte den Haiduken bewiesen

hatten, eine Lehre: zuerst entsetzte sie den Befehlshaber von Nissa, welcher bei seinen Ausfällen grauenhafte Verheerungen angerichtet hatte, seiner Stelle und war eifrig bemüht, sich wegen jener Gräuel in den Augen der europäischen Höfe zu rechtfertigen, doch erlöste sie darum doch nicht jene Bulgaren, die als Gefangene nach Albanien verkauft worden waren. Darauf schickte sie den Teifik-Beg als Commissär in das Paschalik Sophia, um angeblich die Beschwerden der Empörer anzuhören und ihnen Recht angedeihen zu lassen. Diese Beschwerden waren leicht aufzuzählen: man wollte selbstgewählte Stareschinen, Abstellung der Gelderpressungen, Vertreibung der armenischen Pächter, welche das Land im Namen der Paschas plünderten, sowie nicht minder Bischöfe, die wenigstens der Landessprache kundig wären. Da nahm nun unglücklicher Weise die Pforte zu Bestechungen ihre Zuflucht, und bald sagten sich Viele, denen Gold geboten wurde, von der Sache des Volkes los: die Mehrzahl war durch die Mißbilligung, welche die russischen Agenten und sämmtliche Consuln über ihr Unternehmen ausgesprochen hatten, entmuthigt. Einige gelehrte Träumer hofften noch auf Frankreich und verlangten, daß man es zum Vermittler aufrufen solle, Andere aber — und leider waren dieß die Vernünftigsten! — gaben ein solches Beginnen für Thorheit aus. Nur das serbische Cabinet, welches seine Rolle von 1838 wieder aufnahm, protestirte vor dem Diwan gegen Mustapha's Gräuelthaten und warf sich zum Beschützer der Besiegten auf: 7000 bis 8000 Flüchtlinge wurden in die Quarantaine von Alexinatz gebracht; Andere begaben sich nach der Moldau und Walachei. Von diesen letzteren versuchten bald 600 — Andere sagen 1500 — bei Braïla wieder über die Donau zu gehen, allein ein walachisches Truppencorps rückte gegen sie an, sprengte sie auseinander, und seitdem herrscht in Bulgarien Ruhe.

Es wäre thöricht, sich zu schmeicheln, daß es lange so bleiben werde. Man schlage nur die Geschichte des Landes auf: lange Jahre hindurch haben die Haiduken allein sich gegen das Türkenjoch gesträubt. Seit 1821 haben diese unabhängigen Krieger einen geregelten Kampf begonnen; 1838 hatte die Empörung sich bis unter die friedliebendste Volksclasse

verbreitet, jedoch nur in gewiſſen Gegenden, ohne daß die ganze Maſſe der Nation an der Bewegung Antheil genommen hätte. Im Jahre 1841 endlich loderte der große, allgemeine Brand auf, alle Landſchaften Bulgariens erhoben ſich mit einem Male. Während die Haiduken von Sophia Niſſa belagerten, ſchloſſen die aus der Zagora Kirk-Kiliſſeh ein, und beſetzten die von Dobrudja die Engpäſſe von Schumla. Der Beiſtand Europas hat die Türken gerettet, doch iſt ihr Untergang dadurch nur etwas weiter hinausgeſchoben worden, wenn ſie fortfahren, den Rajas ihre Rechte vorzuenthalten und, anſtatt gerechte Beſchwerden anzuhören, die Beſiegten unabläſſig durch neue Bedrückungen aufreizen, wie dieß in Bulgarien ſeit ihrem letzten Triumphe der Fall iſt.

Sechstes Kapitel.

Intereſſen der Großmächte in Betreff Bulgariens. — Rußlands Schwäche in den Balkangegenden. — Welche Maßregeln die franzöſiſche Diplomatie zu nehmen hat.

Vier und eine halbe Million Europäer ſind, wenn man ſie auch für noch ſo arge Barbaren ausgeben möchte, doch nicht unwerth, von der Aufmerkſamkeit der Politiker in Betracht genommen zu werden, zumal wenn man bedenkt, daß ſie, als Herren des Balkans im Stunde wären, ganz Europa den Weg nach Konſtantinopel abzuſchneiden. Es lohnt alſo wohl der Mühe, zu unterſuchen, wie ſich ihre Zukunft geſtalten könnte, zu zeigen, wie die den Bulgaren benachbarten Mächte gegen dieſes unterdrückte Volk geſinnt ſind, und endlich darzulegen, welche Aufgabe die franzöſiſche Politik in jenen Gegenden zu löſen hat.

Es iſt ſchwer anzugeben, welches Schickſal das bulgariſche Volk zu erwarten haben dürfte; ſo viel ſteht indeſſen feſt, daß ſeit 1780 bis auf unſere Tage ſein Selbſtvertrauen in ſtetem Wachſen begriffen geweſen iſt; nur haben die Aufſtände der Bulgaren wegen des, dieſem Volke eigenen friedliebenden Sinnes nicht das Ueberſpannte, Tragiſche, wodurch die ſerbiſchen, albaneſiſchen und griechiſchen Aufſtände ſo ſchauer-

lich werden. Der Bulgar ſtellt im orientaliſchen Reiche ſo zu ſagen die gute, ehrliche Haut vor; ſeine Kriege gegen die Spahis erinnern an unſere mittelalterlichen Bauernaufſtände gegen den Adel. Unter allen Griechen-Slawen ſind auch wirklich die Bulgaren diejenigen, welche den Türken am wenigſten Furcht und darum auch am wenigſten Achtung einflößen. Ein ausgezeichneter Mann dieſer Nation, der, welchen man den Vater der bulgariſchen Jugend nennen könnte, der Wiederherſteller der Nationalſprache, ſagte mir mit herzzerreißendem Tone: „Nein, meine Landsleute lieben ihr Vaterland nicht; wenn ſie Dir auch noch ſo heilig verſichern, daß ſie ſich demſelben widmen wollen, ſo leben ſie doch blos für ihre Familien und ihre Gärten.“ — Obgleich dieſe ſchmerzliche Schilderung wohl übertrieben war, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß die bulgariſche Nationalität noch lange nicht zur Selbſtſtändigkeit reif ſcheint; was ſie emporhebt, iſt nur das Sinken ihrer Herren. Und fürwahr, die Erniedrigung jener ſtolzen Osmanen geht ſo weit, daß ich öfters Zeuge geweſen bin, wie manche von ihnen in den Mehanas die Teller der Bulgaren ableckten, und ſie konnten dieſe ihre Herabwürdigung nicht einmal durch Elend oder Noth entſchuldigen.

Angenommen alſo, daß Bulgarien noch lange Zeit bloße Provinz bleiben, daß aber jene Empörungen nach wie vor fortdauern werden, ſo iſt es darum nicht weniger wichtig, zu unterſuchen, welche dauernden Intereſſen Rußland, England, Oeſterreich und Frankreich bei der bulgariſchen Frage haben.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß dem ruſſiſchen Reiche darum zu thun ſei, die Emancipation der Bulgaren bis zu einem gewiſſen Grade zu fördern; aber ſchritte dieſelbe weiter vor, ſo würde dieß ſeiner Politik widerſtreiten. Großbritannien dagegen muß den Bulgaren, wie allen Griechen-Slawen, weniger gewogen ſein, da es von denſelben nur über Konſtantinopel und nur, wenn ſie in ihrer bisherigen Abhängigkeit bleiben, Handelsvortheile ziehen kann. Das öſterreichiſche Intereſſe verträgt ſich mit der Unabhängigkeit der Bulgaren noch weniger als das engliſche. In der That muß Ungarn, deſſen Einfluß vielleicht bald in jenem Reiche der vorherrſchende werden wird, danach trachten, ſeine Oſtgränze

bis zum schwarzen Meere hin auszudehnen und die unbeschränkte Herrschaft über die Donau zu erlangen. Jenes Land strebt gegenwärtig mit allen Kräften nach jenem Ziele, worauf es schon immer losgesteuert ist; seine Kriege vom 14ten bis zum 17ten Jahrhundert sind, wenn schon sie als Kreuzzüge gegen die Schismatiker und Türken ausgegeben wurden, doch nur der Ausdruck des Strebens nach Befriedigung jenes dringenden Bedürfnisses. — Das Grab des Königs Wladislaus zu Dedikjoï bei Varna, wo dieser Herrscher von Amurath II. besiegt und getödtet wurde, zieht noch heutigen Tages ungarische Pilger herbei.

Frankreich allein ist bei der Frage in Betreff der Empörungsversuche der Bulgaren nicht unmittelbar interessirt, es kann also ruhiger Zuschauer dabei bleiben, so lange nicht die Bulgaren sich von Stambul lossagen und den Balkan den Russen überliefern. Dahin dürfen wir es nicht kommen lassen und müßten uns in diesem Falle mit England verbinden; so lange aber noch der Bulgar nur an sein Vaterland denkt und auf Mittel sinnt, es zu einem freien Nebenlande des türkischen Reiches zu machen, muß Frankreich sich ihm freundlich zeigen und darf also in diesem Puncte Englands Politik nicht gutheißen.

Nachdem wir gesehen haben, welche Zwecke die Großmächte bei jener Frage verfolgen möchten, müssen wir auch den unmittelbareren Einflüssen, welche von den nächstgelegenen Ländern aus auf die Bulgaren vortheilhaft oder nachtheilig einwirken könnten, nachspüren. Die Serbier, welche zwischen Ungarn und Bulgarien mitten inne leben, sehen wohl ein, daß Oesterreich, um nach Varna zu gelangen, gewaltsam über sie hinweg muß, wenn sie sich ihm nicht gutwillig anschließen. In dieser Besorgniß sinnen sie auf alle möglichen Mittel, ihre Macht zu verstärken, und können kein besseres finden, als die Bulgaren ihrem Staate einzuverleiben. Alle die Hülfleistungen, welche Serbien diesen Letzteren angedeihen läßt, sind durchaus nicht uneigennützig; sie haben dort immer und überall die Hände im Spiele. Aber wenn die Serbier, ein unduldsames kriegerisches Hirtenvolk, die Bulgaren unterjochten, würden sie sie eben nicht besser behandeln, als die Araber

die arbeitsamen Fellahs oder Alt-Aegypter: sie würden von dem Schweiß derselben leben wollen und sie so zum Vieh herabwürdigen. Was hier von den Serbiern gesagt wird, gilt ebenfalls auch von der Moldau und Walachei; ja eine gewaltsame Verschmelzung Bulgariens mit dem aristokratischen Staate der Moldo-Walachen würde noch zerstörender auf jenes unglückliche Land wirken.

Wenn nun Bulgarien in der That unvermögend ist, einen gesonderten Staat zu bilden, so besitzt es doch noch genug Kraft, um zu verhindern, daß es anders denn als gleichberechtigter Bundesgenosse mit einem der Nachbarländer vereinigt werde. Dieß dürfen die Serbier nie vergessen, wenn sie nicht die Bulgaren von sich abwenden wollen. Allerdings bilden Sprache und gemeinsamer Ursprung ein natürliches Bindemittel zwischen Serben und Bulgaren, allein diese Letzteren werden vermöge ihrer Handelsinteressen auch nicht minder zu Griechenland hingezogen. Zudem ist auch unter allen Regierungen auf der Halbinsel die griechische die einzige, welche an Bulgarien nicht unmittelbar Ansprüche macht; die Nationalverschiedenheit der Bulgaren und Griechen macht eine Rivalität zwischen ihnen beiden fast unmöglich. Der Grieche, der stolz ist auf seine geistigen Fähigkeiten, will nur durch diese dominiren, der Bulgar dagegen, der in diesem Puncte sich schwach fühlt, ist sehr geneigt, sich von den Hellenen anregen zu lassen, wenn sie ihn nur in Ruhe ackern und ernten lassen; nun sind aber die Griechen, als ein See- und Handelsvolk, leicht bereit, den Bulgaren jene Zugeständnisse zu machen; sie schätzen sich glücklich, so gute Nachbarn zu haben, welche für sie das Feld bestellen und die rohen Producte für ihre Fabriken liefern. Vermöge dieser ihrer wechselseitigen Bedürfnisse verbrüdern sich jene beiden Völker einander mehr und mehr. Alle gebildeten Bulgaren verstehen Griechisch, schreiben und sprechen gern diese Sprache; sie sagen: „es ist dieß die Sprache unserer Lehrer, derer, die einst unsere Väter civilisirten und die uns die Künste, welche wir verlernt haben, wieder lehren werden." —

Es wird bei Weitem nicht genugsam beachtet, welchen mächtigen Einfluß die Griechen auf die ganze Halbinsel

ausüben: durch sie erhält der Handel seinen Schwung; sie verbreiten Kenntnisse, bilden den Geist aus und regen den Nationalsinn an. Man muß es dem Hellenismus zum Lobe nachsagen, daß Bulgarien unter den Philhellenen seine beßten Patrioten zählt. Ueberall, wo der griechische Einfluß sich unmittelbar geltend macht, ist der Bulgar sich lebhafter und klarer seiner Würde bewußt. Dieß bemerkt man besonders auf dem Wege von Sophia nach Saloniki. In den Dörfern, die zwischen diesen beiden Endpuncten liegen, erhebt das Haus des Bulgaren sich über die Erdoberfläche; es ist nicht mehr eingesenkt, man braucht da nicht mehr auf Stufen hinabzusteigen, wie am Ufer der Donau oder zwischen Nissa und Philibeh. Die Bulgaren, welche jene Dörfer bewohnen, sind stolzer, geistreicher, poetischer als ihre Brüder im Norden. Die Theokratie selbst hat über sie weniger Gewalt; das „Christos pomoji!“ (Christus helfe Dir) und andere Grüße des Nordens werden hier durch minder fromme Redensarten ersetzt. — Die Sitten haben hier, wenn ich so sagen darf, einen weltlicheren Anstrich: das Weib mit langem, anmuthig herabwallenden Haar grüßt Euch hier zuerst, was sie im Norden nimmer sich erlauben würde. Jener griechische Einfluß erstreckt sich bis auf die Weiber Rumeliens: sie sind schöner, schlanker als die im Balkan. Wenn man die jungen Rumeliotinnen so daherschweben sieht, mit einer Rose über ihrem flatternden Schleier, ahnet man die Nähe des Landes der Musen.

Frankreich muß auf alle Weise die natürliche Hinneigung der Bulgaren zu Griechenland zu befördern suchen. Wenn irgend vorzeitige Ereignisse die Erhebung Bulgariens zu einem freien, nur mittelbar zum türkischen Reiche gehörigen Staate nothwendig machen sollten, bevor noch die Maritza schiffbar gemacht und Philibeh für Dampfboote zugänglich geworden ist, müßte die Diplomatie vorzüglich darauf sehen, daß eine Stadt am Ufer des Archipels zur Hauptstadt Bulgariens auserkoren würde. Saloniki ist zu diesem Zwecke trefflich gelegen; es ist eine geborene Hauptstadt, die binnen Kurzem eine würdige Nebenbuhlerin Athens werden und bald Buckarest und Belgrad überflügeln würde.

Rußland sucht — wohl zu merken! — auf alle Weise sich in Bulgarien einzunisten. Wir achten zu wenig darauf, daß der Russe den Bulgaren als einen ehemaligen Mitbürger betrachtet, wie Einen, der aus Rußland ausgewandert sei und nun wieder in sein Vaterland zurückversetzt werden müsse. Unter den vielen Titeln des Czaars ist einer der ältesten der eines „Fürsten der Bulgaren," und die russischen Patrioten verfehlen nicht, denselben ihrem „milden Herrscher" recht oft in's Gedächtniß zu rufen. Es ist demnach dringend nothwendig, für die Slawen der Türkei etwas zu thun, wenn man nicht will, daß sie sich zu Rußland halten sollen. Für eine Menge unter ihnen ist Belgrad die Musterstadt, der Leuchtthurm der Zukunft. Eine mehr und mehr wachsende Partei der Bulgaren wiederholt es ohne Unterlaß: „Laßt uns mit den Serbiern Hand in Hand gehen!" Aber die Furchtsameren hoffen wenig von den schwachen Serbiern und möchten lieber durch moskowitische Vermittlung ihre Emancipation bewirken. Indessen ist es doch bemerkenswerth, daß gerade diejenigen Bulgaren, welche am weitesten von der russischen Gränze entfernt wohnen, die freiesten sind. Jene Unglücklichen, welche sich so weit verblenden lassen, sogar in den Kirchen dafür zu beten, daß die Russen bald zurückkehren und in ihrer Mitte sich völlig festsetzen möchten, werden nur durch Verzweiflung zu dieser Extravaganz getrieben, denn im Allgemeinen liebt der Bulgar den Moskowiter nicht; ihre beiderseitigen Charaktere und Neigungen sind allzu verschieden. Kutusow konnte i. J. 1811 die Einwohner von Ruschtschuk nur mit Gewalt über den Pruth wegführen; Diejenigen, welche i. J. 1829 Diebitsch's Heere nach Bessarabien folgten, konnten sich mit den dortigen russischen Colonisten nicht vertragen; diese letzteren waren von den Bulgaren so verschieden, wie der Sclave von dem Bürger. Der Bulgar kann für einen Augenblick von einer feindlichen Schaar, die über ihn dahin rast, zu Boden geworfen werden, aber wenn er einmal eine solche heftige Krisis überstanden hat, fühlt er sich wieder als Bürger auf seinen Bergen, während der Mujik (der russische Bauer), den täglichen Launen eines Bojaren, der nicht einmal, wie der Spahi, für gewöhnlich abwesend ist, preisgege-

ben, sein Haupt immer und ewig beugt. Der Spahi wird von dem Bulgaren nicht als rechtmäßiger Herr anerkannt; er ist ihm ein verhaßter Tyrann, ein Ungläubiger, dem man aus Zwang dient und den man ohne Gewissensbisse tödtet, wenn er durch zu arge Gräuel die Geduld der Unterdrückten erschöpft hat. Der Haratsch, die Zehnten, die Frohnen lasten schwer auf dem Bulgaren: das ist das Loos jedes Besiegten; allein seine Hütte und sein Feld sind sein Eigenthum. Der russische Sclave dagegen hat keinen eigenen Herd, sondern verdankt ihn nur der Gnade seines Herrn, ja seine Seele selbst ist die Seele des Herrn*). In dem Bewußtsein, kein Eigenthum zu besitzen, ist der Mujik sanft, launig, tollkühn in Gefahren, aber auch diebisch, betrügerisch, säuferisch und gefräßig. Von dem, was er bei einer Mahlzeit aufzehrt, könnte der Bulgare eine ganze Woche lang leben. Der russische Sclave genießt fette Bissen zu den Füßen dessen, der ihn ernährt und prügelt; der Bewohner des Balkans hat mehr Selbstgefühl: er lebt von Wasser und Brot, aber er hat sich doch bei Niemandem für diese kärgliche Nahrung zu bedanken.

Die Bulgaren, und überhaupt alle Südslawen, sind von den jetzigen Russen zu verschieden, als daß sie sich aufrichtig mit ihnen befreunden könnten. Schon Katharina verpflanzte sie in so großen Massen in ihr Reich, daß eine ganze russische Provinz nach ihnen Neu-Serbien genannt wurde und ein Theil der Krimm bulgarisch geworden war, allein das russische Leben behagte ihnen nicht, und sie sind mehrentheils wieder in die Hütten ihrer Väter zurückgekehrt. Neu-Serbien ist, selbst dem Namen nach, erloschen, und in der Krimm sind nur noch einige wenige bulgarische Dörfer übrig geblieben. Der Südslawe hat also eine Ahnung von dem Loos, welches ihm der Selbstherrscher zu bereiten sucht: er weiß es, daß, indem er russisch wird, er nur einer neuen Sclaverei entgegengeht, und dießmal würde die Sclaverei einen geheiligten Charakter haben und würden die Ketten unauflöslich sein.

*) Bekanntlich berechnet der russische Adel seine Einkünfte nach der Zahl seiner Seelen.

Daher schreckt er auch jedesmal zurück, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbietet, russischer Unterthan zu werden. Diese Barbaren fühlen es sehr wohl, daß es der Menschenwürde angemessener ist, Raja, als Mujik zu sein. Wie oft haben mir die Stareschinen im Vertrauen gesagt: „Höre! Wenn Deine Regierung Dich hersendet und Kriegspläne hat, so gestehe es uns offen, denn wir gewärtigen von Rußland Nichts als einen Wechsel des Joches." — „„Mein Vaterland — erwiederte ich — ist sehr friedliebend geworden, aber es will Euch wohl und wünschte zu wissen, auf welche Weise es dazu beitragen kann, Euer Loos zu verbessern."" Bei diesen Worten schüttelten sie ihr gewöhnliches Phlegma ab und legten in feuriger Rede die Ideeen zu ihrer Wiedergeburt dar, welche, wie sie meinten, ihnen von den Philosophen aus Hellas eingegeben würden. Sie bestanden: in Preisen, welche von den Ortschaften an diejenigen ihrer Mitglieder ausgetheilt würden, die sich durch ein besonderes Talent auszeichneten; in der Gründung von Schulen für die Kinder der Reichen; in Einführung von Büchern, die in ihrer Muttersprache geschrieben wären; in Erweiterung ihrer Industrie durch Begründung einiger Handelscomptoire im Occident; in der Sicherung des Absatzes ihrer Rohstoffe durch Contracte mit auswärtigen Handelshäusern; in Gemeindecassen, die sie in ihren bedeutenderen Städten anlegen wollten, und die die Türken sich verpflichten müßten, nie zu plündern; endlich, daß sie auf öffentliche Kosten eine Anzahl junger Bulgaren nach Europa schicken wollten. Alle diese Maßregeln sollten von den fränkischen Gesandten genehmigt und verbürgt werden; „denn, meinten sie — Ihr habt jetzt leichtes, freies Spiel in der Türkei; unsere Gebieter, die von Eurer Beihülfe allein das Fortbestehen ihres Reiches hoffen, werden Euch Nichts abschlagen."

Es ist gewiß, daß Frankreich ohne große Mühe die bulgarische Nation unterstützen und für sich gewinnen könnte. Drei wichtige Dienste könnte man diesem Volke leisten. Zuvörderst müßte man das Land emsig erforschen, von Aenos, Seres und dem Hafen Kavala aus Handelsverbindungen mit diesem Volke anknüpfen, indem unsere Kauffahrer, die

alljährlich nach Saloniki und Konstantinopel kämen, einige Barken nach der bulgarischen Küste aussendeten, wo man sich auf's Billigste mit Honig, Rauchfleisch und herrlichen Früchten verproviantiren könnte. Obgleich der größte Theil der Bulgaren an der Donau wohnt, so werden sie doch, sobald sie sich frei gemacht haben, weder diesen Fluß, noch das schwarze Meer zu ihrem Haupt-Ausgangswege wählen. Auf diesen beiden Puncten würden sie schwerlich mit dem russischen und moldo-walachischen Ausfuhrhandel concurriren können. Da sie vor allen übrigen Donau-Völkern den großen Vorzug haben, in unmittelbarer Berührung mit dem mittelländischen Meere zu stehen, so ist wohl zu erwarten, daß sie denselben nutzen werden. Wenn dieses Ackervolk sich nach den kleinen mittelländischen Seehäfen herabzieht, wird es in Tauschverkehr mit den griechischen Küsten- und Inselbewohnern treten, welchen die rohen Producte des Balkanlandes jederzeit sehr willkommen sein werden; und will dann endlich eine abendländische Nation mit den Bulgaren Verbindungen anknüpfen, so wird dieß beiden Theilen eine neue Quelle des Wohlstandes eröffnen.

Jedenfalls müßte man es aber vermeiden, die Mitwirkung der Consuln hierbei in Anspruch zu nehmen. Alle unsere Consuln im Orient kümmern sich nicht genug um die Eingeborenen und begreifen nur zu oft nicht, was um sie herum vorgeht. Sie sind der griechisch-slawischen Sprachen unkundig und verstehen nur höchstens Türkisch, diese dem Raja so verhaßte Sprache. Wenn es aber unzweckmäßig ist, Handelsverbindungen mit den Rajas mittels Consularagenten anzuknüpfen, in welchen der gesunde Verstand jener Völker nur mehr oder weniger beflissene Helfershelfer ihrer Zwingherren erblickt, so würde man noch viel eher ihr Vertrauen verscherzen, wenn man lediglich mit ihren Paschas oder Fürsten verkehren wollte. Die Engländer haben dieß i. J. 1838 recht deutlich erfahren, als sie, nachdem sie den Franzosen das Monopol der ägyptischen Producte hatten abtreten müssen, sich nach der Donau wandten und — sie, die angeblichen Freunde der Handelsfreiheit, — mit Milosch einen Vertrag abschlossen, zufolge dessen der Fürst einziger Handelsherr in seinem Lande wurde.

Was war die Folge davon? Eine stärkere Bedrückung Serbiens und die Steigerung des russischen Einflusses auf die verrathenen und verkauften Völker. Jetzt, da Frankreich von Alexandrien abgewiesen ist, liegt es in seinem Interesse, wie früher in dem der Engländer, auf der griechisch-slawischen Halbinsel eine Entschädigung zu suchen. Mehre Umstände möchten uns glauben machen, daß Frankreich bereits sein Augenmerk auf jene reichen Landschaften gerichtet habe, und daß die unermeßlichen Hülfsquellen Bulgariens von Denjenigen, denen die künftige Wohlfahrt unseres Handels am Herzen liegt, richtig gewürdigt worden seien; leider aber sind wir nur gar zu leicht versucht, den Orient nach französischem Maßstabe zu messen. Hat doch einer unserer vorzüglichsten National-Oekonomen in einem Berichte an das Institut den würdigen Kumpan Milosch's, den verrufenen Wucherer Hussein von Widdin, als „einen Freund der Handelsfreiheit" dargestellt, „der unserem Zollwesen auf die originellste, sinnreichste Weise entgegenarbeite!" — Wenn irgendwo Zölle und Mauthen nothwendig sind, um den armen Handwerksmann gegen das drückende Uebergewicht der Capitalisten zu sichern, so ist es gewiß in den griechisch-slawischen Ländern. Unstreitig würde Frankreich große materielle Vortheile dabei haben, wenn es rücksichtlich der Ausfuhr der Rohstoffe aus diesem Lande nur mit einem einzigen Manne zu thun hätte. Wenn man außerdem bedenkt, daß unsere Diplomatie gewöhnt ist, Alles aus dem Gesichtspuncte der Einheit zu betrachten, und daß sie in jedem Lande damit anfängt, sich des Wohlwollens des Oberhauptes zu versichern, so wird man begreifen, wie Hussein, der Wessier aller bulgarischen Lande, dazu gekommen ist, die Aufmerksamkeit unserer Reisenden vorzugsweise in Anspruch zu nehmen. Aber man darf nicht vergessen, daß der Orient nichts von Centralisation weiß; daß dort jedes Land viele Häupter hat, und daß, wenn man nur mit einem derselben unterhandelt, ohne die anderen auf seiner Seite zu haben, man sich nicht lange behaupten könnte. Besser wäre es, für zukünftige Zeiten vorzuarbeiten, auf einige augenblickliche Vortheile, denen dann eine langjährige Unersprießlichkeit folgen würde, zu verzichten und sich an die Eingeborenen, die Einzigen, die

nicht von dem Erdboden vertilgt werden können, zu halten, um mit ihnen in dauernden Handels- und Freundschaftsverkehr zu treten. Gewiß würde Rußland seine heimliche Freude daran haben, wenn es sähe, wie wir mit den Paschas, den Unterdrückern Bulgariens, Handelsverträge abschlössen, nach der Art, wie weiland mit Mehmed-Ali oder Miloſch. Ein solcher Vertrag, welcher ein neues Monopol begründen und die Bedrückung der Rajas auf's Aeußerste treiben würde, müßte auf die Nation, welche dazu die Hand böte, den ganzen Fluch der unglücklichen Opfer laden. Die Vergleichung Hussein's mit Mehmed-Ali wäre übrigens in einem Puncte unrichtig: unsere Handelsagenten würden bei dem Bulgaren, so sanfter Natur er auch sonst sein mag, nicht die fatalistische Ergebung des ägyptischen Landmanns finden. Es wäre, wie aus Allem hervorgeht, unklug, sich, ohne erhebliche Beweggründe, ein Volk zu entfremden, welches nöthigenfalls 200,000 Arme bewaffnen kann, um Unrecht zu rächen oder denjenigen, dem es wohlwill, zu unterstützen. Dagegen würde — wir wiederholen es nochmals — die Freundschaft der bulgarischen Rajas uns einen dauernden vortheilbringenden Verkehr sichern. Die rohen Producte Bulgariens sind dieselben, welche man mit großer Mühe aus der Moldau und von Odessa herschafft, dieselben wie die der Krimm und des ganzen südlichen Rußlands. Wollte eine französische Handelsgesellschaft ein Kaufhaus für diese Producte im Busen von Aenos, am Ausflusse der Maritza, errichten, dasselbe würde binnen Jahr und Tag große Karawanen vom Balkan, ja selbst von der Donau herbeiziehen. Die Marseiller Schiffsherren würden, wenn sie sich mit den am mittelländischen Meere gesessenen Bulgaren verständigten, anstatt nach Rußland zu gehen, unseren Kauffahrern einen Weg von mehren hundert Meilen ersparen, und zugleich würde Frankreich auf diese Weise sich die folgenreiche Zuneigung eines Volkes erwerben.

Die zweite nothwendige Maßregel, welche die Lage dieses Volkes erheischt, ist die Reform seiner inneren Verwaltung. Der Diwan würde auf eine solche Reform ohne Arg eingehen, wenn man ihm vorstellte, das sie darauf abzwecke, den Empörungen der Bulgaren ein Ziel zu setzen.

Die griechischen Bischöfe machen oft mit den Paschas gegen ihre Heerde gemeinschaftliche Sache, und dieß ist eine der Hauptursachen des zerrütteten Zustandes des Landes. Diesem Gräuel ließe sich ein Ende machen, wenn man die Käuflichkeit der Bisthümer abschaffte, ein Handel, der ohnedieß, da er halb geheim und unzuverlässig betrieben wird, dem kaiserlichen Schatze wenig einbringt und nur Intriganten Vortheil gewährt. Die Einsetzung eingeborener Prälaten an die Stelle jener Fremdlinge wäre nur eine Wiederherstellung älterer Privilegien, kraft deren die Bulgaren in ihren eigenen Synoden ihre kirchlichen Würdenträger wählten. Wirkte Frankreich ihnen diese Wohlthat aus, so würde uns dieß im Balkan mehr Achtung und Liebe erwerben, als wenn wir Siege errängen. Es dürfte uns, um leicht zu jenem Ziele zu gelangen, auch nicht darauf ankommen, daß wir die Mitwirkung des russischen Ministers dabei in Anspruch nähmen. Eine gute That verliert dadurch, daß sie im Verein mit einem Gegner oder Feinde vollbracht wurde, Nichts von ihrem Werthe.

Endlich könnte Frankreich — und zwar dießmal ohne Zuthun Rußlands — jenem unglücklichen Volke noch eine Wohlthat erzeigen: indem es nämlich das Aufblühen der bulgarischen Literatur beförderte. Die Türken werden in jenem Lande nie Journale aufkommen lassen; sie wissen nur zu gut, daß solche Blätter, indem sie darauf beschränkt wären, ihre Gedanken in Allegorieen einzukleiden, unter diesem Gewande Ansichten verbreiten würden, welche der muselmännischen Herrschaft nachtheilig wären; aber die Verbreitung von Büchern flößt ihnen keine Besorgniß ein. So hat Wenelin einen etwas oberflächlichen, aber patriotischen und freisinnigen Abriß der älteren bulgarischen Geschichte geliefert, welcher, obgleich im Auslande gedruckt, dort in jeder Schullehrerhütte zu finden ist. Frankreich könnte in dieser Beziehung viel thun. Das Institut zu Paris besitzt eine cyrillische Druckerei, welche viel gekostet hat und jetzt unbenutzt dasteht; man sollte von derselben zum Besten der Rajas und zum Ruhme Frankreichs Gebrauch machen. Bulgarien hat Männer aufzuweisen, deren Patriotismus und Gelehrsamkeit nur einer kleinen Unterstützung bedarf, um durch herrliche Werke

Sechstes Buch.

Die serbisch-bulgarische Union.

Erstes Kapitel.

Verhältnisse der Serbo-Bulgaren zu den Nachbarvölkern und zu Europa.

Von allen Volksstämmen, welche im Orient wiedererstehen und emporwachsen, ist der slawische derjenige, welcher die frischeste Lebenskraft äußert und zugleich die sicherste Aussicht auf eine glückliche Zukunft hat. Ein einziges Hinderniß nur könnte den Aufschwung der slawischen Nationalitäten hemmen, nämlich die russische Politik, welche darauf hinarbeitet, sie zu einem, dem Scepter der Romanows unterworfenen Staatenverein zusammenzufügen, indem sie ihnen Verfassungen oder mehr oder minder ausgedehnte Freiheiten zu gewähren und dabei ihre eingeborenen Herrscher durch wählbare, absetzbare Statthalter zu ersetzen sucht. Europa muß Alles daran setzen, dieser Katastrophe vorzubeugen, denn diese würde unvermeidlich den Untergang der abendländischen Völker nach sich ziehen, welche zu uneinig sind, als daß sie dem Orient, sobald er erst russisch geworden, auf die Dauer mit vereinten Kräften widerstehen könnten. Wenn es irgend der europäischen Diplomatie darum zu thun ist, die drohende Gefahr abzuwenden, so wäre es nachgerade Zeit, einen anderen Weg einzuschlagen und diejenigen Slawen, welche noch nicht unter russischer Hoheit stehen, in Obhut zu nehmen. Um für die Zu-

kunst das europäische Gleichgewicht festzustellen, würde es wohl schon hinreichen, wenn man jene neuerstandenen Völker gegen den Eroberer in Schutz nehmen, ihnen staatsbürgerliche Rechte gewährleisten und ihre politische Unabhängigkeit, wo und wie sie auch immer sich aufthun mag, sichern wollte.

Nirgends ist es leichter, als in der europäischen Türkei, den Slawen wieder zu einem Vaterlande zu verhelfen, wie sie sich es wünschen, frei, ruhmwürdig und unabhängig von der lästigen russischen Schutzherrschaft. Als Vasallen einer so ohnmächtigen Macht, wie die Pforte in Zukunft sein wird, dürfen die Slawen der Türkei weit eher als die in Ungarn, Galizien oder Preußisch-Polen hoffen, wieder eine volksthümliche Regierung bei sich einzuführen. Die Slawen der Türkei bilden eine imposante Masse von 7 bis 8 Millionen Menschen, auf einem Gebiete zusammengedrängt, in welches Niemand, der es nicht mit den Eingeborenen hält, einzudringen vermag. Jene Stämme, welche das Balkanland vom schwarzen bis zum adriatischen Meere innehaben, theilen sich in zwei Hauptzweige, die Serben und Bulgaren. Der serbische Zweig umfaßt, außer dem Fürstenthume Serbien, noch Montenegro, Bosnien und viele Districte von Albanien und Macedonien. Dafern nicht eine europäische Macht hindernd dazwischentritt, werden die serbischen Völker, die alle eine Sprache reden, sich früher oder später zu einem Staate von 2½ Millionen Bürgern vereinigen, und dazu noch eine Million Mirditen und Schipetaren, die nicht umhin können werden, sich in denselben Verband aufnehmen zu lassen. Der 4,500,000 Seelen starke bulgarische Zweig steht, obgleich an Zahl überwiegend, doch in politischer Hinsicht für den Augenblick weit unter Serbien. Dieses geknechtete Bauernvolk ist zu friedliebend und zu sehr von seiner Landwirthschaft in Anspruch genommen, als daß es aus eigenem Antriebe einen Befreiungskrieg zu unternehmen fähig wäre, und es bleibt ihm daher wohl für jetzt nichts übrig, als sich in seinen Wünschen und Ansichten die kriegerischen Hirten an der Donau und in Montenegro zum Vorbilde zu nehmen, und diesen sich anzuschließen. Der ehrgeizige, herrschsüchtige serbische Volksstamm zieht nach und nach alle Slawen der Türkei in seinen Wirkungs-

kreis hinein, und es ist nur zu wünschen, daß dieses Streben nach Vereinigung guten Fortgang habe; denn wenn die beiden Völkerzweige, der serbische und bulgarische, vereinzelt, sich gegen eine Großmacht nicht zu halten vermögen, so werden sie, verbündet, unbesiegbar werden. Sie haben ja jederzeit ein gemeinsames Geschick gehabt, warum sollte diese Gemeinschaft in dem Augenblicke, wo sie am nothwendigsten ist, aufgehoben werden?

Die acht Millionen Menschen, welche dazu berufen sind, die serbisch-bulgarische Union zu bilden, zeichnen sich vor allen anderen Völkern des Türkenreiches, dessen Hauptkern sie bilden, durch Sittenstrenge aus. Gelten uns die Griechen als Wächter Konstantinopels von der Seeseite her, so werden die Serbo-Bulgaren noch weit treffender als die Landwächter anzusehen sein, denn gleichwie es dem Beherrscher des Bosporus unmöglich ist, wider Willen der Griechen eine Seemacht zu unterhalten, eben so wird er ohne Zuthun der Donau- und Balkanvölker nie eine Landmacht auf die Beine bringen, welche im Stande wäre, einen feindlichen Einfall abzuwehren. Wie das Meer den Griechen, so gehören in der Türkei die Gebirge den Slawen an, und es steht auf diese Weise die türkische Hauptstadt von Natur in unvermeidlicher Abhängigkeit von jenen beiden mächtigen Volksstämmen. Wenn nun die europäischen Osmanen, bis auf eine Million zusammengeschmolzen und auf das rumeliotische Flachland beschränkt, einerseits von den Gebirgsbewohnern, den Slawen, andererseits von den Beherrschern des Meeres, den Griechen, umlagert sind, so würden sie, zwischen zwei feindlichen Feuern sitzend, bei einem allgemeinen Aufstande der Rajas unrettbar verloren sein. Indessen könnte, wenn die Slawen nicht mitwirken, ein Aufstandsversuch der Griechen fehlschlagen, indem dann Stambul, von der Meeresseite her eingeschlossen, immer noch aus dem Balkan Zufuhr erhalten könnte, während, wenn die Serben und Bulgaren es belagerten, der Sultan — vorausgesetzt, daß Europa ihm nicht hülfreiche Hand leistete — nothwendig capituliren müßte.

So müssen also Diejenigen, welche den russischen Einfluß

auf die Türkei ſchwächen wollen, vor allen Dingen den Landwächtern Konſtantinopels ein wünſchenswerthes Loos bereiten, um zu verhindern, daß ſie ſich aus Verzweiflung den Ruſſen in die Arme werfen. In der That ſind die Serbo-Bulgaren nun einmal, vermöge ihrer geographiſchen Lage, darauf angewieſen, entweder als Bundesgenoſſen oder als Vaſallen ſich an den Beherrſcher des Bosporus zu halten, wofern nur derſelbe ihren Handel, der mit dem Handel von Stambul in der engſten Beziehung ſteht, in Schutz nimmt, und bloß und allein unter dieſer Bedingung kann die Herrſchaft, der ſie dermalen factiſch unterworfen ſind, in ihren Augen als rechtmäßig erſcheinen. Uebrigens kann es den Serbo-Bulgaren völlig gleichgültig ſein, wer am Bosporus thront, ſo lange nur ihre Nationalintereſſe dabei unbetheiligt bleibt; denn, wenn auch der Thron von Stambul in gewiſſer Hinſicht von den Balkanvölkern abhängig iſt, ſo dürfte es doch denſelben ſchwer werden, ſich ſelbſt zu Herrſchern am Bosporus aufzuwerfen. Jene Ackerbauer- und Hirtenſtämme würden eine Lage — wie eben die von Stambul — inmitten des großen Weltverkehrs ſchlecht zu nutzen wiſſen; und dieß iſt auch der Grund, warum die Slawen es gern den europäiſchen Mächten anheimſtellen, ob dieſe Hauptſtadt des Mittelmeeres aſiatiſch bleiben oder wieder europäiſch werden ſoll. Sie ſind im Voraus mit dem Urtheil, welches gefällt werden wird, einverſtanden und jederzeit bereit, das Haus Osman's entweder zu ſchützen oder zu ſtürzen, je nachdem daſſelbe ihnen ſelbſt eine Stütze gewährt, oder wegen ſeines Feſthaltens am Alten von Europa aufgegeben wird. Demnach darf keine der verſchiedenen Parteien, in welche die Diplomatie ſich ſpaltet, die Serbo-Bulgaren mit ungünſtigem Blicke anſehen. Diejenigen, denen es darum zu thun iſt, die Einheit des Türkenreiches zu wahren, werden in ihnen die eifrigſten Verfechter finden, wofern ſie ihnen nur die Rechte ſichern, auf deren Erlangung alle ihre Aufſtände abzwecken. Auch denen, welche der Anſicht ſind, daß die Türken vom Erdboden verſchwinden müßten, werden die Slawen bereitwillig die Hand bieten; denn die Gemäßigteren von ihnen betrachten die osmaniſche Herrſchaft als eine bloße Uebergangsperiode, als ei-

nen Deckmantel, unter welchem die eingeborenen Völker unbemerkt an ihrer Wiedergeburt arbeiten. Wenn der Sultan auf diese Weise fortfährt, sie unter seine Flügel zu nehmen, so kann er sie in den Stand setzen, dereinst einen österreichischen Angriff oder die russische Schutzherrschaft abzuwehren, und nur zu diesem Behufe würden sie dem Sultan ihren Beistand leihen. Aus Unkunde dieser Verhältnisse hat nun aber die europäische Diplomatie den unverzeihlichen Fehler begangen, die freien Donau-Slawen, welche nach der Vertreibung des Fürsten Michaël (im September 1842) versucht hatten, sich mit der Pforte zu verbünden, ihren österreichisch-russischen Feinden preiszugeben, und doch konnte und könnte immer noch ein solches Bündniß weit mehr als die Unabhängigkeit Aegyptens und Mehmed-Ali's dazu beitragen, das Gleichgewicht und den Frieden Europas zu erhalten, indem es den Uebergriffen des Czaars in die Türkei ein Ende machte.

Wären die Rajas sämmtlich gleiches Stammes, so würde die Frage längst schon entschieden sein. Die ganze europäische Türkei zusammengenommen, mit Einschluß der moldo-walachischen Staaten, ist ungefähr so groß wie Frankreich und zählt an 16 Millionen Menschen, worunter kaum eine Million Türken. Was vermöchte wohl diese Handvoll Fremdlinge gegen 15 Millionen Eingeborene? Aber diese 15 Millionen Unterthanen und Tributpflichtige sind, ihrer Sprache, ihrer Geschichte und ihren Neigungen nach, von einander verschieden, und nur weil sie außer Stande waren, sich zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen, hat jene seltsame Herrschaft eines asiatischen Völkleins aufkommen und bis jetzt ihr Dasein fristen können. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß die christlichen Bewohner der Türkei angefangen haben, sich einander zu nähern, und daß sie nach und nach ihre Kräfte auf zwei Hauptpuncte concentriren. So schaaren die slawischen Völker sich mehr und mehr um Serbien, wie die griechischen Stämme um den Thron von Athen, und es werden aus jenen manchfaltigen Völkerschaften sich am Ende zwei große Haufen bilden, ein slawischer im Norden und ein griechischer im Süden. Achthundert funfzigtausend Hellenen sind gegenwärtig frei; allein die verschiedenen griechischen Stämme

in Epirus, Macedonien, Rumelien, im Archipel und in Klein-Aſien zählen noch wenigſtens 3 Millionen Seelen, ſo daß die Geſammtſumme der Hellenen, ſowohl der freien, als der Rajas, auf dem Feſtlande wie auf den Inſeln, ſich auf faſt 4 Millionen beläuft. Dieſes Volk, welches recht eigentlich das Königsvolk des mittelländiſchen Meeres iſt, wird von dem türkiſchen Diwan auf unverantwortliche Weiſe in ſeinem Handel beſchränkt. Die Griechen können, da ſie größtentheils See- und Kaufleute ſind, noch weniger als die Slawen den freien Verkehr mit Konſtantinopel miſſen, und wollen ſie von der Pforte die für ihren Handel nothwendigen Zugeſtändniſſe erlangen, ſo müſſen ſie ihre Stellung den Türken gegenüber zu befeſtigen ſuchen, indem ſie ihre alte Abneigung gegen die Slawen aufgeben und ſich mit ihnen eng verbünden. Aber nicht allein ein Bund mit den Slawen, ſondern auch eine Verſöhnung mit den Türken iſt den Griechen anzurathen. Haben nicht Griechen, Slawen und Türken ihr Volksthum gegen einen gemeinſamen Feind, die Ruſſen, zu vertheidigen? Glücklicher Weiſe hegen die Slawen, da ſie in ihren Sitten und ihrem Charakter mehr aſiatiſch ſind als die Hellenen, weniger Abneigung gegen die Türken, und ihre größere Genügſamkeit läßt ſie geduldiger die Abhängigkeit ertragen, zu welcher Europa ſie verdammt. Sie fühlen — wir wiederholen es nochmals — daß, welche Macht auch immer in Stambul thronen mag, ſie mit derſelben nothwendig zuſammenhalten müſſen; hieraus erklärt ſich auch, warum ſelbſt inmitten ihrer erbittertſten Kämpfe gegen die türkiſchen Paſchas, ja ſelbſt im Siegestaumel, die Serben jederzeit geneigt ſind, die Oberhohheit des Sultans anzuerkennen und mit ihm ſich gegen Rußland zu verbünden. Eine ſolche türkiſch-ſerbiſche Union würde, wenn die europäiſche Diplomatie ſie zuließe, 8 Millionen Hochländer in mehr oder minder freier Stellung um den osmaniſchen Thron verſammeln. Beim Anblick dieſer Verſöhnung zwiſchen Slawen und Osmanlis würden die Griechen allmählig ihrem Rachedurſt gegen die Pforte entſagen und ſich genöthigt ſehen, um nicht vereinzelt dazuſtehen, auch ihrerſeits in den Bund ſämmtlicher Chriſten des Türkenreiches mit den Osmanlis einzutreten.

So würden die beiden großen Völkerstämme des Orients sich mit einander verbinden, kraft der großmüthigen Vergebung, welche sie ihren ehemaligen Herren, die nie mehr ihre Unterdrücker werden könnten, angedeihen ließen.

Dieß war und dieß ist auch noch der Plan der Männer, welche die serbische Revolution von 1842 geleitet haben; allein diese weisen, und ihrem Vaterlande aufrichtig ergebenen Männer wollten ein neues christlich-orientalisches Reich als künftigen Erben des verfallenen mohammedanischen Orients aufstellen, den doch die europäischen Großmächte allein zu beerben hoffen: es lag also sowohl im österreichisch-russischen als im englischen Interesse, jene Verbindung zwischen den Christen an der Donau und den Türken, die man dem Untergange weiht, um sich in die Beute zu theilen, im Keime zu ersticken. Dem neuen Streben der orientalischen Völker entgegenarbeitend, sucht die Diplomatie in denselben den alten Zersplitterungs- und Abschließungssinn anzuregen; sie drückt ihnen den Dolch in die Hand und hetzt sie gegen einander auf, Alles dem status quo zu Liebe. Und über diese macchiavellistischen Streiche geht die öffentliche Meinung stillschweigend hinweg; unter den vielen Journalen, welche tagtäglich die Volksrechte gegen den Absolutismus aufrufen, erhebt kein einziges seine Stimme für die Serbier, und das ganze liberale Europa scheint durch sein Stillschweigen die Verschwörung der Cabinete gegen ein Völklein, welches nichts Anderes will, als sich von der drückenden Schutzherrschaft Rußlands befreien, gut zu heißen! Zum Glück ist noch nicht Alles verloren; denn gesetzt auch, der erste Aufschwung der Slawen der Türkei würde unterdrückt, so dürften die Empörungen sich doch bald in verstärktem Maße wiederholen. Die Diplomatie, für wie mächtig sie auch gilt, vermag doch nicht, den natürlichen Trieb eines Volkes zu unterdrücken; der Slawe aber strebt nach Freiheit, und wenn 8 Millionen Menschen endlich einverstanden sind, das Joch abzuschütteln, so muß wohl das Joch herunter.

Zweites Kapitel.

Naturbeschaffenheit und materielle Kräfte der serbisch-bulgarischen Landschaften. Welche Vortheile ihre Wiedergeburt dem europäischen Handel gewährt.

Wenn Europa in jenen Ländern eine geordnete Staatsverwaltung aufkommen ließe, würde es nicht allein ein Bollwerk gegen Rußland erhalten, sondern auch eine Menge müßiger Arbeitskräfte in Thätigkeit setzen und unermeßliche Strecken uncultivirten Landes ertragsfähig machen; von dort aus würden dann die Rohstoffe in weit größeren Massen zu ungleich billigerem Preise, als bisher der Fall war, in unsere Fabriken geliefert werden, so wie umgekehrt für unsere Fabriken sich neue Absatzwege öffnen würden; auf diese Weise müßte eine serbo-bulgarische Seemacht emporblühen, und müßten sich Seehäfen aufthun, welche bald genug mit denen Rußlands und Frankreichs wetteifern würden. Wem diese herrlichen Ergebnisse als eitles Hirngespinnst erscheinen, der werfe einen Blick auf die Karte von Europa und sehe, wie die serbisch-bulgarischen Länder in das adriatische und schwarze Meer und den Archipel zugleich auslaufen, wie die Serben in Albanien, gegenüber von Ancona, Antivari besitzen, wie ihre Brüder, die Bulgaren, Odessa gegenüber, die herrliche Bucht von Varna haben und, Griechenland gegenüber, den Hafenplatz Orfano. Die Landschaften, welche diese beiden Völker bewohnen, nehmen einen halb so großen Flächenraum als Frankreich ein und gehören zu den fruchtbarsten, gesegnetsten Gegenden Europens. Sobald der Ackersmann versichert wäre, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, würden an beiden Küsten, den Gränzen des Türkenreiches, Stapelplätze und Comptoire für den Ausfuhrhandel entstehen; Hunderte von leichten Kähnen würden, wenn es Noth thäte, in's Meer laufen, um als Vorhut die schwerfällige osmanische Kriegsflotte zu decken, welche in den Binnenmeeren von dem prachtvollen Hafen von Burgas — dem türkischen Toulon — bis nach Smyrna hin stationirt ist. Selbst die Flüsse würden ein anderes Ansehen erhalten. Die Schifffahrt auf der Sawe und Donau, die

man so unvorsichtig an Österreich überläßt, würde auf einer Strecke von 400 Meilen, wovon 300 auf die Donau allein kommen, wieder den Uferbewohnern anheimfallen. Durch Freiheit neubelebt, würden die Griechen-Slawen den Handel ihrer Halbinsel wieder in seinen ehemaligen Flor bringen, und das Bedürfniß des Absatzes für die zunehmende Production würde die Flüsse, die jetzt einsam zwischen unbewohnten Ufern dahinströmen, mit Kähnen bedecken. Es wäre ungerecht, wollte man den Türken jene Entvölkerung zur Last legen, denn an der serbischen Küste des adriatischen Meeres ist dieselbe nicht minder fühlbar, und obgleich Oesterreich den größten Vortheil davon haben würde, wenn es jene, ehedem mit blühenden Dörfern übersäeten Landstriche beleben wollte, läßt es doch dieselben im unsäglichsten Elend verkommen; — so schwer hält es, daß eine Nation den Boden, der nicht ihr Heimathland ist, gehörig würdige und nutze!

Bulgarien ist bis zu den steilsten Höhen des Balkan hinauf mit Ackerkrume bedeckt. Die unermüdliche Arbeitsamkeit der Eingeborenen übersäet die Abhänge jener Berge mit Fruchtbäumen; die Hochebenen verwandelt der Bulgare in Weidetriften und in den Thälern erzeugt er jegliche Getreideart; doch fehlt diesem Volke, welches mit solchem Eifer ackert und säet, ein Markt zum Absatz seiner Erzeugnisse, obgleich ihm die Natur die manchfachsten Absatzwege darbietet. Außer der Donau haben die Bulgaren die Maritza und den Struma, die beiden Hauptströme im Inneren der Türkei, welche, nachdem sie die bulgarischen Gefilde bewässert, bei ihrem Ausflusse in das ägäische Meer, kleine von — ebenfalls bulgarischen — Fischern bevölkerte Hafen bilden. Auch längs der Küste, von Orfano im Busen von Contessa, wo der Struma einmündet, bis zum Berge Athos, wo ein Kloster ausschließlich mit Bulgaren besetzt ist, finden sich zahlreiche Ansiedelungen dieses Volkes. Besonders würde die Maritza, welche die beiden großen Städte Philippopel und Adrianopel durchströmt und sich endlich in den Busen von Aenos ergießt, den Erzeugnissen des Balkan ein treffliches Transportmittel gewähren, wenn nur mittels einiger Ausgrabungen die schlimmsten Sandbänke, die ihren Lauf hemmen, beseitigt würden.

In Betreff des Seewesens sind freilich die Serben, ihrer Lage nach, weniger begünstigt als die Bulgaren, und daran sind die Uebergriffe Oesterreichs schuld, welches dem orientalischen Reiche Dalmatien und jene herrliche Bucht von Cattaro, wo alle Flotten Europens in völliger Sicherheit überwintern könnten, entrissen hat. Einen so schönen Küstenstrich werden die Serben einer Großmacht nimmer wieder abdringen können, wenn nicht ein allgemeiner Krieg und eine völlige Umformung der europäischen Staatsgebiete erfolgt. Daran darf man also vorläufig nicht denken; dagegen aber könnten die Montenegriner und freien Mirditen Albaniens, wenn sie einmal mit einander verbündet wären, auf friedlichem Wege, oder im Nothfalle mit Gewalt, vom Sultan Antivari und Dulcigno erlangen, zwei Plätze, welche den Osmanen gar nichts nützen, in den Händen der Christen aber dazu dienen würden, der serbischen Marine, die vor dem Falle Ragusas so im Flor war, einen neuen Aufschwung zu geben. Bis dahin werden die Serben auf Flußschifffahrt beschränkt sein, und glücklicher Weise sind auch viele ihrer Flüsse schiffbar: die Sawe und Drina tragen bis weit hinauf große Fahrzeuge; auch die große Morawa, welche unterhalb Smederewo in die Donau mündet, könnte, obgleich sie sehr reißend ist, die schwersten Kaiks tragen; wenn sich bis jetzt nur kleine Kähne darauf wagen, so sind lediglich die Felsstücke und Baumstämme daran schuld, welche hier, wie bei allen unbenutzten Strömen, das Fahrwasser verstopfen.

Die serbischen Landschaften sind in commerzieller Rücksicht weniger bedeutsam als die bulgarischen; jene können nur Honig, Wachs, Rindvieh und besonders Schweine, welche den Hauptreichthum des Volkes ausmachen, ausführen. Alle Manufacturwaaren müssen sie aus dem Auslande beziehen, wogegen Naturproducte im Ueberfluß vorhanden sind. Weinberge sind dort allenthalben zu finden, ausgenommen in der Matschwa und Ober-Bosnien, wo Zwetschenbranntwein die Stelle des Weines vertritt; Maulbeerpflanzungen behufs der Seidenwürmerzucht gedeihen vortrefflich. Die Thäler der drei großen Ströme, der Drina, Sawe und Morawa, sind über die Maßen fruchtbar, und, fehlte es nicht an Arbeitern,

sie würden bald mit Hohöfen und Eisenhämmern übersäet sein, welche die rohen Producte der grünen Berge, die von allen Seiten sich nach jenen herrlichen Strömen hin abdachen, verarbeiteten. Der Theil des Sawethales, welcher Matschwa heißt und im Mittelalter für die üppigste Landschaft des Serbenreiches galt, erscheint auch jetzt noch zur Sommerszeit als ein einziges unermeßliches Getreidefeld; Nichts aber kommt dem Morawathale gleich, das auf einer Strecke von mehr als 60 franz. Meilen ein wahres Paradies ist. Zwei hohe Berge ziehen dort den Blick des Wanderers auf sich, und er verliert sie erst nach mehren Tagereisen aus den Augen; es ist dieß der Kablar und der Owtschar, welche beide Namen so viel als „Töpfer" und „Hirt" bedeuten. Diese Gipfel scheinen, wie der Ossa und Olymp, auseinander gespalten zu sein, um ein zweites Tempethal zu bilden. Eines Tages — so sagt die serbische Legende — kamen die beiden Riesen mit einander überein, gemeinschaftlich ihre Schätze nach der Morawa hinabzuführen: der Töpfer legte eine irdene Röhrenleitung an, in welche der Hirt die Milch seiner Heerden und den Wein seiner Hügel hineingoß, und Milch und Wein flossen so in zwei Strömen durch Serbien.

Freilich sind die meisten von Serben bevölkerten Landschaften noch zu sehr mit Wäldern bedeckt und auch zu gebirgig, um eine höhere Culturentwickelung zu gestatten; und daher kommt es auch, daß alle serbischen Städte klein und arm sind, nur mit Ausnahme von Sarajewo, welches, wenn nicht die Hälfte seiner Häuser verödet wäre, 100,000 Einwohner fassen würde. Diese Stadt müßte, wegen ihrer Größe und ihrer Lage im Mittelpunct der Serbenlande, als Nationalhauptstadt betrachtet werden, wenn anders ein in seiner Bildung begriffenes Volk einen festen Mittelpunct haben könnte. Nächst Sarajewo kommen zwei Städte von ungefähr 20,000 Seelen, nämlich Belgrad, der Brennpunct des Fürstenthums Serbien, und Skadar, das Herz des slawischen Albaniens und die künftige Hauptstadt der Montenegriner. Außerdem giebt es noch einige Städte von 10,000 bis 12,000 Einwohnern, als Trawnik, Mostar, Ipek, Uschitza, Leskowatz, Jagodina. Man muß billig sein und von den Ser-

ben nicht mehr verlangen, als sie zu leisten im Stande sind; indem sie sich dem Hirtenleben hingaben, fügten sie sich nur den Anforderungen des Landes, welches sie bewohnen; und ist es nicht natürlich, daß ein Hirtenvolk den ersten den beßten Ort, wo seine Heerden weiden und seine Krieger lagern, zu seiner Stadt macht?

Die traurigen Folgen, welche Europas unverantwortliche Sorglosigkeit für jene Gegenden hat, treten nirgends greller vor Augen als in jenen unermeßlichen Einöden, in welchen die serbischen Dörfer zerstreut liegen. Nicht ohne Wehmuth gewahrt man da, wie der niedergebeugte Mensch sich nicht einmal die Mühe nimmt, jene Fülle von Früchten aller Art, die die Natur von selbst erzeugt, einzuernten. Besonders staunenswerth ist die Ergiebigkeit der Natur an den Ufern der Flüsse, und gerade hier sind die Spuren menschlicher Thätigkeit am spärlichsten. Undurchdringliche Wälder entziehen oft jene Ströme dem Blicke; riesige Nuß- und Kastanienbäume, Pflaumenbäume, mit wilden Reben umflochten, geben alljährlich ihren reichen Fruchtsegen den Raben preis. Hirsche und Vögel, welche hier vor dem Schakal oder Geier fliehen, bleiben ruhig, wenn der Mensch sich naht. Die Savannen und Wälder Amerikas können kein vollständigeres Bild von einer Wildniß geben. Kraft früherer Verträge mit der Türkei, hatte Oesterreich alle Inseln der Donau und Sawe in Besitz genommen; viele derselben gehören aber jetzt zu Serbien, wie z. B. Ziganlia (Belgrad gegenüber) und die gewerbthätige Insel Poretsch. Die, welche österreichisch geblieben sind, stehen mehrentheils öde, ungeachtet der lockenden Schönheit ihrer Vegetation und der Vortheile, welche ihre Lage für den Handel bietet. Die einzigen Wesen, welche diese herrlichen Inseln zuweilen besuchen, sind Büffel, welche heerdenweis von dem benachbarten Ufer aus hinüberschwimmen, um sich in dem hohen frischen Grase zu lagern. Die unglücklichen Opfer unserer Civilisation sind heutzutage genöthigt, zu Tausenden aus England, Deutschland und Italien nach Amerika auszuwandern, ohne Hoffnung, jemals ihre Heimath wiederzusehen, und doch giebt es selbst in Europa noch große, öde Landstriche. So würden z. B. die Donau-Inseln,

wenn sie erst von dem Monopolwesen befreit wären, ganzen Schaaren von Auswanderern ein schönes Asyl gewähren. Wie viel blühende bulgarische Dörfer würde die Freiheit in diesen Urwäldern, wo jetzt nur Eber und Bären hausen, hervorzaubern!

Wahrhaft jammervoll ist es anzusehen, wie Oesterreich die Donau vernachlässigt, während man in Europa glaubt, daß es derselben seine ganze Sorgfalt widme. Hier ist — so weit die Donau durch Ungarn strömt — keine Canalisasation, kein Damm, ja selbst keine feststehende Brücke zu sehen; um so weniger darf man sich verwundern, wenn der reißende Strom auf türkischem Gebiete sich ganz selbst überlassen ist. Wo findet man mehr Elend als in Belgrad, welches doch der Hauptpunct für den Verkehr zwischen Oesterreich und dem Orient ist? Umsonst fluthet die Donau wie ein Meer um diese Stadt, welche sie zu einem Hauptplatze für die Industrie bestimmt hat; Oesterreich verweigert jegliches Zugeständniß, welches seinen Nachbarn zu einer größeren Culturentwickelung verhelfen könnte. Man macht großes Aufheben von seiner Dampfschifffahrt, allein in Wirklichkeit scheitert dieselbe an den Klippen und in den Strudeln von Orsowa. Nichts ist geschehen, um diese gefährliche Passage für größere Boote gangbar zu machen; man ist genöthigt, die Passagiere sammt der ganzen Ladung auszuschiffen und sie zu Lande von Orsowa bis Drenkowa zu schaffen, wo sie von anderen Dampfschiffen, die über Konstantinopel von Triest herkommen, in Empfang genommen werden! Wäre es nicht natürlicher, daß dieß serbische, türkische oder walachische Fahrzeuge wären? Sobald die Uferbewohner, ihren Vortheil einsehend, den Muth faßten, die nöthigen Canalisationen vorzunehmen, so würde der Hauptfluß Europas endlich für den Verkehr die Bedeutung erhalten, die er längst hätte haben können, wenn Oesterreich sich nicht beständig vor den Kosten scheute, welche die Schiffbarmachung der Donau erfordert. Man wird dagegen die Sprengung der Klippen bei Orsowa anführen und die so viel gepriesenen Arbeiten, welche die österreichische Compagnie im Jahr 1837 auf Anregung und unter Leitung des Grafen Szechényi unternommen hat, allein diese Arbei-

ten haben ihren Zweck nicht erreicht, weil die Dampfschiffe immer noch die Strömungen bei Orsowa zu fürchten haben. Es wäre doch schimpflich, wenn ein Strom, welcher so viele Völker mit einander in Verbindung setzt und dessen Majestät selbst die des Rheins überragt, in der Nichtigkeit beharren sollte, in welcher die Verkehrtheit Europas ihn nur zu lange schon hat verkümmern lassen. Um seines eigenen Vortheils willen sollte Europa den 8 Millionen Serbo-Bulgaren behülflich sein, diesen Strom, der ihre Lebensader ist, den Oesterreichern, welche sich ihn ausschließlich zueignen, zu entreißen. Auf einer Strecke von mehr als 300 franz. Meilen bespült er serbische und bulgarische Landschaften; die, welche jene Fluren bebauen, können von Rechts wegen nicht fernerhin von der Benutzung dieser Gewässer ausgeschlossen bleiben, und es würden dieselben erst recht segenbringend werden, wenn sie, ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben, dem europäischen Handel neue Quellen des Reichthums eröffneten, die er nur unter diesen Bedingungen ausbeuten kann.

Drittes Kapitel.

Politische Geographie der Unionslandschaften.

Die natürliche Beschaffenheit des Bodens der serbisch-bulgarischen Lande begünstigt nicht allein die Entwickelung des europäischen Handelsverkehrs, sondern bereitet auch die politische Einigung der Eingeborenen vor. Indem die Natur den serbischen und den bulgarischen Balkan als eine Gesammtmasse schuf, scheint sie, in Uebereinstimmung mit der geistigen Richtung der Slawen, darauf hingearbeitet zu haben, dieselben zur Einheit zu führen. Die serbischen Gebirge von Skadar bis zur Donau hin, sind ganz vorzüglich dazu geeignet, die Unabhängigkeit der Eingeborenen zu sichern. Nach allen Seiten hin bilden sie ein endloses Gewirr von schroffen, mit Urwäldern bedeckten Höhenzügen und sind für feindliche Artillerie um so schwerer zugänglich, da ihre Thäler fast sämmtlich nach der Gränze hin durch Fels-

wände geschlossen sind und in das Innere des Landes ausmünden. Die Gebirgsketten, die man den Mont Blanc dieser orientalischen Schweiz nennen könnte, bilden genau die Gränze Bosniens und des slawischen Albaniens. Diese geschlängelten Granitmassen — im Alterthum Albii genannt, woher der Name Alpen — werden regelmäßiger und geordneter, sobald sie das Gebiet der Bulgaren erreichen, des Volkes, welches sich so sehr durch geregelte Ordnung auszeichnet. Dort kann man die Höhenzüge besser verfolgen, das Chaos fängt an, sich zu entwirren, zwischen den Hochgebirgen liegen Thäler, breit wie große Flächen, und die Vorberge sind nur noch wellenförmige Hochebenen, welche sich stufenweis bis zum schwarzen Meere abdachen, dessen Wogen an ihren Felswänden branden. Andere noch flachere Gebirgszüge laufen selbst durch Thracien hindurch, vom Balkan bis zum Bosporus und den Dardanellen; aber alle diese bulgarischen Gebirge sind eigentlich nur die Ausläufer der serbischen. Sie sind geologisch ebenso wenig von einander zu scheiden, als in politischer Hinsicht die Serben von den Bulgaren: die einen erhalten immer erst durch die anderen ihre strategische und commerzielle Bedeutung, und ebenso ist es auch mit den beiden Völkern: wenn sie ihre Kräfte mit einander verbinden, so werden sie von den Balkanhöhen herab jeden feindlichen Einfall abwehren; fest zusammenhaltend, könnten sie in diesen Gebirgen dem gesammten Europa Trotz bieten.

Auf diese Weise wird es klar, warum die serbische Regierung in Tagen der Gefahr gar nicht einmal einen Versuch macht, sich in Belgrad zu behaupten, sondern sich augenblicklich nach Kragujewatz und Rudnik in jene unermeßlichen, von furchtbaren Abgründen umstarrten Wälder zurückzieht. Dorthin wagt sich kein Consul, kein Emissär der feindlichen Mächte, die sich für Beschützer ausgeben, denn sie fürchten den gerechten Zorn des Volks; und bieten sie ihm ja Trotz, so wird es ihnen doch in diesen Einöden nicht so leicht, Ränke zu schmieden. Beim Anblick dieser ungeheueren Naturfestung Rudnik schaudern die kühnsten Paschas zurück. Dort fühlte Czerni Georg, von 100,000 Muselmännern angegriffen, sich unbesiegbar, und dort hat auch sein Sohn, der

Fürst Alexander, seit dem russischen Ultimatum vom März 1843, sich mit dem heldenmüthigen Wutschitsch verschanzt, vertrauend auf den moralischen Beistand, welchen er von Europa, dessen Sache er gegen den Czaar versicht, erwarten zu können glaubte.

Alle serbischen Lande haben, mit wenigen Ausnahmen, keine anderen Straßen als Fußpfade, die oft an Abgründen hinlaufen, in welche der Reiter bebend hinabblickt. Von Kragujewatz bis Skadar, und von Kladowo an der Donau bis Serbitza am Eingang nach Thessalien, kommt man durch lauter Pässe zwischen mehr oder weniger steilen Gebirgen. Nur an der Gränze hin laufen Fahrstraßen, welche von Oesterreich während seiner Kriege im vorigen Jahrhundert angelegt und von Czerni Georg ausgebessert worden sind; die eine derselben führt von Belgrad nach Zwornik in Bosnien über Schabatz, allein sie geht unterhalb Palesch durch die beiden Schluchten Duboko-Welko und durch den ungeheueren Kitog-Wald, wo ein österreichisches Invasionsheer leicht aufgerieben werden könnte. Eine andere Heerstraße führt von Temeswar nach Orsowa längs dem serbischen Donauufer hin, über Kladowo, Berza, Palanka, Golubatz und Negotine; allein diese Straße hat unzählige gefährliche Stellen und ist oft so schmal, daß nicht zwei Reiter neben einander Platz haben; zudem ist sie auch von dem inneren Serbien durch Gebirgsketten abgeschnitten. Die Bewohner dieses Landes haben also in der Uncultur ihres Bodens, in dem Mangel an Straßen, Städten und Verkehr, die sicherste Bürgschaft für ihre Unabhängigkeit.

Im Westen des Fürstenthums Serbien liegt Bosnien ausgebreitet. Dort, wie überall auf der Halbinsel, wirkt das physische wie das moralische Bedürfniß darauf hin, die Union zu Stande zu bringen. Freilich sind noch Zwornik, Nowi-Pasar und Trawnik in den Händen der Türken, — wichtige Plätze, die noch manchen Sturm kosten können; allein da das ganze übrige Land, sobald nur die Rajas von Bosnien sich an das Fürstenthum anschließen wollen, serbisch und christlich ist, wird man nur die Paschas in jenen drei Festen zu belagern brauchen, um sie bald durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Was die Herzegowina anlangt, so ist

zur Gnüge bekannt, wie sehr dieses Anhängsel Bosniens von Czernagora aus durch kriegerische Einfälle und politische Umtriebe bearbeitet wird. Alljährlich lehnen sich mehr herzegowinische Dörfer gegen die Türken auf, verweigern den Haratsch und begeben sich unter den Schutz der montenegrinischen Gewehre. Der Wessier dieser Provinz lebt gleichsam in stetem Belagerungszustande in seiner Feste Mostar, welche, wenn sie einnehmbar wäre, lange schon erstürmt sein würde; aber wenigstens ziehen die freien Stämme den Kreis, innerhalb dessen der Tyrann von Mostar ungestraft Christen tödten darf, immer enger.

Inmitten dieser Stämme ragt das Asyl der Serben, Montenegro, empor, welches mehr ein Feldlager als ein Staatsgebiet ist. Die Montenegriner, welche vermöge ihrer Stellung die Herzegowina und Albanien beherrschen, müssen nothwendig gegen diese beiden Länder andrängen; die Hälfte Albaniens scheint nur noch in einer Verschmelzung mit Montenegro ihr Heil finden zu können. Die Schuld davon trägt Europa, welches die Montenegriner, indem es ihnen den Busen von Cattaro verschließt, gegen Albanien hindrängt. Dort ist der einzige Punct, von welchem aus sie, ohne eine christliche Macht zu verletzen und ohne einem Gesammtangriff der Türken sich auszusetzen, zum Meere gelangen können. Die vier Nahien, aus welchen Czernagora zusammengesetzt ist, laufen alle gegen den Skadar-See aus, in welchen die beiden schiffbaren Flüsse des Landes, die Czernitza und der Czernojewitsch sich ergießen. Dieser prachtvolle See, die Nähe des — nur 7 franz. Meilen entfernten — Meeres, mit welchem derselbe mittels der für kleine Schiffe fahrbaren Bojana in Verbindung steht, — kurz Alles vereinigt sich, um aus Skadar eine Stadt ersten Ranges zu machen. Obgleich in Verfall, zählt sie immer noch 20,000 Menschen, könnte aber in ihren Mauern wohl dreimal so viel bergen. Skadar war zu allen Zeiten eine serbische Stadt, und wären die montenegrinischen Serben einmal Meister dieser slawischen Hauptstadt Albaniens, so würden sie ein entscheidendes Uebergewicht über die Schipetaren erlangen. Hätten sie auch nur erst den kleinen Hafen Antivari, den Stapelplatz für die Ausfuhr aus

dem Drina-Gebiet, in ihrer Gewalt, ihre Stellung zu ihren Nachbarn würde bald eine ganz andere sein.

Albanien befindet sich seit langen Jahren in einer beklagenswerthen Zerrüttung. Bei der Ohnmacht der Paschas, deren Herrschaft sich thatsächlich nur auf das Flachland und über die breiteren Thäler erstreckt, haben sich eine Menge sich selbst regierender freier Bezirke gebildet, welche aber leider nicht in gemeinsamer Verbindung mit einander stehen. Diese Zersplitterung hat indessen den Vortheil, daß sie die in dem Volke liegenden Naturkeime entwickelt und die ursprüngliche Scheidung Albaniens in zwei große Landschaften — jede mit etwa 800,000 Bewohnern — wiederherstellt. Die südliche Landschaft heißt insgemein Epirus, die nördliche Mirdita. Jene, welche sich zum Hellenenthume hinneigt, schmachtet noch, in Folge der Theilnahmlosigkeit der griechischen Regierung, unter dem härtesten muselmänniſchen Drucke; die Mirdita dagegen, wo die Slawen vorwalten, ist, Dank den Tschetas der Montenegriner, fast völlig frei. Der Berathino und die schäumende Wojussa (der Aoos der Alten), der tiefste Strom der griechisch-slawischen Halbinsel, bilden die Naturgränze zwischen diesen beiden Hälften Albaniens.

Die unabhängigen Mirditen theilen sich in zwei Aeste, die Mattier und die Dibranen. Erstere, 70,000 an der Zahl, wohnen auf einem 24 Meilen langen Gebiete an den Ufern der Mattia und längs den Höhenzügen, die sich vom adriatischen Meere bis nach Macedonien hindehnen. Ihr Bischof und ihr Prink, das geistliche und das weltliche Oberhaupt der Mattia, haben nebst ihrem Rathe ihren Sitz zu Drosch, einem unbedeutenden Dorfe, welches jetzt, anstatt des alten berühmten Kroja, der Königstadt Skanderbeg's, das freie Albanien repräsentirt.

Der zweite Völkerverein, die halb schipetarischen, halb slawischen Dibranen, haben Ober- und Nieder-Dibri, Thäler von wunderbarer Fruchtbarkeit, inne. Die Volkszahl der Dibranen ist unbekannt, aber man kann sie mindestens auf 100,000 anschlagen. Dieses Heldenvölklein hat sich, durch türkisches Geld verlockt und durch die fanatischen Prophezeiungen der österreichischen Missionaire angereizt, lange mit den

Montenegrinern herumschlagen. Eine 30 Meilen lange, mit Gebeinen übersäete Steppe zwischen Prisren und Skadar war und ist zuweilen noch jetzt der schaudervolle Schauplatz dieser Bruderkämpfe. Wann wird Europa jenem Lande zu einem friedlicheren Dasein verhelfen? — Die Natur hat dasselbe mit allen Vorzügen ausgestattet, welche die regste Gewerbthätigkeit erzeugen können; sie hat mehre Häfen geschaffen und im Inneren zwei schöne Seeen, den von Skadar und den von Ohrida, welche gleichsam die beiden Pole des christlichen Albaniens bilden. Die Dampfschifffahrt würde diesen Ufern bald eine andere Gestalt geben, und da diese Seee, der eine durch die Bojana, der andere durch den schwarzen Drin (Drina), in unmittelbarer Verbindung mit dem Meere stehen, könnten sie den europäischen Manufacturen eine Unmasse von rohen Producten zusenden. Der große Drinafluß, welcher, von den serbischen Bergen herabkommend, ganz Albanien durchläuft und die slawischen Stämme von den schipetarischen scheidet, nimmt das herrliche Gewässer des Ohrida-Seees in sich auf, dessen Ufer von friedlichen bulgarischen Familien und mirditischen Hirten benutzt werden. Rings um diese Ackerbauer und Hirten wohnen Jägerstämme. Welch' manchfaltige Bildungskeime liegen nicht in diesen verschiedenartigen Sitten, Gebräuchen und Beschäftigungen!

Die Bundesgenossen der Dibranen, die Hotis, die Dukaginen, die Klementis, breiten sich nach Norden hin aus, einerseits bis zu den Quellen der Bojana, andererseits bis zu den Höhen des Schara-Planina (Schardag), der Gränze Albaniens. In den Schluchten dieses Gebirges liegt Prisren versteckt, eine Stadt von 8000 Seelen, und über ihr ragt in die Lüfte die alte Stammburg der serbischen Krals, wo jetzt ergraute türkische Spahis, die die Besatzung bilden, gleich Geiern nisten. Diese inmitten einer unermeßlichen Wildniß gelegene Feste wird unablässig von den Mirditen berannnt und kann sich nur vermöge der Zufuhr, die sie von Macedonien her erhält, behaupten. Auf dem ganzen Gebiete zwischen dem adriatischen Meere und Prisren haben die Türken nur verfallene Schlösser inne, und zahlen die Christen nur einen sehr mäßigen Tribut, bei dessen Festsetzung beide Theile mit

den Waffen in der Hand erscheinen. Die undurchdringlichen Wälder des Schardag schützen seit einem Jahrtausend das Volksthum der Serben. Ihre ersten Könige wuchsen dort als Haiduken heran und gründeten im Schutze jener Berggipfel ihre ruhmgekrönten Städte. Dieser Bezirk, sammt der Ebene von Kossowo mit ihren hundert serbischen Ortschaften, gehört zu Albanien und steht unter schipetarischen Spahis, die wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt sind. Die benachbarten Gebirge wimmeln von flüchtigen Rajas, lauter Slawen, die vor Begierde brennen, sich an den Spahis rächen; nirgends dürfte daher wohl die Verbindung zwischen dem schipetarischen und serbischen Volksstamm später zu Stande kommen als hier.

Nur wenn Serben und Bulgaren ihre Kräfte vereinigen, wird es ihnen gelingen, jenen, so zu sagen antislawischen, Theil der Schipetaren zum Frieden zu zwingen; Angesichts solcher Feinde dürfte aber die Einigung der beiden slawischen Völker leicht zu Stande kommen. In allen Engpässen zwischen Epirus und dem an der Donau gelegenen Widdin drücken die Serben und Bulgaren, die hier überall mit einander vermischt leben und gegen die Albanesen gemeinsame Sache machen, dem Lande das Gepräge ihrer zwiefachen Bestimmung, für den Ackerbau und das Hirtenwesen, auf. Besonders scheinen zu Nissa beide Völker einander die Hand zu reichen und selbst ihre Mundart mit einander verschmelzen zu wollen. Jene altgriechische Stadt, wo der große Konstantin geboren ward, beherrscht das einzige Thal, welches nach Bulgarien und Serbien zugleich ausmündet, und das die bulgarische Morawa durchströmt, um sich in die serbische Morawa zu ergießen. Viele Trümmer von Verschanzungen und Thürmen, welche die Invasionsheere vor den neumodischen Wällen der Festung zurückgelassen haben, bezeugen, welchen Werth die Feinde der Osmanen jederzeit auf jene Stellung gelegt haben. In geringer Entfernung von dort, an der Straße, die zu dem Kloster St. Roman in dem Thale von Stalatz führt, liegt das Dorf Tatarina, auf dessen Gebiet, am Abhange eines Hügels, die berühmte Schädelpyramide zu sehen ist, welche die Türken bei dem Tode

Czerni Georg's errichteten. Diese Schädel, — mehre Tausende an der Zahl — an denen noch Lamartine, wie er sagt, die Haare wie Moosflechten herumflattern sah, sind nicht von Christen allein: es sind die Ueberbleibsel der Sieger wie der Besiegten, der albanesischen Muselmänner und der Serbo-Bulgaren. Der Anblick dieses traurigen Denkmals, weit entfernt, den Rachegeist in den Völkern zu entflammen, gemahnt sie vielmehr zur Versöhnung und Vereinigung; denn die muselmännischen Slawen und Schipetaren haben durch die langwierigen Kriege auf der Halbinsel ebensoviel gelitten als die christlichen, und es muß ihnen selbst noch mehr als den Christen daran gelegen sein, daß solche Kriege nicht von Neuem beginnen. Den Kindern der serbischen Helden, deren Köpfe hier, gleichsam als Gränzmarke ihres befreiten Vaterlandes, aufgepflanzt sind, wird diese Pyramide eine Lehre sein, wie theuer die Freiheit erkauft werden muß, die Krieger Albaniens und Bosniens aber gemahnt sie, daß eine Zwingherrschaft, selbst wenn sie löwenmuthige Vertheidiger hat, nicht ewig dauern kann. Die unterjochten Serben und Bulgaren können ihrerseits diese Schädelpyramide mit zwei anderen Denkmalen vergleichen, welche seit 4 Jahrhunderten unweit Pristina in der Ebene von Kossowo stehen: das eine an der Stelle, wo Milosch Obilitsch fiel, nachdem er mit eigener Hand den Sultan Amurath, den Eroberer seines Vaterlandes, getödtet hatte, das andere bei Gazimestan, wo der siegreiche Sultan unfern von seinem heldenmüthigen Mörder begraben ward. Diese drei Denkmale predigen den muselmännischen und christlichen Slawen laut die Nothwendigkeit der Eintracht. Zudem wird ein glücklicher Umstand die muselmännischen Slawen, wenn auch nicht zu einem Bündniß, doch zum Frieden nöthigen. Da ihnen nämlich fortan die directe Verbindung mit Konstantinopel und den Türken abgeschnitten ist, so sind sie ganz den christlichen Slawen preisgegeben und leben, von Montenegro und von Bulgarien in ihren Thälern eingeschlossen, wie zwischen zwei feindlichen Feldlagern.

Das große Bulgarenland ist freilich bis jetzt für seine Oberherrn noch wenig gefährlich, allein der Einfluß der freien Serben dringt von allen Seiten in dasselbe ein und regt es

auf. Der Bulgare, der unſtreitig nie eine ſo glänzende Rolle ſpielen wird als die Serben, weil er nicht, wie ſie, für den Kampf geboren iſt, drückt in ſeinem Weſen wie in der geographiſchen Geſtaltung ſeines Landes die Einheit aus, die ſeinen Nachbarn fehlt. Die fünf Landſchaften, aus denen Bulgarien beſteht, liegen in einem großen Viereck beiſammen, während die Serbenlande, welche ehedem in mehre Reiche zertheilt waren, von der Donau bis nach Epirus hin allenthalben ſpitze und einwärtsgehende Winkel bilden. Hinſichtlich der Cultur und Fruchtbarkeit des Bodens läßt ſich das Serbenland mit Bulgarien nicht in Vergleich ſtellen. Der Serbe iſt zu nachläſſig, um auf landwirthſchaftlichen Reichthum großen Werth zu legen; er iſt Hirt und Krieger, ſeine Heerden und die Freiheit, die er mit ſeinem Schwerte behauptet, gnügen ihm. Anders dagegen iſt es mit dem Bulgaren: er zeichnet ſich vor den übrigen Slawen gerade durch die Größe, Betriebſamkeit und commercielle Wichtigkeit ſeiner Städte aus, von denen einige an 30,000 bis 50,000 Einwohner zählen. Seine alte Hauptſtadt, das majeſtätiſche Sophia, iſt vom Balkan eingeſchloſſen; der höchſte dieſer Gipfel, der Rilo, der heilige Berg der bulgariſchen Freiheit, das Heiligthum der Mönche, die Zufluchtſtätte der Haiduken, zeigt der geknechteten Stadt aus der Ferne ſeine ſchneebedeckten unentweihten Höhen, als wollte er ſie auffordern, ihre Ketten zu brechen. Von da bis zum ſchwarzen Meere kommt man durch lauter gefahrvolle Päſſe, in welchen die gutmüthigen Bulgaren den Türken unangefochten ab- und zugehen laſſen. Dort an der Gränze liegt Varna, der Hauptort der Küſtenlandſchaft Dobrudja und der wichtigſte Hafen Bulgariens, der aber durch die Ruſſen im Jahre 1829 verheert, ſeitdem von den trägen Osmanen faſt ganz verlaſſen iſt; und doch hat Varna eine trefflich gelegene Citadelle, und ſeine große Rhede iſt ſo ſicher, daß das ganze Jahr hindurch, ja ſelbſt zur Winterzeit, die Schiffe ungehindert einlaufen können. Die Türken, die ſich nur um Kriegsangelegenheiten kümmern, haben nicht weit von Varna eine Stadt von 60,000 Einwohnern angelegt, eine ungeheuere Feſtung, welche ihr Bollwerk gegen Rußland und ihr Hauptwaffenplatz in Europa iſt, — Schumla. Eine

Ergänzung zu der langgedehnten Dobrudja-Küste, welche Bulgarien geschickte Seeleute und Schiffbauer liefert, ist das Donauufer, dessen einst so blühende Städte, Silistria, Ruschtschuk, Nikopolis, immer noch nicht ganz herabgesunken sind. Leider ist die Hauptstadt dieser Provinz, Widdin, gleichwie Schumla, größtentheils von Türken bewohnt; sie starrt von Schmuz und Elend, und ihre 20,000 Einwohner schmachten am Fuße einer nach neuem Zuschnitt umgebauten Citadelle, die mehr durch ihre Lage als durch ihre Kanonen die Donau beherrscht. Widdin ist die Erbin von Ternowo, einer im Gebirge versteckten Stadt von 10,000 Einwohnern, wo die letzten Könige residirten und jetzt noch das geistliche Oberhaupt der Nation seinen Sitz hat.

Die halb griechischen, halb bulgarischen Landschaften Zagora und Macedonien, welche jenseits des Balkan liegen, erfreuen sich eines so milden Klimas, daß dort alle Producte Griechenlands gedeihen, und so wird Donau-Bulgarien, wo die nordische Cultur sich in ihrer ganzen Manchfaltigkeit zeigt, durch den Süden ergänzt, wo die Olive reift. Das von dem Struma, der sich in's ägäische Meer ergießt, durchströmte Ost-Macedonien hat zur Hauptstadt Seres, einen mehr griechischen als slawischen Fabrikort, welcher aber ganz von bulgarischen Gefilden eingeschlossen ist. Eine andere halb griechische, halb bulgarische Stadt, Philippopel an der Maritza, mit 40,000 Einwohnern, welche von Manufacturen und Transitohandel — der hier zwischen der Donau und dem Mittelmeere vorzüglich lebhaft betrieben wird — leben, bildet den Mittelpunct der Zagora. Diese letztere bulgarische Landschaft dehnt sich von Tage zu Tage aus, theils dadurch, daß die Ackerbauer immer weiter in die türkischen Einöden Thraciens vordringen, theils durch ihre wandernden Handwerker, welche sich nach den Fabrikorten der Osmanen hindrängen.

Bulgarien erstreckt sich also nach dem schwarzen und zugleich auch nach dem mittelländischen Meere und könnte so einerseits über Varna die Producte Persiens und der caspischen Länder unmittelbar von Trebisonde beziehen, andererseits über Orfano oder Saloniki eben diese asiatischen Erzeugnisse sammt denen des Balkanlandes nach Griechenland und

Europa absenden und dafür europäische Producte empfangen; allein, da es hier, in commercieller wie in staatsbürgerlicher Hinsicht, an allen nothwendigen Vorkehrungen fehlt, so bleibt den bulgarischen Producenten Nichts übrig, als ihre Erzeugnisse selbst zu verbrauchen oder sie an die österreichischen Wucherer und an die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu verschleudern. Dazu kommt noch, daß sie mit jenen Kaufleuten nur durch fremde Mittelspersonen handeln können, die sich auf Kosten der Landwirthe bereichern. So raffte der alte Pascha von Widdin, Hussein, in seinen Speichern aus ganz Bulgarien alle Wolle, Baumwolle und rohe Seide, die er zu seinem Monopol machte, zusammen; auch zwang er die Bulgaren, nur ihm allein ihr Vieh zu verkaufen, und unterhielt gewöhnlich auf seinen Meiereien 10,000 Stück Rindvieh und 100,000 Schafe, um die deutschen Märkte damit zu versehen. Diese Monopole haben zweierlei Folgen: indem sie ein Uebergebot unmöglich machen, halten sie die Preise der Producte und der Arbeit über die Maßen danieder, und dann machen sie den Bauer, indem sie ihm alle Aussicht rauben, sich durch seine Arbeit ein Vermögen zu erwerben, unempfänglich für die erlaubtesten Annehmlichkeiten des Lebens und gewöhnen ihn, in größter Dürftigkeit zu leben. Wenn indessen diese Handelsprincipien die thatkräftige Natur des Bulgaren doch nicht ganz haben unterdrücken können, so stellt ihn der Eifer, mit dem er sich dem Landbau widmet, dem Feuer der Türken blos; denn die fortschreitende Cultivirung des Landes hat einen Theil der Wälder und Gebüsche vernichtet, welche die Dörfer bargen und das Land für einen Parteigängerkrieg — den einzigen, den die Bulgaren vernünftiger Weise führen können, ganz geeignet machte. So haben selbst ihre Tugenden dazu beigetragen, ihnen Ketten zu schmieden. Ungeachtet ihrer achtunggebietenden Volkszahl von 4½ Millionen Seelen, dürfen die Bulgaren doch in Zukunft nicht daran denken, vereinzelt zu handeln. Zu ihrem Glücke sehen sie hinter sich das unbändige serbische Volk aufstehen, welches, da es sich in einer weit günstigeren Lage befindet, ganz dazu geschaffen ist, sie im Frieden wie im Kriege zu unterstützen.

Es ist ein Meisterstück der Natur, diese Zusammenstellung eines unruhigen, stets kampfbereiten Volkes mit den nicht weniger kräftigen, aber friedsame und betriebsameren Bulgaren. Keins dieser Völker kann ohne das andere eine vollständige Gesellschaft bilden, sie ergänzen einander, und sind sie vereinigt, so können sie die ganze übrige Welt entbehren. Es dürften schwer zwei Völker zu finden sein, deren Vergleichung eine größere Manchfaltigkeit von Gegensätzen und zugleich von Aehnlichkeiten böte. Besonders wenn man von der Hütte des serbischen Hirten in Macedonien hinübergeht in die des bulgarischen Landmanns in Rumelien, staunt man über die Verschiedenheit der Sitten. Der Serbe ist unstreitig von edlerer Natur, er besitzt einen feineren Sinn für Poesie, eine glühendere Vaterlandsliebe, trägt ein prachtvolleres Gewand und hat ein lebhafteres Bewußtsein seiner Nationalität. Europa hat kein kriegerischeres Volk als die Serben; in allen seinen Kriegen schickt Oesterreich die serbischen Regimenter, unter dem Namen von ungarischen Truppen, voran in's dichteste Schlachtgetümmel, und während der letzten hundert Jahre haben die muselmännischen Serben den türkischen Herren denselben Dienst geleistet. Der Bulgare hat bei aller seiner Demuth doch etwas Kernhaftes, was seinem glanzvolleren Nachbar abgeht; er vermeidet die Extreme, ist ernster und in Allem, was er unternimmt, ausdauernder; bei geringerer Einbildungskraft besitzt er mehr Herzensgüte. Obgleich er weit näher an Asien wohnt, hat er doch viel europäischere Sitten; er sitzt zu Hause nicht mit untergeschlagenen Beinen, wie es noch so viele Serben thun. Fehlt ihm auch der kriegerische Haarschmuck und der golddurchwirkte Spenzer, so hat er wenigstens nicht, wie der Serbe, die weitfaltigen asiatischen Beinkleider angenommen. Seine dunklen Kleider erinnern durch ihre Farbe und den engen Schnitt an die des deutschen Landmannes, dem er überhaupt in seiner Lebensweise gleicht, während der Serbe mehr das Wesen eines castilianischen Hidalgo aus der Zeit der maurischen Kriege an sich hat. Zudem fehlt es dem Bulgaren durchaus nicht an Muth: als Kirabschia (Karawanenführer) muß er oft mit den Waffen in der Hand seine Maulthiere oder Kameele gegen die Angriffe der Haiduken oder

Beduinen vertheidigen. Sobald er ein Vaterland zu vertheidigen haben wird, gewiß, dann wird er für dasselbe nicht minder muthvoll kämpfen, als jetzt für eine Waarenladung.

Wenn nun aber der Bulgare sich in seinem Vaterlande, welches er sich erkämpft hätte, abschließen wollte, welche Gränzen sollte er sich da, ohne seinen serbischen Nachbarn zu nahe zu treten, stecken, er, der wie ein ausgetretener Strom gegen Süden und Westen hin ganze Landschaften mit seinen Ansiedelungen überschwemmt und auf diese Weise seine Naturgränzen aufgegeben hat? Um langen Zwistigkeiten und einer etwaigen neuen Zersplitterung vorzubeugen, würde es gerathener für ihn sein, sich mit seinen Nachbarn zu verschmelzen. Serbien hat bereits einen festen politischen Halt; es ist stark genug, um den bulgarischen Patrioten als Stütze zu dienen, ohne, wie Rußland, im Stande zu sein, sie unter dem Deckmantel einer Schutzhoheit zu unterdrücken. Was wir hier von dem Lande der Serben und Bulgaren sagen, gilt auch von ihrer Literatur. Die literarische Thätigkeit der Serben, welche vor 50 Jahren begonnen hat, ist bereits in vollem Gange, und schon haben sie in ihrer Sprache Geistesproducte aller Art; die Literatur der Bulgaren dagegen, welche noch in der Kindheit steht, kann nur dabei gewinnen, wenn sie sich enger an die serbische anschließt; denn wenn die bulgarischen Schriftsteller, wie sie bereits angefangen haben, sich eine weit reifere und weit europäischere Literatur, die russische, zum Muster nehmen, so laufen sie Gefahr, alle Originalität zu verlieren oder gänzlich unfruchtbar zu werden. Beide Sprachen, die serbische und die bulgarische, sind übrigens von einander so wenig verschieden, daß sie mit der Zeit nur als zwei Mundarten einer und derselben Sprache zu betrachten sein werden. Diese heilsame Annäherung wird noch besonders erleichtert durch die vollständige Uebereinstimmung der poetischen und heroischen Ueberlieferungen beider Völker, wodurch es möglich werden wird, unter beiden gleiche Volksgesänge, nur mit geringer Abweichung im Ausdrucke, zu verbreiten.

Nichts von Belang hindert also fortan die Serben und Bulgaren, ihre Interessen mit einander zu verbinden und sich gegenseitig Hülfe zu leisten, um ihren gemeinsamen Fein-

den zu trotzen, welche augenscheinlich jetzt nicht mehr die schon allzusehr geschwächten Türken, sondern die benachbarten Großmächte sind. Bedachtsame Politiker müßten also die Gelegenheit wahrnehmen, die dermalige Lage der Dinge zu befestigen, indem auf diese Weise das europäische Gleichgewicht — das Lieblingsthema der französischen Diplomaten — am sichersten aufrecht erhalten wird. In der That sind, seitdem Hellas sich vom Türkenreiche losgerissen hat, die slawischen Provinzen der Kern der Türkei geworden. Die Serbo-Bulgaren würden — wie sich gezeigt hat — ohne Widerstreben in den Reihen der Türken kämpfen, wenn sie gewiß wären, indem sie die Pforte unterstützten, ihrem Vaterlande einen Dienst zu leisten. Wendet man vielleicht ein, daß die Religion, welche die Slawen von den Osmanlis entfernt hält, sie dagegen den Moskowitern näher bringe, so erwiedern wir, daß die Slawen der orientalischen Halbinsel in unseren Zeiten eben nicht fanatischer sind als im 15ten Jahrhundert, und damals verbanden sie sich mit den Türken gegen die Griechen, welche, nachdem sie ihre Religionslehrer gewesen, auch ihre politischen Oberherren werden wollten. Warum sollten die Slawen heutzutage nicht ein Bündniß gegen ihre Brüder, die Russen, eingehen, wie sie es einstmals ein Jahrhundert lang gegen ihre Brüder und Religionsgenossen, die Byzantiner, aufrecht erhielten? Ein solches Bündniß, welches ihnen ihre geographische Lage vorschreibt, wollen die Serbo-Bulgaren und haben bereits Anstalten dazu getroffen. Die Socialverhältnisse kommen hier — was leicht zu beweisen ist — der Natur zu Hülfe.

Viertes Kapitel.

Die Elemente der Union. — Freie Völker und Rajas in solidarischem Vereine. — Fürstengeschlechter. — Gemeinderäthe und Landesversammlungen der Bulgaren.

Von den vielen Völkern, welche die serbisch-bulgarische Union bilden könnten, sind bis jetzt nur erst die Serbier,

Montenegriner und die Mirditen zu nationalem Dasein gelangt. Die Serbier — man kann es wohl sagen — sind allein die Seele dieses großen Slawenkörpers, welcher zwischen der Donau und Griechenland die schönsten und unzugänglichsten Gebirgslandschaften Europens innehat; sie allein vermögen, durch ihren Patriotismus und ihre politischen Rechte gekräftigt, die bulgarischen Rajas aus ihrer Erstarrung aufzurütteln. Die Montenegriner, obgleich sie in Wirklichkeit freier als ihre Brüder in Serbien sind, bilden einen zu kleinen Staat, als daß sie, für sich allein und ohne Bundesgenossen, in solche Ferne hin wirken könnten. Die Bosniaken, in drei einander feindlich gegenüberstehende Religionsparteien — eine muselmännische, eine römisch-katholische und eine schismatische — gespalten, sind unvermögend, gemeinsame politische Zwecke in's Auge zu fassen, und bedürfen vielleicht noch mehr als die Bulgaren der Anregung von Seiten der freien Serbier. Dieselbe Ohnmacht zeigt sich bei den Albanesen, sowohl den slawischen als den mirditischen, den schismatischen als den katholischen. Alle diese Völker lehnen sich mehr oder weniger an das Fürstenthum Serbien, welches ihre natürliche Vorhut ist und dessen politischer Einfluß, wenn schon anscheinend äußerst beschränkt, sich vom adriatischen bis zum schwarzen Meere erstreckt.

Die ottomanische Pforte büßt jetzt die verkehrte Politik, die sie in Betreff der Slawen befolgt hat. Es ist bekannt, wie die Vernichtung der bosniakischen Aristokratie und der Janitscharen das Türkenreich gegen Rußland und Europa hin bloßgestellt hat; an die Stelle jener furchtbaren Spahis, die unlängst noch die ganzen Balkangegenden von Bulgarien und der Donau bis nach Epirus hin bemeisterten, ist das Schattenbild des Nizam getreten, und der Anblick jener schwachen Truppenschaar trägt eher dazu bei, der christlichen Streitkraft einen Aufschwung zu geben, als sie niederzuhalten. Was bleibt dem alten Stamme Osman's jetzt noch übrig? Nachdem er seine eigenen Kinder getödtet hat, weiß er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich unter den Schutz seiner Rajas begiebt und sie vorkommenden Falls zu Erben einsetzt. Zum Glück scheint er — nach der Handlungsweise zu urtheilen,

die er seit den letzten Vorgängen in Serbien, 1842 und 1843 an den Tag gelegt hat — diese Nothwendigkeit einzusehen.

Serbien, wie Montenegro und die Mirdita, verdanken ihre Befreiung dem Schwerte, und die natürliche Folge davon ist, daß Diejenigen, welche am ruhmvollsten für die Freiheit kämpften, die gegründetsten Ansprüche auf Herrschaft haben. Auf diese Weise sind in jenen drei Ländern Herrschergeschlechter aufgestanden, welche, wenn man so will, von rein-kriegerischem Wesen sind, dabei aber die Liebe des Volkes in um so höherem Grade genießen, je weniger sie nach gesetzgebender Gewalt streben und je mehr sie ihr Schwert ausschließlich dem Dienste des Gesetzes und des Nationalwillens weihen. Natürlich sind jene drei Dynastieen der Zielpunct, gegen welchen diejenigen Mächte, die darauf hinarbeiten, auf den Trümmern der neuen slawischen Staaten zu thronen, ihre Angriffe richten. So sucht Oesterreich, nachdem es das mirditische Herrschergeschlecht der Dodas fast zu Vasallen erniedrigt hat, auch die alte montenegrinische Dynastie der Petrowitsch, die nunmehr die Würde des weltlichen Staatsoberhauptes mit der seit Jahrhunderten angeerbten geistlichen Vladika-Würde verbindet, zu erschüttern. Auf gleiche Weise sucht das moskowitische Cabinet Europa über die Rechtmäßigkeit der Dynastie, welcher die Donau-Serben im Jahre 1804 gehuldigt haben — der des Czerni-Georg, des Vaterlandsbefreiers — zu täuschen. Diese aus dem Schlachtfelde entsprossene Dynastie konnte wohl durch den glücklichen Usurpator Milosch Obrenowitsch, der den schwarzen Georg verrätherisch umbringen ließ und sich sein Erbe anmaßte, eine Zeit lang den Augen des Auslandes entrückt werden, allein die Serbier hingen fort und fort an der Familie des Märtyrers; eine lange Reihe von Aufständen gegen die usurpatorische und mit Recht gehaßte Dynastie der Obrenowitsch ist endlich im Jahre 1842 mit Vertreibung des letzten Sprößlings derselben geschlossen worden, und alsbald hat Serbien das zerschossene Banner Czerni-Georg's, welches während der ganzen Regierungszeit Milosch's vergraben lag, wiederaufgepflanzt und einstimmig das Erbrecht des Alexander Georgewitsch, des Sohnes seines ersten Oberhauptes, anerkannt.

So iſt Europa bei den diplomatiſchen Streitigkeiten, welche in Folge der letzten ſerbiſchen Revolution begonnen haben und mit der Wiedererwählung des Fürſten Alexander Georgewitſch beigelegt worden ſind, gänzlich hinter's Licht geführt worden; man hat uns anſtatt einer dynaſtiſchen eine Wahlfrage untergeſchoben. Nur aus einer unverzeihlichen Unbekanntſchaft mit dem Thatbeſtande läßt es ſich erklären, wie die europäiſche Diplomatie zu dem ruſſiſchen Ultimatum ſtillſchweigen konnte. Indeſſen läßt ſich nicht leugnen, daß dieſes Ultimatum mit einer ſolchen anſcheinenden Mäßigung und Rechtlichkeit abgefaßt war, daß ſelbſt die heftigſten Gegner des ruſſiſchen Protectorats über den Orient dadurch entwaffnet werden mußten. Und wirklich, was verlangte denn der Czaar Anderes als eine bloße in geſetzlicher Form vorzunehmende Wiedererwählung des Fürſten von Serbien, zur Beſtätigung der ungeſetzlichen, tumultuariſchen Wahl, welcher derſelbe ſeinen Thron verdankt! Die Diplomaten mußten ſich dabei ſagen: „Wir dürfen doch nicht ſo gar zankſüchtig ſein und ein ſo billiges Verlangen zurückweiſen. Für den Fall, daß die zur neuen Wahl berufene Verſammlung den gegenwärtigen Fürſten beſtätigt und die Vertreibung der Familie Miloſch gutheißt, hat ja Rußland verſprochen, ſich darein zu fügen und den auf dieſe Weiſe geſetzmäßig erwählten Fürſten als Nationaloberhaupt anzuerkennen.“ Gegen eine ſolche Faſſung der Frage hat kein Publiciſt vernünftiger Weiſe etwas einzuwenden gefunden; fürwahr ein abendländiſches Cabinet würde ſchwerlich ſeine Forderungen ſo geſchickt einzukleiden gewußt haben. Was verſtand denn nun aber Rußland eigentlich unter einer „Wahl in geſetzlicher Form?“ Giebt es denn eine geſetzmäßig beſtimmte Form für die Erwählung eines ſerbiſchen Groß-Kneeſen, wie für die moldauiſche und walachiſche Fürſtenwahl und für die weiland Königswahl in Ungarn und Polen? Glücklicher Weiſe iſt davon in Serbien keine Spur zu finden; der ſerbiſche Thron iſt kein Wahlthron, er iſt zu allen Zeiten, im Mittelalter ſowohl, als in unſeren Tagen, als erblich betrachtet worden. Der Fall einer Thronentſetzung iſt in dem ſerbiſchen Geſetze auf keine Weiſe bedacht, und es bleibt demnach ganz der, vielleicht etwas ſtür-

miſchen, aber unwiderſtehlichen Volksgewalt anheimgegeben, zu entſcheiden, ob ein Herrſcherſtamm ſich des Thrones unwürdig gemacht habe. Das Beſtreben Rußlands, den Großmächten die ſerbiſche Frage als einen, für jetzt allem Anſcheine nach beigelegten Wahlſtreit darzuſtellen, zweckt auf nichts Geringeres ab, als auf gänzliche Umgeſtaltung der politiſchen Verfaſſung Serbiens und auf die Verwandlung eines erblichen Thrones in einen Wahlthron: indem Rußland vorgeblich einer Revolution entgegenarbeitet, zeigt es ſich ſelbſt als durchaus revolutionär.

Aber, wird man ſagen, wenn der ſerbiſche Thron erblich iſt, ſo ſetze man doch die von Europa als rechtmäßig anerkannte und von Rußland verbürgte Dynaſtie, die Obrenowitſch, wieder ein. Darauf hatte auch Rußland anfangs gedrungen. Warum iſt es denn nun von dieſem anſcheinend ſo billigen Verlangen abgeſtanden? Warum hat es blos eine neue Fürſtenwahl gefordert und ſich anheiſchig gemacht, den Neugewählten, und wäre es ſelbſt der jetztregierende Fürſt, anzuerkennen? Es iſt unbegreiflich, wie man ſich ſo hinter's Licht führen laſſen und nicht gemerkt hat, daß Rußland, indem es den übrigen Großmächten in dieſem Puncte anſcheinend nachgab, in Wirklichkeit weiter gekommen iſt, als es irgend hoffte, und ſich auf dieſe Weiſe einen breiteren, ſicheren Weg nach Konſtantinopel gebahnt hat, als ſelbſt die Beſetzung des Balkan ihm gewährt haben würde. In der That, hätte Rußland ſich darauf beſchränkt, die Wiedereinſetzung des geſtürzten Fürſten zu verlangen, es würde ihn haben in ſein Land zurückbringen und durch die Gewalt ſeiner Bajonette unterſtützen können, gleichwie es den Miloſch ſo lange Zeit durch ſein diplomatiſches Uebergewicht aufrecht hielt; allein der wiedereingeſetzte Herrſcherſtamm, der immer nur auswärts ſeine Stütze ſuchte und von den Serbiern nie wohlgelitten war, würde früher oder ſpäter doch wieder geſtürzt worden ſein, und dann wäre es um den ruſſiſchen Einfluß geſchehen geweſen. Dagegen hat nun der Czaar, indem er eine neue Fürſtenwahl veranlaßte, ſowohl dem Sohne Czerni Georg's, als dem Sohne Miloſch's die Erbberechtigung abgeſprochen, hat im Namen der „Geſetzmäßigkeit" dem einzigen chriſtlichen Volke des Orients,

welches, vermöge seines kriegerischen Sinnes und seiner weitverzweigten politischen Verbindungen in der Türkei, im Stande wäre, ihm den Weg zum mittelländischen Meere zu versperren, die Anerkennung althergebrachter dynastischer Grundsätze verweigert. Indem er gegenwärtig scheinbar den Wünschen des Volkes nachgiebt, stellt er vor den Augen Europas das serbische Herrscherthum als das Ergebniß einer Wahl dar, und denkt eben darum, dasselbe wiederaufheben zu können, sobald seine Agenten eine passende Gelegenheit dazu gefunden haben werden; — kurz er hat einen provisorischen Zustand, der es ihm möglich macht, seine Ränke fortzuspinnen, herbeigeführt, anstatt einen dauernden Zustand zu begründen, der die serbische Nationalität mehr und mehr befestigt haben würde. Und Europa läßt sich so gutwillig durch diese Kniffe übertölpeln, während es ihm ein Leichtes gewesen sein würde, Rußland dazu zu bringen, seine eigentliche Absicht rund heraus zu erklären. Hätten England und Frankreich nur ganz einfach dem russischen Ultimatum ihre Beistimmung versagt, sie würden ohne Frage den Czaar vermocht haben, ein neues aufzusetzen, worin er auf sein früheres Verlangen zurückgekommen wäre; der russische Hof hätte um seines Ansehens Willen und im Namen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Fürstenrechtes die Wiedereinsetzung der Dynastie, für die er Bürgschaft geleistet, verlangt. Dann erst wäre die Frage auf ihren rechten Standpunct zurückgekommen: Europa hätte sich für eines der beiden Herrschergeschlechter, entweder für das des Miloſch oder für das Czerni-Georg's zu entscheiden gehabt.

Wie hat sich nun die serbische Nation dabei benommen, als sie von Europa so schmählich im Stiche gelassen wurde? Sie hat standhaft zur Dynastie Georg's, als der allein rechtmäßigen, gehalten. Rußland hat, da es den Sohn Miloſch's zurückberufen und eine neue Wahl veranstalten wollte, in ersterem Puncte nachgeben müssen, hinsichtlich des letzteren aber sich eines scheinbaren Sieges versichert. Man schritt zu einer neuen Wahl, einer Scheinwahl, gegen welche die Mehrzahl des serbischen Volkes, da sie, was sie einmal beschlossen, nicht wiederum in Frage stellen wollte, Einspruch that. Diese parlamentarische Komödie war nur darauf berechnet, Europa

über die Rechtmäßigkeit des den Georgewitschs von der Nation übertragenen Herrscherthums zu täuschen; die Serben aber nahmen dieselbe nie für Ernst.

Die türkischen Minister haben diese lange Krisis geschickt zu benutzen gewußt, um die Slawen wieder für sich zu gewinnen, indem sie, ungeachtet der Drohungen des Czaars, die serbischen Patrioten in ihrem Kampfe gegen die von den christlichen Mächten begünstigte Zwingherrschaft aus allen Kräften unterstützten. Unter allen fremden Mächten haben sie allein die gerechte und nationale Sache aufrecht erhalten, indem sie, auf Grund der Verträge von Akjerman, Bukarest und Adrianopel die Autonomie der Serbier — d. h. ihre innere politische Unabhängigkeit, welche nothwendig das Recht, ihre Gesetze zu ändern und, wofern es wünschenswerth erscheinen sollte, ihr Oberhaupt zu wechseln, voraussetzt — verbürgten. Auf diese Weise hat der Sultan die Rajas für sich gewonnen und ihnen die europäische Intervention verleidet; man kann wohl sagen, daß hierbei die barbarischen Diplomaten der Pforte weit mehr Einsicht gezeigt haben als die Staatsmänner der civilisirten Welt.

Serbien kann, von den europäischen Mächten mehr unterdrückt als unterstützt, die geknechteten Nachbarprovinzen nicht mehr aufwiegeln, noch sie in Schutz nehmen, wie es unfehlbar thun würde, wenn es nicht für den Schützling der Mächte gälte. Sonach können allein die Uskoken von Montenegro, welche, da sie als Räuber betrachtet werden, glücklicher Weise von dem europäischen Rechte unberührt bleiben, als bewaffnete Freiheitsmänner auftreten; sie haben keine Rücksichten gegen die barbarischen Forderungen eines status quo, der ihnen nichts gefrommt hat, noch gegen eine Diplomatie, welche ihn verlängert. Wohl wird man einwenden, daß ein Staat, der kaum 120,000 Angehörige zählt, nicht als solcher anzuerkennen sei; allein dieser Staat stützt sich auf 18,000 erprobte und stets kampfbereite Krieger, und das übrige Volk verschanzt sich hinter seinen Felsen, so daß sie leicht — wie die Erfahrung gelehrt hat — Heere von 100,000 Mann vernichten können. Czernagora birgt in seinem Busen den Keim einer Kraft, die in stetem Wachsen begriffen ist; um

indessen die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken, darf es nicht fürder vereinzelt dastehen. Seine Gränze ist nur eine kleine Tagereise von der Serbiens entfernt; wenn beide serbische Staaten einander die Hand reichen, werden sie dem Auslande gegenüber eine achtunggebietende Stellung einnehmen und zugleich durch ihren moralischen Einfluß auf das Innere des Türkenreiches Bosnien und die Herzegowina bestimmen, sich ihnen einzuverleiben. Es giebt in diesen beiden Provinzen große Districte, welche das Türkenjoch abgeschüttelt haben und gegenwärtig — so zu sagen wider Willen der Großmächte — frei leben; allein es herrscht in diesen Gauen oft Gesetzlosigkeit, weil man ihnen keine geregelte Verfassung vergönnt und sie hindert, mit Serbien einen brüderlichen Bund, der ihr dringendstes Bedürfniß ist, zu schließen. Das einzige Mittel, den inneren Frieden in der europäischen Türkei herzustellen, bleibt aber immer: daß man die von Natur zwischen Serbien und den übrigen freien serbischen Gauen bestehende Gesammtbürgschaft als gesetzmäßig anerkenne. So lange diese Anerkennung nicht erfolgt ist, werden die Uskoken nicht aufhören, ihre Büchsen der Sache ihrer Rajabrüder zu widmen und durch ihre Nationalunternehmungen den wankenden Thron von Konstantinopel zu untergraben.

Anlangend die 600,000 muselmännischen Bosniaken, die einzigen unter allen Serben, welche noch nicht nach einem Bunde mit dem Fürstenthume Serbien Verlangen tragen, so werden sie bald ihrer Vereinzelung müde werden. Diese Bosniaken verdanken ihr Fortbestehen als ein von den Osmanlis verschiedener Stamm lediglich der Nachbarschaft der unabhängigen Serben. Hätte nicht jeder von den türkischen Beamteten gemißhandelte Spahi die Möglichkeit, binnen 24 Stunden eine Zuflucht bei den Uskoken zu finden, so würde dieses ganze Renegatenvolk längst schon gezwungen worden sein, türkisch zu sprechen. Was hat die Pforte nicht alles gethan, um dieses Land zu Grunde zu richten! Gegenwärtig werden die stolzen Spahis wie Rajas behandelt; ihrer ganzen Habe beraubt, sehen sie sich genöthigt, sogar ihre golddurchwirkten Tokas und ihre Karabiner zu verkaufen, um nur ihre Steuern an die Pforte zahlen zu können. Aber wenn sie anscheinend

unterwürfiger geworden ſind, hängen ſie darum jetzt feſter an dem Sultan? Weniger als je. Sie werden von Rachedurſt verzehrt, und da ſie ihn nicht befriedigen können, ſeitdem der Nizam mit ſeinen Kanonen ſich in ihren Kulas und Feſten eingeniſtet hat, nehmen ſie zu den niedrigſten Schmeicheleien ihre Zuflucht, um die Paſchas und die von der Pforte eingeſetzten Ajans für ſich zu gewinnen. Fortan werden die Empörungen nicht mehr die offene, freie Willensäußerung der Nation ſein, ſondern das Ergebniß der geheimen Umtriebe einiger ehrgeizigen Paſchas, welche das Slawenvolk als Bollwerk gegen ihre eigenen Oberherren gebrauchen werden.

Mag man auch die unglücklichen Opfer beklagen und die Gewaltthätigkeit, mit welcher das türkiſche Cabinet auf den Untergang der Spahis hinarbeitet, verdammen, ſo iſt doch auch leicht vorauszuſehen, daß das Geſchick der Bosniaken ſich ganz anders geſtalten wird, als die Osmanlis es erwarten. Indem ſie glauben, nur für ſich zu handeln, ziehen ſie, ohne es ſelbſt zu ahnen, die Kräfte der ſerbiſchen Nation mehr und mehr auf einen Punct zuſammen und bereiten ſo den Bundesverein der verſchiedenen Zweige dieſes ungebändigten Volkes vor. Zu Anfange des Jahres 1843 hat ein, ganz beſonders an Bosnien gerichteter Hattiſcherif die Aufhebung aller Privilegien der Spahis beſtätigt und die Rajas den Anhängern des Koran völlig gleichgeſtellt. Dieſer neue Gewaltſtreich der Pforte kann ihren Einfluß nur ſchwächen, wenigſtens in denjenigen Diſtricten Bosniens, wo die Chriſten die Minderzahl ausmachen, und der Fanatismus der Muſelmänner — ganz entgegengeſetzt der ſonſtigen Richtung des Islam — ein rein-patriotiſcher Fanatismus iſt, indem dieſe Krieger das Vaterland ſelbſt noch über die Religion ſetzen. Wenn alle die Rechte und Privilegien, welche bisher die Bosniaken zu einer beſonderen Geſellſchaft machten, unwiederbringlich vernichtet ſein werden, dann werden die ſlawiſchen Spahis, voll Verachtung gegen eine aſiatiſche Religion, deren hoher Prieſter ſie unterdrückt, den Giaurs die Hände reichen. Die Nothwendigkeit dieſer Annäherung wird in Bosnien bereits von allen, die einer erhabeneren Geſinnung fähig ſind, erkannt.

Bosnien zerfällt in ideeller Beziehung in zwei Haupttheile, wovon der eine (die nördlichen und östlichen Nahien) an das Fürstenthum Serbien, der andere (die südlichen und westlichen Nahien) an Montenegro stößt. Diese beiden, in stetem Aufruhr befindlichen, Gebiete werden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie sich an jene beiden Staaten, die von verschiedenen Seiten auf sie drücken und sie beherrschen, anschließen werden.

Fast eben so verhält es sich mit dem ganzen nördlichen Albanien, welches dazu verurtheilt zu sein scheint, so lange unter der verheerenden Gewalt der Montenegriner zu seufzen, bis endlich der serbisch-mirditische Bund von der Pforte anerkannt sein wird. Unglücklicher Weise nun hegen viele zwischen Montenegro und Macedonien angesessene katholische Stämme Albaniens immer noch eine starke Abneigung gegen ihre, der schismatischen Religion zugethanen, serbischen Nachbarn; oft entspinnen sich zwischen den Serben und jenen Stämmen fanatische Kämpfe, welche keine andere Folge haben, als daß sie die Reihen der Vertheidiger der römischen Kirche mehr und mehr lichten. Durch ihre Zahl sowohl, als durch ihre Verfassung erhalten die Schismatiker mehr und mehr das Uebergewicht, und wofern nicht das Ausland sich in's Mittel schlägt, werden die freien Katholiken Albaniens genöthigt sein, sich an die Slawen anzuschließen, die mit den Schipetaren schon dermaßen untermischt sind, daß man die beiden Volksstämme politisch nicht mehr von einander unterscheiden kann. Bei dem einen Zweige der Mirditen, den Dibranen, scheint die Verschmelzung eben vor sich gehen zu wollen: schon hat ein Theil des großen Stammes der Klementi sich mit den Montenegrinern verbündet; es dürften also nur noch die übrigen mirditischen Phare Nord-Albaniens, — nahe an 100,000 Köpfe — zwischen denen viele serbische und bulgarische Ansiedler zerstreut leben, in dieselbe Bahn geleitet werden. Um diese Umwälzung zu beschleunigen, sucht Czernagora seit 1839 unaufhörlich, theils durch Waffengewalt, theils durch sein moralisches Uebergewicht, auf jene Thäler einzuwirken, deren Bewohner es theils zu Unterthanen, theils zu Bundesgenossen macht. Die Dibranen haben sich endlich im Jahre 1840 mit

den aufrührerischen Rajas von Bosnien verbündet, und seitdem ist die Freundschaft zwischen beiden Völkern immer inniger geworden, gleichsam als sollte dadurch der Unabhängigkeit, welche diese Stämme mit ihrem Blute errungen haben, das Siegel aufgedrückt werden.

Die zweite Gruppe freier Stämme, die Mattier, — an 70,000 Köpfe stark — deren Regierung in den Wäldern von Drosch ihren Sitz hat, kommt, vermöge ihrer südlichen Lage, am wenigsten mit den Slawen in Berührung; indessen kann doch die Mattia, wegen der Nachbarschaft der wilden muselmännischen Stämme Toskariens und der Musasche, nicht umhin, der serbisch-bulgarischen Union beizutreten, wenn sie anders ihre althergebrachten Rechte gegen die Uebergriffe des Nizam vertheidigen und nicht das Schicksal der Maroniten des Libanon erleiden will. Der schismatische Vladika von Czernagora und der katholische Vladika von Drosch sollten doch endlich einsehen, daß ihr beiderseitiges Interesse eine politische Vereinigung der beiden Landschaften verlangt. Sind sie mit einander verbündet, so verdoppeln sie ihre Kräfte und können jeder dem Feinde ein kampfgewohntes Heer von 50,000 Mann entgegenstellen.

Selbst die muselmännischen Albanesen haben keine andere Wahl, als durch ihre Vereinigung mit den Slawen sich frei zu machen, oder, indem sie in ihrer Absonderung beharren, ganz Türken zu werden. Das administrative Centralisationssystem, welches der Diwan seit Sultan Mahmud befolgt, wird die albanesischen Mohammedaner ebensowenig als die bosniakischen schonen; die Stämme Albaniens können nur mit gewaffneter Hand ihre alte Verfassung behaupten, aber ihre vereinzelten Aufstände in den Jahren 1830, 1832 und 1836 haben ihnen hinlänglich beweisen können, daß, wenn sie allein stehen, sie fortan stets von Nizam werden geschlagen werden. Ganz anders aber wird es sein, wenn sie in den Serben von Czernagora eine Stütze finden. Diese Verbindung ist für die muselmännischen Albanesen das einzige Mittel, ihr Volksthum gegen die Türken zu vertheidigen, und für die katholischen Albanesen, das Joch abzuschütteln, welches die von Oesterreich ausgesandten italienischen Mönche ihnen auferlegen.

Die den Serben und deren Verbündeten bei weitem überlegenen Bulgaren gehen gleichfalls einem neuen Geschicke entgegen. Wenn ihre politische Wiedergeburt sich bis jetzt weniger rasch als die von Serbien entwickelt hat, so trägt wohl die stetige Lebensweise der ackerbauenden Bulgaren davon die Schuld. Dieser Lebensweise haben sie es unstreitig zu danken, daß sie, bei aller sonstigen Rohheit, in mancher Beziehung gesitteter sind als die Serbier; allein diese Sitten gerade haben sie auch mit Bedürfnissen bekannt gemacht, von denen ihre Nachbarn nichts wissen, und die der türkischen Zwingherrschaft in Bulgarien Vorschub leisten. Um diese Rajas aus ihrer Erniedrigung emporzuheben, bedarf es ganz anderer Mittel, als um das serbische Volk neu zu beleben. Man muß dem Bulgaren mehr von seiner Hütte und von seinem Dorfe als von seinem Vaterlande vorreden: er wird nur dann zu Opfern geneigt sein, wenn es gilt, seine Landwirthschaft zu verbessern, seiner Familie ein günstigeres Geschick zu bereiten und das Ansehen seiner Gemeinde zu heben. Unter allen Völkern der europäischen Türkei sind die Bulgaren das einzige, welches den Hattischerif von Gulhane für Ernst nehmen kann; sie allein sind in ihrer Entknechtung noch so weit zurück, daß sie diese Verordnung als Waffe gegen ihre Unterdrücker gebrauchen können. Der Hattischerif ist freilich nur ein Köder, das letzte Mittel einer geschwächten Zwingherrschaft, welche, da sie die Völker nicht mehr mit Gewalt unter'm Drucke halten kann, sie wenigstens mit List und Bestechung zu bemeistern gedenkt. Er — das Product abendländischer Reformatoren, welche den Orient franconisiren wollen — zweckt darauf ab, uralte Volksthümer zu vernichten, um sie alle in Eins zusammenzuschmelzen, als ob ein Gesetz das bewirken könnte, was der Säbel der Türken, als er der Schrecken der Welt war, nicht durchzusetzen vermochte. Da aber die ottomanische Pforte es für gerathen hielt, der Sache wenigstens einen Anstrich von europäischem Liberalismus zu geben, so stellte sie in jener Magna charta einige höchst folgenreiche Grundsätze auf, z. B. den von der Gleichheit der Christen und Türken im Reiche, — ein zweischneidiges Schwert, welches man ebenso gut gegen als für die Osmanlis gebrauchen kann.

Auf diese Weise bietet der Hattischerif, so trügerisch er auch sein mag, doch wenigstens den Unterdrückten eine parlamentarische Waffe, eine Möglichkeit zu gesetzlichem Widerstande. Die Bulgaren müssen sich so oft als möglich auf ihn berufen, ihn mit vereinten Kräften vertheidigen und unablässig in Petitionen an die Pforte gegen die Beeinträchtigungen, die er erleiden dürfte, protestiren. Zum Glück erlaubt es das orientalische Herkommen den Rajas, sich in beliebiger Menge um ihre Klöster zu versammeln: die bulgarischen Patrioten müssen dieses Recht, welches ihnen mindestens ebenso viel, wo nicht mehr, Einfluß auf das Volk verleiht, als wenn sie eine Tagespresse hätten, auf alle Weise zu nutzen suchen. Jene Sobors oder slawischen Meetings senden seit einigen Jahren häufig Deputationen aus, um ihre Beschwerden vor den Thron des Sultans zu bringen. Diese Abgeordneten setzen sich der Gefahr aus, eingekerkert zu werden; die Gemeinden müssen also für sie oder ihre Hinterbliebenen Geld zusammenschießen und die unglücklichen Opfer mit allen möglichen Ehren überhäufen, um ihr Loos beneidenswerth zu machen. Da der Hattischerif die Gleichstellung der Christen und Türken ausgesprochen hat, so folgt daraus, daß sie beiderseits auch gleiche Rechte haben müssen. Indem das Gesetz bestimmt, daß die christlichen Gemeinden und Brüderschaften auf gleichem Fuße mit den türkischen Gemeinden behandelt werden sollen, kann das bulgarische Volk gesetzlich verlangen, daß da, wo ausschließlich Christen wohnen, die Gemeinderäthe ausschließlich aus Christen bestehen, gleichwie sie bei den rein-türkischen Gemeinden auch einzig aus Türken zusammengesetzt sind. Eine solche Emancipation der bulgarischen Gemeinden kann, als eine nothwendige Folgerung aus dem Hattischerif, auf gesetzlichem Wege und ohne Blutvergießen durch eine Agitation nach Art der irländischen erzielt werden. Ist aber die Agitation auf diesen Zweck gerichtet, so muß sie, weit entfernt unterdrückt zu werden, — was gesetzwidrig wäre — vom Sultan auf alle Weise gefördert werden, da sie ihm die Mittel an die Hand giebt, sein Versprechen zu erfüllen, denn der Sultan kann nicht, ohne die von ihm verliehene Charte Lügen zu strafen, den Bulgaren Freiheiten verweigern, deren alle

türkischen Gemeinden theilhaftig sind. Die Wiederherstellung der Municipalfreiheiten ist die Grundlage der Wohlfahrt des Türkenreiches, und sie hat für Türken wie für Christen gleiche Wichtigkeit. Ueberall, wo der Osmane außerhalb seines häuslichen Kreises in Verhältnisse eingreift, macht er durch seine unersättliche Gier nach Monopolwesen und Zwingherrschaft die Quellen des Reichthums versiegen und erstickt den strebsamen Sinn der Eingeborenen.

Es ist ganz natürlich, daß die Gemeinderäthe größerer Städte, die in der Regel aus 13 Mitgliedern bestehen, neben dem Bischof und den christlichen Stareschinen, den Kadi, den Pascha und seine Kiajas, als Vertreter der muselmännischen Bevölkerung, in ihren Schooß aufnehmen müssen, allein unrecht, ja schändlich wäre es, wenn in den ausschließlich von Bulgaren bewohnten Dörfchen der Gemeinderath sich immer nur unter dem Vorsitze eines von dem Pascha dazu verordneten Türken versammeln sollte.

Eine gleiche Verachtung des Naturrechtes legen die Türken in Betreff der Provinzialversammlungen an den Tag, zu welchen alle Gemeinden des Districtes aufgefordert werden, ihre Abgesandten zu schicken, um sich über öffentliche Angelegenheiten, über Straßen- und Brückenbau. über die Vertheilung der Abgaben und der öffentlichen Arbeiten zu berathen. Auch dort sind der Vorsitzende und die Secretaire Abgeordnete des Paschas, welche durch Einschüchterung die Stareschinen zwingen, durchaus zu Gunsten der Türken zu stimmen und so den unleidlichsten Plackereien den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken; dadurch aber läuft die angebliche Gleichheit zwischen Türken und Christen auf eine neue, nur noch höhnendere und empörendere Sclaverei der Rajas hinaus. Die Bulgaren haben thatsächlich ihre Provinzialversammlungen, so gut wie ihre Gemeinderäthe, verloren, und doch ist das Bestehen dieser Einrichtungen durch den Hattischerif erst rechtlich festgestellt. Die Bulgaren müssen nun durch energisches Auftreten die Wiederherstellung derselben zu erlangen und, anstatt der türkischen Kiajas, Stareschinen ihres Stammes und ihrer Wahl zu Ortsvorstehern zu erhalten suchen. Durch diese Wiederherstellung der Gemeindeverfassung werden

in keiner Art die Rechte des Sultans geschmälert. Es gilt hier nicht, die Bulgaren auf dieselbe Stufe der Freiheit zu erheben wie die Serbier: ein solcher Gedanke wäre Thorheit; allein man kann von den Türken, um ihrer eigenen Wohlfahrt willen, verlangen, daß sie den Rajas ein erträgliches Dasein bereiten, welches den beständigen Empörungen der Slawen von Bulgarien, Albanien und Bosnien ein Ende macht, und Maßregeln ergreifen, die die Kriegsflamme ersticken, indem sie die Streiter auseinander halten.

Diese Frieden schaffende Organisation würde den Gemeinden das Recht sichern, ihre Abgaben durch selbstbestellte Beamtete erheben zu lassen. So lange armenische Einnehmer sich in den Dörfern festsetzen können, wird kein Privateigenthum sicher und dadurch Handel und Wandel gehemmt sein. Was den Bulgaren hindert, unsere Producte gegen die seinigen einzutauschen, ist lediglich die Unsicherheit des Besitzes; Geld kann er verstecken, aber nicht so leicht Luxusartikel und Hausgeräthschaften, welche nur insofern Werth haben, als sie im Gebrauche sind. Jene beständige Furcht vor Brandschatzungen rührt nur davon her, daß armenische Einnehmer und türkische Richter in den Ortschaften ihren Sitz aufgeschlagen haben. Gelangten einmal die bulgarischen Gemeinden zu einer Selbstregierung, wäre es ihnen gestattet, ihre Abgaben ohne Zuthun muselmännischer Fiscalbeamteten zu erheben und einzuliefern, so würde die Sicherheit des Eigenthums bald Künste und Luxus hervorrufen.

Ein Haupterforderniß wäre übrigens, daß man den Auswanderungstrieb der Bulgaren zu regeln suchte, und der Handel allein kann diesen Zweck erreichen, indem er auf gewissen Puncten dem Auswanderer größere Vortheile böte als auf anderen. Ein Verein von Kaufleuten, welcher seine Bank oder Sparcasse im Auslande, vor der Raubgier der Türken gesichert, und sein Haupt-Comptoir an der Mündung der Maritza und des Struma hätte, würde bald mit dem Inneren der Landschaften manchfaltige Verbindungen anknüpfen und so einen Theil des Handels und der Producte des Balkans nach dem ägäischen Meere hinleiten. Sobald eine solche Gesellschaft im Stande wäre, gegen die von ihr zu liefernden

Rohstoffe, von ihren europäischen Geschäftsfreunden an Zahlungsstatt Manufacturwaaren zu verlangen, so würde sie unbedingt eine große Menge von Schiffsherren herbeiziehen. Blos und allein die Leichtigkeit gegenseitigen Austausches veranlaßt unsere Kauffahrer, weither aus Rußland jene Rohstoffe zu holen, welche der Bulgare weit billiger, aber nur gegen baares Geld liefert.

Ferner wird die Emancipation eine Umgestaltung in Betreff der Besetzung der höheren Kirchenämter zur Folge haben. Bis jetzt werden die Bisthümer ausschließlich an Griechen, nicht an Bulgaren vergeben. Diese Prälaten behandeln ihre Beichtkinder als ein geknechtetes Volk und erheben von ihnen Abgaben, welche nicht minder drückend sind und mit gleicher Härte beigetrieben werden wie diejenigen, welche der ungläubige weltliche Oberherr fordert. Um endlich die Lage dieser Bischöfe, die ihre Stelle von den Türken erkauft haben, unerträglich zu machen, muß der Raja unablässig gegen solch' schmachvolle Simonie protestiren. Er kann an den Sultan und den Patriarchen Petitionen mit Tausenden von Unterschriften richten, worin eingeborene Bischöfe verlangt werden und für jede Stadt ein bulgarisches Domcapitel. Die Versteigerung der Bisthümer, wie sie in Konstantinopel stattfindet, ist eine Schmach, welche die Slawen nicht länger dulden dürfen.

Man sieht, wie innig bei den Bulgaren das Geschick des Vaterlandes mit der Municipalfrage zusammenhängt. Gewiß wird man einwenden, daß jene Gemeindefreiheiten im Hattischerif von Gulhane, der nur ein Ausdruck der osmanischen Nationalität sei — nicht nur nicht enthalten, sondern ihm sogar entgegen seien. Aber die Souverainetät über Bulgarien gehört einzig und allein dem Hause Osman's und nicht dem türkischen Volke, welches höchstens über den Landstrich, den es bewohnt und bebaut, eine Hohheit in Anspruch nehmen kann, aber nicht darüber hinaus; es handelt sich also nicht darum, von den Türken zu verlangen, daß sie einem Rechte entsagen sollen, da sie ein solches nie besessen. Die Völker, welche ehedem wegen ihrer grausigen Zwistigkeiten unter die Herrschaft des Sultans gerathen sind, erkannten durchaus nur ihn allein

als Oberherrn an. Nun stelle man sich aber selbst auf den Standpunct der Sultane und betrachte ihre Eroberung als legitim: da kann doch die Erklärung, kraft welcher die Rajas und die Türken vor Abdul-Medschid gleich sind, — wenn sie keine eitle Vorspiegelung sein soll — nichts Anderes bedeuten, als daß die Rajas, ohne ihre slawische und griechische Nationalität aufgeben zu müssen, den Türken gleichgestellt werden und insofern dieselben Rechte erhalten wie die Osmanen.

Der Zustand der Bulgaren hat die größte Aehnlichkeit mit dem eines Volkes, welches in diesem Augenblicke die Theilnahme der ganzen Welt in Anspruch nimmt: des irländischen. In Bulgarien wie in Irland herrscht eine gleiche Art von staatsbürgerlichem und kirchlichem Drucke. Wie die Irländer, so sind die Bulgaren Unterthanen eines Souverains, der sich den Schein giebt, als nehme er sie in Schutz gegen seine Minister und gegen eine übermüthige, habgierige Aristokratie, welche sich zu einer fremden Religion bekennt und den Ertrag seiner Zehnten und des Schweißes der Eingeborenen im fernen Auslande verzehrt. Wie die Irländer, so können auch die Bulgaren ihre gesetzmäßige Opposition auf eine Verfassungsurkunde gründen, an welche auch ihre Herren gebunden sind; sie können in immer zahlreicheren Petitionen und nöthigenfalls durch Auflehnung gegen die ungerechten Fiscalpächter vom Sultan verlangen, daß er ihnen gegen seine Minister Recht verschaffe, daß er sie an seinen Paschas räche. Geschähe es aber, daß der Souverain, allzusehr von seinen Umgebungen bestrickt, nicht seinen eigenen politischen Weg gehen könnte, und die Geknechteten gezwungen wären, sich von Gottes und Rechts wegen zu empören, so stehen Bulgarien Kräfte und Mittel zu Gebote, welche Irland fehlen: sein jungfräulicher Urzustand, die treffliche Lage des Balkan, seine unzugänglichen und doch zugleich fruchtbaren Berggipfel, wo Empörer, selbst wenn sie eingeschlossen würden, sich jederzeit mit den Erzeugnissen des Bodens verproviantiren und Jahrhunderte lang halten könnten.

Unterdrückte Nationen, welche sich frei machen wollen, haben nur zweierlei Wege: den, welchen Irland, oder den, welchen Circassien eingeschlagen hat. Die Serbo-Bulga-

ren sind glücklicher Weise in der Lage, beide zugleich wählen zu können: nämlich in Bulgarien eine gesetzliche Agitation nach Art der irländischen zu organisiren und in den slawischen Bergen Bosniens, Albaniens und Montenegros sich wie die Tscherkessen zu schlagen. Das letztere Mittel — wird man sagen — mag angehen, es ist dasselbe, welches die serbischen Haiduken anwendeten, und schon ist es ihnen gelungen, zwei unabhängige Staaten zu gründen, welche unter Nationalfürsten stehen und in den freien Stämmen Albaniens kühne Bundesgenossen finden, die stets bereit sind, ihnen gegen ihre Dränger Hülfe zu leisten; die armen friedliebenden Bulgaren aber, welche noch keine nationale Verfassung haben, werden sie es jemals zu einer geregelten Ordnung bringen? Wird ihnen der türkische Eigendünkel nicht stets neue Hindernisse in den Weg legen? Wird nicht jedes Aufflammen des Volksgeistes von den Paschas mit Verachtung gestraft werden? Aber mag es auch geschehen, so haben doch die Kneesen und Stareschinen des Balkan ein sicheres Mittel, die Pforte zu zwingen, ihnen Gehör zu geben, und das ist: daß sie sich als die treuesten Unterthanen des Sultans bewähren, daß sie ihm einen Plan zu einer vom Volke selbst zu führenden Verwaltung vorlegen, welche für den kaiserlichen Schatz ersprießlicher wäre als die alt-osmanische, welche nur auf Erpressung und Raub ausgeht; und endlich noch müssen sie die gesetzliche Agitation so klug zu leiten verstehen, daß weder der Sultan, noch die europäischen Mächte sich veranlaßt sehen, zu Gunsten verrufener Paschas gegen die Volksmänner Partei zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Folgen der serbisch-bulgarischen Union für das osmanische Reich und für das europäische Gleichgewicht.

Die Türken dürfen offenbar heutzutage nicht mehr daran denken, das serbisch-bulgarische Volksthum, das sie in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe nicht haben vernichten können, niederzuhalten. Es bleibt ihnen fortan Nichts weiter übrig,

als mit den Rajas in Vaterlandsliebe und Thätigkeit zu wetteifern, wenn sie nicht dereinst von der christlichen Bevölkerung verschlungen werden wollen. Ein Kampf mit den Slawen würde für die Türken nur ein Todeskampf sein, und um ihnen auch sogar die Lust zur Gegenwehr zu benehmen, müssen die entwaffneten Raja-Bulgaren sich — ohne darum der Pforte untreu zu werden, innig mit den wahrhaft freien Serben verbinden. Diese Vereinigung ist, wenn es auf Gesinnung ankommt, eigentlich schon bewerkstelligt, obgleich keiner von beiden Theilen sie zum Ziele seines Strebens gemacht hat. Oefters schickt Bulgarien Abgeordnete nach Belgrad, um dem Senat von Serbien die Verfolgungen und Bedrückungen, die es von den Türken zu erleiden hat, zu schildern. Tausende von flüchtigen Bulgaren haben sich in dem Fürstenthum Serbien ansässig gemacht und genießen dort alle bürgerlichen Rechte. Freilich sind die Beziehungen zwischen beiden Völkern bisher nur sympathetische Bande gewesen, welche die gemeinsame Abstammung und Sprache und die Gemeinschaft des Joches geknüpft haben; aber die Zeit ist gekommen, wo, mit oder wider Willen des Sultans, eine festere Vereinigung aller Slawen seines Reiches sich bilden muß. Die Türken müssen nun das Ihrige thun, um zu verhindern, daß diese Verbindung dem Throne von Stambul verderblich werde; ganz besonders gefährlich aber würde dieselbe sein, wenn die Türken den Bulgaren das Selbstbewußtsein raubten und ihnen nur die Wahl zwischen verschiedenen Zwingherren freiließen. Dann würden die Rajas, indem sie sich mit stumpfem Knechtssinn der Leitung der serbischen Häupter überließen, bei diesen ehrgeizigen, kriegerischen Hirten die Lust erwecken, sie zu unterjochen, zur Feldarbeit und als Werkzeuge ihrer Macht zu benutzen.

Die Türken haben nur ein Mittel, um das, was der serbische Einfluß auf die slawischen Rajas für sie selbst sowohl, als für die Bulgaren Gefährliches hat, unschädlich zu machen, und das wäre, wenn sie den Letzteren alle Lust benähmen, ihren Oberherrn zu wechseln. Dieß wird ihnen leicht gelingen, wenn sie die Gemeinde- und Kirchenverfassung und den Handel Bulgariens wiederherstellen und diesen Bergvölkern

dazu behüflich sein wollen, daß sie mit ihren serbischen Brüdern in Macht und Thätigkeit wetteifern können. Auf diese Weise werden die Türken sich selbst vom Verderben retten und zwischen beiden slawischen Völkern ein Gleichgewicht herstellen, welches den Sultan in Stand setzen wird, seine Souverainetät zu behaupten. Damit aber das gute Vernehmen zwischen dem Sultan und den Bulgaren ein dauerndes werde, bedürfen diese einer Mittelsperson, eines Fürsprechers bei der Pforte. Durch den beständigen Mißbrauch ihrer Gewalt haben die Paschas sich unfähig gemacht, eine gegenseitige Verständigung herbeizuführen; da nun die Bulgaren im Inlande keine Stütze finden, müssen sie außerhalb einen trügerischen Schutz suchen und den russischen Czaar anflehen, wenn man sie fortan noch verhindert, sich an Serbien anzulehnen, welches zum Glück für die Bulgaren, wie für die Türken, im Reiche selbst gelegen und gleichsam von der Vorsehung dahin gestellt worden ist. In der That ist der Fürst der Serbier Vasall des Sultans; wenn er von der Pforte amtlich beauftragt wird, die Paschas von Bulgarien zu überwachen und ihre Gewaltstreiche zur Anzeige zu bringen, so spricht sich darin nur ein Zurückgehen auf frühere Regierungskunstgriffe — die, gegenseitiger Controle der Beamteten — aus. Der serbische Großknees könnte nicht ungestraft sein Schutzrecht mißbrauchen, indem der Sultan ihn vor seinen Richterstuhl fordern kann, und die Pforte würde hier weit ernstlicher eingreifen, als wenn die Bulgaren, — wäre es auch nur heimlich — anstatt des serbischen Fürsten, den moskowitischen Czaar als Schutzherrn anerkennten.

Bei solcher Lage der Dinge würde Serbien, wenn es die Schutzherrschaft übernähme, sich selbst durch die Gediegenheit und Stetigkeit seiner Schützlinge noch mehr befestigen, und wenn beide Völker so einander als Schutzwehr dienten, würden sie, durch ihre gegenseitige Gesammtbürgschaft gestärkt, mit Erfolg auftreten. Serbien, welches dann im Stande wäre, das moskowitische Joch abzuschütteln, würde die Bahn der russischen Politik verlassen und sich mehr an Konstantinopel anzunähern suchen. Obgleich der Sultan durch solche Zugeständnisse, die er den Bulgaren machte, seiner Krone zu

schaden schiene, würde er doch in Wirklichkeit seine Macht, mit dem den Russen entzogenen Einflusse, auf 8 Millionen Slawen, vermehren. Wenn aber im Gegentheil die Pforte sich nicht zu jenen liberalen Zugeständnissen verstehen will, so wird die Folge davon sein, daß die Serben und Bulgaren, von dem übrigen Europa im Stiche gelassen, Rußland als ihren gemeinsamen Beschützer betrachten. So läuft die Pforte, indem sie zu Viel bewahren will, Gefahr, Alles zu verlieren.

Wenn den Bulgaren die diplomatische Intervention Serbiens und die Reform ihrer Gemeindeverfassung fernerhin verweigert werden sollte, und sie in dem Czaar nur einen neuen Zwingherrn fänden, so bliebe ihnen noch ein letztes, aber gewaltsames, verzweifeltes Mittel, — der Haidukenkrieg. Sie müßten dann vorzüglich die freien Gebirge Albaniens und Bosniens zu Sammelplätzen wählen. Diese gewähren, da sie als Raubnester betrachtet werden und durch keine Verträge mit irgend einer Macht gebunden sind, den Bulgaren sicheren Schutz und Trutz gegen ihre Feinde. Aber, wird man sagen, wie kann dieses Volk, ohne Artillerie, ohne kriegskundige Führer, einen Kampf wagen? Darauf dient zur Antwort, daß dort eine geregelte Kriegführung überhaupt unmöglich ist. Die einzige Art von Kriegskunst, welche für die griechisch-slawischen Gebirgsgegenden sowohl, wie für die kaukasischen Länder taugt, bleibt immer die uralte orientalische. Die wohlberechnetsten, furchtbarsten Angriffspläne können im Balkan jeden Augenblick durch einen bloßen Haidukenüberfall zerstört werden. Artillerie ist dort mehr hinderlich als nützlich; hundert Büchsen, welche eine jener Schluchten bestreichen, die oft eine ganze Landschaft verschließen und nur einem Menschen auf einmal den Zugang gestatten, werden in vielen Fällen bessere Dienste leisten als hundert Kanonen. Ueberall, wo nicht Regimenter in geschlossenen Reihen kämpfen können, tritt die persönliche Tapferkeit in ihre vollen Rechte ein; da muß Mann gegen Mann kämpfen, und wer darf sich rühmen, in solchem Kampfe den orientalischen Slawen überwältigen zu können?

Selbst Rußland wird sich wohl hüten, diesen Fehdehandschuh aufzuheben; es wird fort und fort durch Ränke und

Verſprechungen im Orient vordringen; wollten aber die übrigen Mächte mit gewaffneter Hand ihre Vergrößerungspläne auf Koſten der orientaliſchen Slawen verfolgen, ſo würden ſie vergebens auf die Ueberlegenheit ihrer Kriegskunſt bauen. Der Sultan muß die Politik des griechiſchen Kaiſerreiches, die jederzeit, ſelbſt in der Periode ſeines Verfalles, höchſt weiſe war, zur Richtſchnur nehmen. Wodurch hat Byzanz, trotz den Angriffen des Islam und der Lateiner, ſich ſo viele Jahrhunderte lang gehalten? Nur durch Hülfe der Slawen, durch die Anſiedelungen jener ſlawiſchen Hirten und Ackerbauer, welche unaufhörlich jene entvölkerten Landſchaften neu belebten. Weit entfernt, jene Fremdlinge vom Heerbann auszuſchließen, — wie es der Sultan thut — bildeten die griechiſchen Kaiſer aus ihnen den Kern ihrer Heere, nahmen ſie zu ihrer Leibwache und als Gränzwächter; weit entfernt, von ihnen Tribut zu fordern, zahlten ſie ihnen ſolchen zum Lohn für ihre Kriegsdienſte. Später, als Byzanz, eben weil es ſich jene Völker entfremdet hatte, gefallen war, waren ſie es wieder, die den Sultan in Stand ſetzten, ganz Europa Trotz zu bieten; und nunmehr kann das Türkenreich ſeinem Sturze nicht entgehen, wenn es nicht ſeine alten Bundesgenoſſen, die es undankbarer Weiſe zu Heloten herabzuwürdigen gedachte, wieder an ſich zu ziehen ſucht.

Die ſerbiſch-bulgariſche Union ſchließt die kriegeriſcheſten Völker des Orients in ſich. Das Fürſtenthum Serbien kann allein von junger Mannſchaft 30,000 aufbringen, und Montenegro 20,000. Bosnien hat jederzeit ſeine 40,000 Mann geſtellt, und Albanien noch weit mehr; dieß giebt zuſammen 130,000 Mann nur allein von Serbien und ſeinen Nebenlandſchaften. Die Bulgaren werden freilich, obgleich an Zahl bei weitem überwiegend, wegen ihres friedlichen Sinnes — nicht mehr als 80,000 Mann zur Union ſtellen: man muß alſo die disponiblen ſlawiſchen Streitkräfte, welche für oder gegen den Sultan kämpfen werden, je nachdem er ſich für oder gegen die Emancipation der Rajas erklären wird, auf mindeſtens 200,000 Mann anſchlagen; ſobald es aber die Vertheidigung des Vaterlands gilt, kann man ſicherlich auf 400,000 ſerbiſch-bulgariſche Streiter rechnen. Man gebe nur

diesen Tapferen wieder ein Vaterland, so werden sie eifriger als selbst die Türken ein von der Donau oder dem Balkan her eindringendes fremdes Heer abwehren. Was hat auch der asiatische Muselmann, der in die Festungen Bosniens oder der Dobrudja versetzt wird, für ein persönliches Interesse dabei, ob diese Plätze den Oesterreichern oder Russen in die Hände fallen? Der Bosniak aber und der Bulgar wissen, daß diese Festen und diese Berge die Bollwerke ihrer Nation sind, und werden, wenn es Noth thut, sie als brave Haiduken vertheidigen. Indem sie die Gränzen des Reiches bewachen, werden sie ihre Stadt, ihre Hütte, die Wiege ihrer Kinder schützen, denn ihr Geschick wird hinfort mit dem des Reiches noch inniger verknüpft sein.

Der Vortheil, ein solches Bollwerk zu haben, welches den Bosporus von der Landseite her deckt, verdiente wohl, von dem Beherrscher des Bosporus mit einigen Opfern erkauft zu werden. Die Lage seiner Hauptstadt, die von dem Balkanlande mit Nahrung versehen wird, setzt ihn übrigens in Stand, jenen Bergbewohnern Absatzwege und Aussichten auf Wohlstand zu eröffnen, wie sie ihnen, unter den jetzigen Verhältnissen, keine andere Macht Europas bieten kann. Sobald der Türke darauf verzichtet, den Slawen auspressen zu wollen, und ihm seine alten Gemeindefreiheiten wiederverleiht, wird die verkümmerte Gewerbthätigkeit neuen Aufschwung erhalten, werden blühende Städte aus der Wüste erstehen; der zur Zeit auf Konstantinopel beschränkte Verkehr wird sich über die Provinzen ausdehnen und, aus seinem Bette heraustretend, die schönste Halbinsel der Welt überfluthen.

Will man das Reich Osman's zu Grunde richten, so behalte man den Status quo bei, — weiter hat das russische Cabinet nichts zu thun; will man es aber retten, so versammle man die Rajas um die Pforte und gebe dem Staate eine Verfassung, in welcher auch *sie* ihre Vertretung finden; — man gebe ihnen ein *Vaterland*. Der Staat sei nicht mehr türkisch allein, sondern auch griechisch und slawisch; jeder Volksstamm finde seinen Vortheil darin, dem Throne treu zu sein und ihn zu stützen: sonst wird das Mißbehagen des einen die Strebsamkeit des anderen hemmen und eine Wiedergeburt

unmöglich machen. Die Integrität des Reiches ist eine Lebensfrage für den Orient, und die Zerstückelung der Türkei würde Europa eine Wunde schlagen, weit tiefer noch als die Theilung Polens. Anstatt zu zerstückeln, muß man neu beleben, alle aus Unwissenheit oder Fanatismus vernachlässigte Kräfte wieder in Thätigkeit setzen; der Hattischerif von Gulhane muß eine Wahrheit werden, so daß die Christen, wie sie jetzt bürgerlich gleichgestellt sind, auch zu politischer Gleichheit gelangen. Die, welche sich von Rußland einreden lassen, daß die christliche Civilisation an diesen Gestaden nicht gedeihen könne, wenn nicht die Muselmänner davon verdrängt würden, sind in bedauernswerthem Irrthum befangen. Die Vertreibung der Muselmänner würde das Land nur noch mehr veröden, und sie sind ja schon so sehr zusammengeschmolzen, daß sie keine Besorgniß mehr einflößen können. Lassen wir die Osmanlis und die Christen sich mit einander einrichten, jeden nach seinen Sitten und Gesetzen; das Volk, welches in seiner Ausbildung zurückbleibt, wird ja ohnedieß früher oder später, schon allein wegen seiner moralischen Nichtigkeit, seiner Herrschaft verlustig werden. Die Griechen-Slawen mögen es nur geduldig abwarten; mit der steigenden Aufklärung wird die Kraft des Reiches auf sie übergehen; die Städte und die Häfen, welche sie anlegen, werden nach und nach die der Muselmänner öde machen; das Heer, die Flotte, der Staatsrath und endlich auch der Thron werden nothwendig christlich werden.

Unstreitig ist — wie die Türken selbst sagen — Europa giaurisch (d. h. christlich), Asien gehört allein dem Islam an; aber zum Danke dafür, daß der mächtige Islam in Asien so viele Millionen Christen, die er vernichten könnte, duldet, dürfte Europa wohl einigen muselmännischen Stämmen ein Obdach gönnen. Diese Stämme zählen kaum 2 Millionen Köpfe, größtentheils Slawen und Albanesen, also ächte Europäer. Verbannen wir sie, wo sollen sie dann eine Heimath finden? Eine solche Politik ist gehässig, und die Rajas selbst — großmüthiger als ihre vermeintlichen Beschützer — verwerfen dieselbe. Sie verlangen weiter nichts, als daß es ihnen gestattet sei, das Reich vor dem Untergange zu bewahren

indem sie ihre eigene Nationalität retten; sie wollen nur Ordnung und Erhaltung des Bestehenden; die Diplomaten aber wollen Anarchie, Bedrückung, Schrecken, damit früher oder später die Anwendung ihres alten Heilmittels, die Theilung des Orients, nöthig werde, und wenn es zu dieser Theilung käme, würden sie sich vergebens bemühen, dem Russen den Löwentheil aus dem Rachen zu reißen.

Ehedem, in den Zeiten roher Gewalt, sah man kleine Völker, unter der Aegide ihres Ruhmes und ihrer Tapferkeit lebend, von großen Nationen geachtet. Heutzutage, in dem Zeitalter der Menschen- und Völkerrechte, kann ein Volk dann erst auf Existenz Anspruch machen, wenn es bewiesen hat, daß es für sich allein allen anderen Trotz zu bieten vermöge. Um sich aus seinem gedrückten Zustande emporzurichten, muß es sich gewissermaßen wider Willen Europas frei machen, muß es, allen Cabineten der civilisirten Welt zum Trotz, thatkräftig auftreten. Glücklicher Weise ist in unseren Tagen keine Nation besser als die Serbo-Bulgaren im Stande, dem Bannfluche der Cabinete zu trotzen. Geschützt, wie sie sind, durch Felsen, Wälder und strenge Sitten, wäre es unverantwortlich, wenn sie bei'm Auslande Schutz suchen oder sich über die österreichisch-russischen Drohungen und Ultimatums Sorge machen sollten. Mögen sie Niemand muthwillig herausfordern, aber standhaft bleiben in Vertheidigung ihrer Rechte, die ihnen durch feierliche Verträge zugesichert sind.

Diese Serbo-Bulgaren — so sagen unsere Staatsmänner — sind Kinder, welche das Cabinet von St. Petersburg am Gängelbande führt, Barbaren, welche sich gegen die Verträge verschwören, denen sie ihre ersten Rechte verdanken, Barbaren, die, indem sie den Thron von Stambul untergraben, den Weltfrieden auf's Spiel setzen. Selbst die Oppositionsjournale blasen ohne Wissen und Willen mit den Diplomaten in ein Horn und schwärzen unablässig diese Völker an, als Mitschuldige der Moskowiten. Nach Aussage dieser in Irrthum eingefleischten Blätter könnten die Serbier nur auf Rußlands Bahn fortschreiten, und wären die beiden bulgarischen Aufstände von 1838 und 1840 nur die Ergebnisse der an der Newa ausgesponnenen Ränke. Zum Glück erwarten die Serbo-

Bulgaren ihr Heil weder von den Journalisten, noch von dem Czaar. Sie haben ihren eigenen Czaar, den Sultan; und wie sie stets gegen räuberische Paschas auf ihrer Hut sind, so sind sie auch jederzeit bereit, die Pforte zu vertheidigen. Die Serbo-Bulgaren wissen jetzt die Vortheile einer innigen Verbindung mit den Osmanlis zu würdigen, und ihr ehedem so glühender Türkenhaß ist aus Mangel an Nahrung erloschen. Die serbischen Oberhäupter an der Donau haben sich seit Vertreibung der Obrenowitsch alle unwillkürlich mit den Türken gegen die Russen verbunden; leider fehlt es nur der Pforte in diesem Augenblicke an Entschlossenheit; nachdem sie ihre slawischen Unterthanen angefeuert hat, beweist sie in dem Widerstande gegen die moskowitischen Forderungen weniger Energie als diese. Und doch, welcher Osmane, der sein Vaterland liebt, wäre so verblendet, daß er, beim Anblick der so rasch errungenen glänzenden Resultate der serbischen Emancipation, nicht alle Maßregeln billigen sollte, welche darauf abzwecken, den Serbiern einen weiteren Spielraum zu gewähren, und namentlich ihrem Einfluß auf die moralische und industrielle Entwickelung der Bulgaren Vorschub zu leisten?

Es ist unbegreiflich, wie die europäische Diplomatie, die sich doch das Ansehen giebt, als wollte sie in Persien, China und Amerika Dämme gegen Rußland aufführen, den unermeßlichen Vortheil nicht gewahrt, den sie aus dem gegenwärtigen Zustande der Donau-Slawen ziehen könnte. Leider nur sehen und beobachten das englische und französische Cabinet die slawischen Fragen lediglich durch die österreichische Brille. Nun kann aber Oesterreich es nicht ohne Eifersucht ansehen, wie die Serbo-Bulgaren sich den Türken nähern, eine Bewegung, welche auf nichts Geringeres abzweckt, als die beßte Hälfte der Donau wieder in die Gewalt der Orientalen zu bringen. Man wird von jener Macht vergebens erwarten, daß sie ihr Absperrungssystem an der Donau aufgebe und den Serbo-Bulgaren Vorschub leiste; denn es kommt ihr Alles darauf an, diesen Strom, der Wien speist, für sich zu behalten und ihre slawischen Provinzen, welche durch den serbisch-bulgarischen Freiheitsschwindel angesteckt werden könn-

ten, unter'm Drucke zu erhalten. Zudem hat Oesterreich wenig Fabriken, und das ungarische Donauufer liefert der österreichischen Industrie schon mehr rohe Produete, als sie verarbeiten kann; demnach sind die Erzeugnisse des serbisch-bulgarischen Bodens ihm nur zur Last, und es kauft sie blos zu herabgesetzten Preisen, ja fast nur aus Barmherzigkeit. Da indessen für Oesterreich, bei der unnatürlichen Stellung, welche ihm der Wiener Congreß angewiesen hat, die Herrschaft über die Donau eine Lebensfrage ist, so wird es genöthigt, mit seiner ganzen Wucht auf die Donauvölker zu drücken. Eine solche Verstopfung aller Hülfsquellen des Landes, zum Vortheil einer Macht, die dieselben gar nicht benutzt, ist unmenschlich, und die französische Presse sollte solche Unthat rügen, anstatt ihr Beifall zu zollen, wie sie wirklich thut, indem sie sich schmeichelt, die Rheingränze zu erlangen, wenn sie Deutschland nach Osten hindrängt, als ob man einen Feind dadurch auf einem Puncte schwächte, daß man ihn auf dem anderen verstärkt!

Was England betrifft, so widerstreitet es in keinem Puncte, als blos rücksichtlich seines corfu'schen Handels, den Interessen der Völker auf der orientalischen Halbinsel. Sein feindliches Benehmen ist demnach bisher lediglich gegen die Griechen gerichtet gewesen, um die Slawen dagegen, die nur mittelbar, durch ihre Colonieen in Albanien, mit den englischen Comptoiren in Berührung kommen, hat es sich wenig gekümmert. Frankreich allein könnte, wenn es im Orient eine entschiedenere Stellung einnähme, England auf liberalere Wege führen; so lange aber Frankreich in seiner Unthätigkeit beharrt, wird England, welches handeln will und muß, sich zu Rußland hingezogen fühlen. Es wird suchen, sich mit dem Czaar über die endliche Theilung der Welt zu einigen, und da sieht wohl Jeder ein, daß bei einer solchen Verbindung die Serbo-Bulgaren geopfert werden.

Seitdem Frankreich nicht mehr Italien und Dalmatien besitzt, hat es auch kein Interesse, den Aufschwung der Griechen-Slawen niederzuhalten, vielmehr würde ihre Wiedergeburt in unseren Handel einen höchst nöthigen Umschwung bringen, indem sie der Marine und dem Handel der deutschen Staaten, die uns

schon die einträglichste Ausfuhr nach dem Orient weggeschnappt haben, schadete. Um aber das verlorene Feld wiederzugewinnen, müssen wir uns nicht an Die anschließen, welche es uns entrissen haben. Unglücklicher Weise suchen aber die französischen Staatsmänner, dem Beispiele Englands folgend, ebenfalls mit Oesterreich und Rußland ihren großen Theilungsvertrag abzuschließen. Sie überlassen dem Czaar Konstantinopel und die europäische Türkei; die Serbo-Bulgaren, jene unüberwindlichen Vorkämpfer der slawischen Freiheit, jene unerschrockenen Wächter, welche den künftigen Socialzustand eines Volksstammes von 80 Millionen Menschen behüten, werden von unseren Diplomaten geringschätzig dem österreichisch-russischen Protectorate preisgegeben. Und warum? — Damit der Czaar geruhe, Frankreich zu gestatten, daß es die Maroniten und die lateinischen Katholiken — d. h. 500,000 bis 600,000 Menschen, die in dem unermeßlichen Oriente, mitten unter ihren christlichen Brüdern, als heimathlose Fremdlinge zerstreut leben — fernerhin in seinen alleinigen Schutz nehmen dürfe.

Man sieht also, der ganze Streit über die slawischen Interessen dreht sich fast nur noch um Rußland und um Die, welche es verschlingen will. Europa scheint darauf gefaßt zu sein, daß jener große Streit, der in seinen Augen Nichts weiter ist als ein Kampf zwischen Herren und Knechten, ohne seine Einmischung entschieden werde. Glaubt es vielleicht, daß es ihm fortan unmöglich sei, sich in's Mittel zu schlagen, fühlt es sich zu schwach, um dem Weltreiche Trotz bieten zu können? — Hat doch das serbische Völklein sich ihm zu widersetzen gewagt, so daß Rußland, nachdem es sich ein ganzes Jahr lang in Drohungen und Unterhandlungen erschöpft, am Ende in die Vertreibung der Obrenowitsch hat willigen müssen. Der Czaar hat den, wider seinen Willen, von den Serbiern gewählten Fürsten anerkennen müssen und sich bei diesem wichtigen Zugeständnisse Nichts weiter ausbedingen können, als jene angebliche Wiedererwählung desselben durch ein Schattenbild von Volksversammlung, welchem die Nation ihre Anerkennung versagte. Rußland ist also in jenen Balkanländern, deren Besitz ihm mehr werth wäre als selbst der

von Konstantinopel, keineswegs so mächtig, als man sich einbildet. Als Beherrscher des Balkan, würde der Czaar in der That Konstantinopel einschließen, aushungern und zu Grunde richten; beherrscht er aber den Bosporus, ohne den Balkan zu besitzen, so wird er von seiner Eroberung nicht den geringsten Gewinn haben und früher oder später genöthigt sein, schmachvoll wiederabzuziehen.

Man begreift nun wohl endlich die Wichtigkeit der serbisch-bulgarischen Union; sie ist dazu berufen, die Balkanländer gegen Rußland zu vertheidigen. Aber sie hat noch eine andere, nicht minder bedeutungsvolle Aufgabe: nachdem sie Konstantinopel vor den Russen gesichert hat, soll sie der Kaiserstadt wieder zu ihrem früheren Ansehen verhelfen, indem sie den großen Bund asiatischer und europäischer Völker, die zu allen Zeiten am Bosporus ihren politischen Mittelpunct hatten, vorbereitet. Nur dann wird an den classischen Küsten des Archipel, den der Slawe so treffend „das weiße Meer" (d. h. das freie Meer) nennt, dereinst ein griechisch-slawischer Amphiktyonenbund sich bilden, welcher die zerstreuten Glieder eines ungeheueren Volkskörpers zusammenfügt. Ein solcher Amphiktyonenbund läßt sich nur durch die serbisch-bulgarische Union herstellen, an welche die Türken durch ihre theuersten Interessen gekettet sind. Die Türken sind, nachdem sie lange Zeit Schiedsrichter zwischen Asien und Europa gewesen, auch jetzt noch die Vermittler zwischen dem Islam und dem Christenthume. Um diese Stellung zu behaupten, müssen sie nothwendig beiden Theilen gleiches Vertrauen einflößen; so lange sie aber den Rajas ihre bürgerliche Freiheit vorenthalten, werden sie dieselben nicht für sich gewinnen; das wissen sie sehr wohl, und darum ist auch von ihrer Seite kein Widerstand zu fürchten: sie werden nur dann die sociale Wiedergeburt der Rajas hemmen, wenn Rußland sie dazu zwingt, und wagten sie es dann, ohne fremde Hülfe, gegen die Rajas das Schwert zu ziehen, so hätte ihre Todesstunde geschlagen. Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß ein verzweifelter Kampf der slawischen Rajas weniger entscheidend sein würde als der der griechischen. Man bedenke nur, daß die Serbo-Bulgaren achtmal zahlreicher sind als die Bevölkerung des nunmeh-

rigen Königreichs Griechenland. Ein Einfall der Ruſſen und die Wegnahme von Konſtantinopel würde den Befreiungsbund der Serben und Bulgaren nur auf beſſere Zeiten hin vertagen. So lange dieſe tief in der Natur der beiderſeitigen Völker begründete Erſcheinung nicht zu rechtlicher Geltung und zur Oeffentlichkeit gelangt iſt, wird die Gährung im Stillen um ſich greifen, und die orientaliſche Frage ungelöſt bleiben.

Ende.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

In der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ſind folgende Schriften erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedrängtes

Handbuch der Fremdwörter

in

deutſcher Schrift- und Umgangſprache,

zum

Verſtehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger entbehrlichen Einmiſchungen,

von

Dr. F. C. Petri.

Das älteſte aller Fremdwörterbücher,

in der neunten tauſendfach vermehrten und ſorgfältig verbeſſerten Auflage, innerlich und äußerlich verjüngt.

Das Ganze wird aus 8 Lieferungen zu 10 bis 11 Bogen beſtehen, deren jede $\frac{1}{3}$ Thlr. koſtet, ſo daß der Subſcriptionspreis des vollſtändigen, über 80 Bogen ſtarken Werkes $2\frac{2}{3}$ Thlr. betragen wird. Sammler von Subſcribenten erhalten

auf 10 Exemplare 2, und
„ 20 „ 5 Freiexemplare.

Das vorliegende erſte Heft wird hoffentlich den Beweis liefern, daß unſer Fremdwörterbuch mit allen zahlreichen Nachahmungen in jeder Hinſicht in die Schranken treten kann.

F. L. Maitland,

Napoleon auf dem Bellerophon.

Aus dem Engliſchen überſetzt und als Nachtrag zu dem Tagebuche des Grafen Las Caſes herausgegeben

von

W. A. Lindau.

Mit einer Karte der Rade des Basques und der Einfahrten des Hafens von Rochefort.

gr. 8. broch. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dr. Joh. Georg Theodor Gräße,
Bibliothekar Sr. Majestät des Königs von Sachsen,

Handbuch der allgemeinen

Literärgeschichte

zum Selbststudium und für Vorlesungen.

Ein Auszug aus des Verfassers größerem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte.

Erstes bis viertes Heft.

gr. 8. broch. 2⅓ Thlr.

Dieser mit Benutzung aller seit dem Erscheinen des größeren Werkes auf dem Felde der Literaturwissenschaft neu herausgekommenen Schriften von dem Herrn Verfasser bearbeitete Auszug, zu welchem derselbe von vielen Seiten her aufgefordert worden ist, wird aus ungefähr 8 — 9 Heften bestehen, und eine Uebersicht d. allg. Lit. Gesch. von den ältesten Zeiten bis 1844 geben, ganz nach dem Muster der trefflichen kleineren deutschen Lit. Gesch. v. Gervinus, und bis Ende dieses Jahres in den Händen des Publikums sein. Unmittelbar nachher erscheint von dem größeren Handbuche des Herrn Verfassers der dritte Band oder die achte Abtheilung, die Literärgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts enthaltend.

A. Müller's

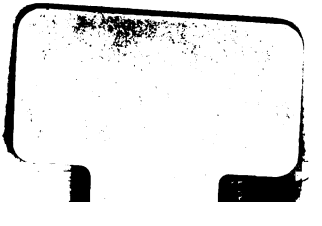
allgemeines Wörterbuch

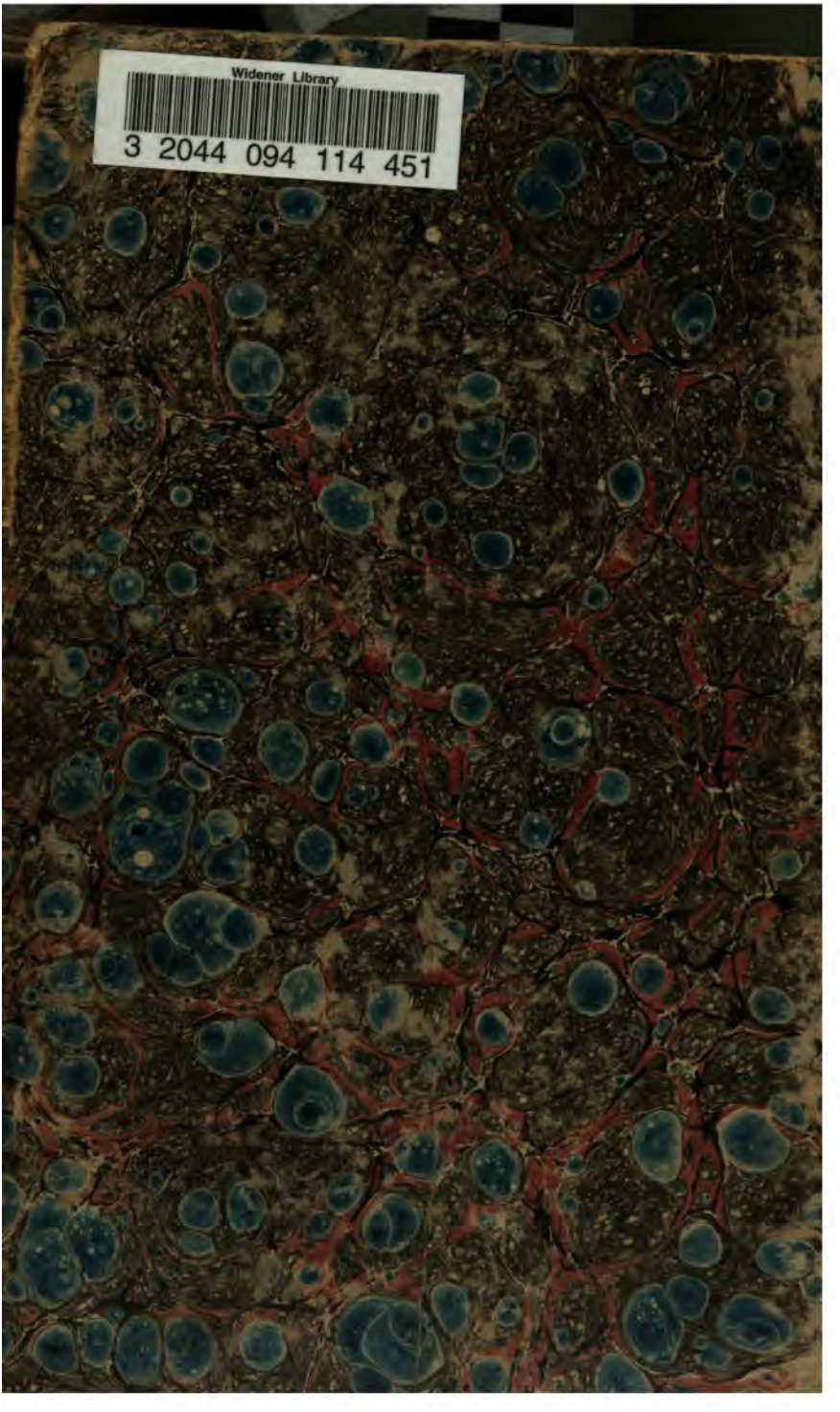
der Aussprache ausländischer Eigennamen,

und zwar griechischer, lateinischer, hebräischer, portugiesischer, spanischer, französischer, englischer, italienischer, schwedischer, dänischer, niederländischer, ungarischer, polnischer, böhmischer, russischer, persischer, arabischer Personen-, Länder-, Städte- und anderer Namen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; nebst einer allgemeinen Aussprachlehre, mit deren Hülfe man auch andere im Buche nicht vorkommende Fremdnamen aussprechen kann.

Zweite gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

8. geb. Pränumerationspreis 2 Thlr.




Widener Library
3 2044 094 114 451